98-84467 - 6

Spann, Othmar

Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre

Leipzig

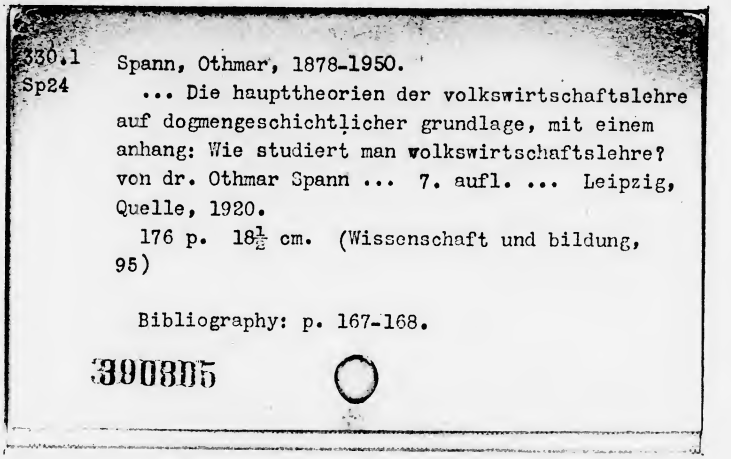
1920

98-84467-6
MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED -- EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD



330.1
Sp24

Spann, Othmar, 1878-1950.
... Die haupttheorien der volkswirtschaftslehre auf dogmengeschichtlicher grundlage, mit einem anhang: Wie studiert man volkswirtschaftslehre? von dr. Othmar Spann ... 7. aufl. ... Leipzig, Quelle, 1920.
176 p. 18½ cm. (Wissenschaft und bildung, 95)

Bibliography: p. 167-168.

390805

RESTRICTIONS ON USE: *Reproductions may not be made without permission from Columbia University Libraries.*

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 9 :1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 11/25/98 INITIALS: N.V.

TRACKING #: 33505

FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN ENTRY: Spann, Othmar

Die haupttheorien der Volkswirtschaftslehre

Bibliographic Irregularities in the Original Document:

List all volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

_____ Page(s) missing/not available: _____

_____ Volume(s) missing/not available: _____

__X__ Illegible and/or damaged page(s) p. 173

_____ Page(s) or volume(s) misnumbered: _____

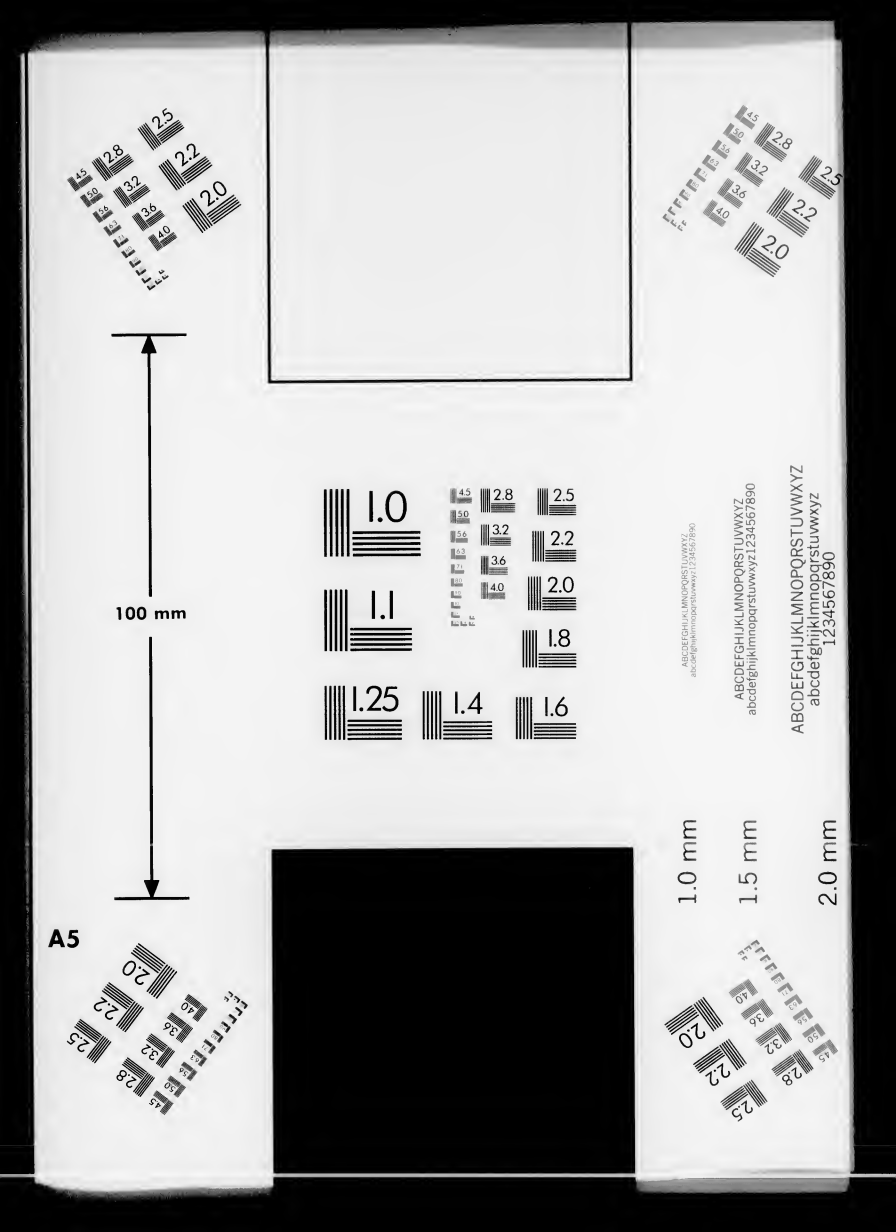
_____ Bound out of sequence: _____

_____ Page(s) or volume(s) filmed from copy borrowed from: _____

_____ Other: _____

_____ Inserted material: _____

TRACKING #: MSH33505


100 mm
A5
1.0
1.1
1.25
1.4
1.6
1.8
2.0
2.2
2.5
2.8
3.2
3.6
4.0
4.5
5.0
5.6
6.3
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890
1.0 mm
1.5 mm
2.0 mm

330.1—Sp24

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

WISSENSCHAFT UND BILDUNG

Philosophie / Pädagogik

Einleitung in die Philosophie Von Professor Dr. P. Menzer 2. Aufl.

Geschichte der Philosophie Von Professor Dr. A. Messer 3 Bände 3. Aufl. ℳ

Philosophie der Gegenwart Von Professor Dr. A. Messer 3. Aufl.

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich Von Professor Dr. C. Wenzig 2. Aufl.

Hauptfragen der Lebensgestaltung Von Professor Dr. A. Hunzinger 2. Aufl. ℳ

Rousseau Von Geheimrat Professor L. Geiger ℳ

Immanuel Kant Von Professor Dr. E. v. Aster 2. Aufl. ℳ

Einführung in die Psychologie Von Professor Dr. H. Dyroff 3. Aufl.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen Von Professor Dr. E. Mangold 2. Aufl. ℳ

Leib und Seele Von Professor Dr. H. Boruttau ℳ

Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage Von Professor Dr. W. Peters ℳ

Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik Von Professor Dr. W. Rein ℳ

Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes Von Prof. Dr. K. Bühler

Charakterbildung Von Professor Dr. Th. Elsenhans 2. Aufl.

Sprache / Literatur

Unser Deutsch Einführung in die Muttersprache von Geh. Rat Professor Dr. Fr. Kluge 4. Aufl ℳ

Lautbildung Von Professor Dr. L. Sütterlin 2. Aufl. ℳ

Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen Von Professor Dr. Fr. Lienhard 2. Aufl. ℳ

Das Märchen Von Prof. Dr. Fr. von der Leyen 2. Aufl. ℳ

Der Sagenkreis der Nibelungen Von Professor Dr. G. Holz 2. Aufl. ℳ

Lessing Von Geh.-R. Prof. Dr. R. M. Werner† 2. Aufl. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Witkowski ℳ

Das klassische Weimar Von Professor Dr. Fr. Lienhard 3. Aufl. ℳ

Goethe und seine Zeit Von Professor Dr. K. Alt ℳ

Einführung in Goethes Faust Von Prof. Dr. Fr. Lienhard 4. Aufl.

Heinrich von Kleist Von Professor Dr. H. Roetteken ℳ

Schweizer Dichter Von Professor Dr. A. Frey 2. Aufl. ℳ

Kunst

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart Von Professor Dr. E. Meumann 3. Aufl. ℳ

Das System der Ästhetik Von Prof. Dr. E. Meumann 3. Aufl. ℳ

Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören Von Professor Dr. A. Schering 3. Aufl. ℳ

Grundriß der Musikwissenschaft Von Professor Dr. phil. et mus. H. Riemann 3. Aufl. ℳ

Das Klavier und Klavierspiel Von Professor Dr. E. Schmitz ℳ

Mozart Von Prof. Dr. H. Freih. v. d. Pfordten 2. Aufl. ℳ

Beethoven Von Professor Dr. H. Freiherrn v. d. Pfordten 3. Aufl. ℳ

Richard Wagner Von Professor Dr. E. Schmitz 2. Aufl. ℳ

Schubert und das deutsche Lied Von Prof. Dr. H. Freih. v. d. Pfordten

Carl Maria von Weber Von Prof. Dr. H. Freih. v. d. Pfordten ℳ

Christliche Kunst Von Superintendent R. Bürkner ℳ

Christliche Kunst im Bilde Von Professor Dr. G. Graf Vitzthum ℳ

Deutsche Malerei seit 1870 Von Professor Dr. W. Waetzold 2. Aufl.

Geschichte

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen Von Professor Dr. J. Pohlig 3. Aufl.
Die Indogermanen Von Professor Dr. O. Schrader 3. Aufl.
Altorientalische Kultur im Bilde Von Dr. J. Hunger und Professor Dr. H. Lamer
Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit Von Professor Dr. H. Winckler 2. Aufl.
Die Kultur des alten Ägypten Von Prof. Dr. Freiherrn W. v. Bissing 2. Aufl.
Die ägäische Kultur Von Prof. Dr. Freih. R. v. Lichtenberg 2. Aufl.
Griechische Kultur im Bilde Ein Bilderatlas Von Prof. Dr. H. Lamer 2. Aufl.
Vom Griechentum zum Christentum Von Prof. Dr. A. Bauer
Vom Judentum zum Christentum Von Prof. Dr. A. Bauer
Römische Kultur im Bilde Ein Bilderatlas Von Professor Dr. H. Lamer 3. Aufl.
Zur Kulturgeschichte Roms Von Geh. R. Prof. Dr. Th. Birt 3. Aufl.
Das alte Rom Sein Werden, Blühen und Vergehen Von Professor Dr. F. Diehl 2. Aufl.
Cäsar Von Hauptmann G. Veith
Westdeutschland zur Römerzeit Von Prof. Dr. H. Draendorff 2. Aufl.
Die germanischen Reiche der Völkerwanderung Von Professor Dr. L. Schmidt 2. Aufl.
Grundzüge der Deutschen Altertumskunde Von Prof. Dr. H. Fischer 2. Aufl.
Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte Von Professor Dr. O. Lauffer
Niederdeutsche Volkskunde Von Professor Dr. O. Lauffer
Das deutsche Haus in Dorf und Stadt Von Professor Dr. O. Lauffer
Vom Vikingerschiff zum Handelstauchboot Deutschlands Seeschiffahrt und Seehandel von den Anfängen bis zur Gegenwart Von Professor Dr. B. Schmeidler
Deutsche Kultur des Mittelalters im Bilde Von Professor Dr. P. Herre
Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter Von Professor Dr. G. Steinhausen 2. Aufl.
Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit Von Prof. Dr. G. Steinhausen 2. Aufl.
Die deutsche Revolution (1548) Von Geh.-Rat Prof. Dr. E. Brandenburg 2. Aufl.
Die Technik im Landkriege Von Generalleutnant A. Schwarte
Seehelden und Admirale Von Vizeadmiral H. Kirchhoff
Die Kultur der Araber Von Prof. Dr. H. Hell 2. Aufl.
Mohammed und die Seinen Von Professor Dr. H. Reckendorf
Die Polarvölker Von Dr. H. Byhan

Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre

Einführung in die Rechtswissenschaft Von Prof. Dr. G. Radbruch 3. Aufl.
Staat und Gesellschaft Von Professor Dr. A. Vierkandt
Grundlinien des deutschen Staatswesens V. Geh. Hofr. Dr. R. Schmidt
Staatsbürgerkunde Von Geh. Rat Professor Dr. E. Bernheim 2. Aufl.
Politik Von Professor Dr Fr Stier-Somlo 4. Aufl.
Unsere Gerichte und ihre Reform Von Professor Dr W Kisch
Die deutsche Reichsverfassung Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn 3. Aufl.
Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. O. Spann 5. Aufl.
Soziale und wirtschaftspolitische Anschauungen in Deutschland vom Beginn des 19. Jahrhund. bis zur Gegenwart Von Prof. Dr. P. Mombert.
Einführung in die Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. W. Wygodzinski 3. Aufl. ↠
Volkswirtschaft und Staat Von Professor Dr. E. Kindermann ↠
Die Praxis des Bank- und Börsenwesens Von Bankdirektor J. Steinberg 2. Aufl. ↠
Die Großstadt und ihre sozialen Probleme Von Prof. Dr. A. Weber 2. Aufl.
Die Kleinwohnung Studien zur Wohnungsfrage Von Baudirektor Professor F. Schumacher 2. Aufl. ↠
Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage Von Syndikus Dr. J. Wernicke ↠
Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen Von Helene Lange 2. Aufl. ↠
Fürsorgewesen Einführung in das Verständnis der Armut und der Armenpflege Von Professor Dr. Chr. Klumker ↠
Sozial- Säuglings- und Jugendfürsorge Von Prof. Dr. A. Uffenheimer ↠

Zoologie und Botanik

Anleitung zu zoologischen Beobachtungen Von Professor Dr. F. Dahl
Der Tierkörper Seine Form und sein Bau Von Privatdozent Dr. E. Neresheimer ↠
Licht und Leben im Tierreich Von Professor Dr. W. Stempell ↠
Die Säugetiere Deutschlands Von Privatdozent Dr. Hennings ↠
Kryptogamen (Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen) Von Prof. Dr. M. Möbius ↠
Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben Von Professor Dr. H. Miehe 2. Aufl. ↠
Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt Von Professor Dr. E. Zimmer 2. Aufl. ↠
Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung Von Hofrat Professor Dr. L. v. Graff ↠
Tier- und Pflanzenleben des Meeres Von Prof. Dr. A. Nathansonn
Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt Von Professor Dr. F. Rosen 2. Aufl. ↠
Befruchtung und Verbreitung im Pflanzenreiche Von Professor Dr. Giesenhagen ↠
Pflanzengeographie Von Professor Dr. P. Graebner ↠
Phanerogamen (Blütenpflanzen) Von Professor Dr. E. Gilg und Dr. R. Muschler ↠
Zimmer- und Balkonpflanzen Von Garteninsp. P. Dannenberg 2. Aufl.
Unser Garten Von Garteninspektor Fr. Zahn ↠
Von der Hacke zum Pflug Garten und Feld, Bauern und Hirten in unserer Wirtschaft und Geschichte Von Prof Dr. Ed. Hahn 2. verb. Aufl.

Anthropologie / Hygiene

Lebensfragen Der Stoffwechsel in der Natur Von Prof. Dr. F. B. Ahrens
Gesundheit und Lebensklugheit Von Geh. Sanitätsrat Dr. R. Paasch

Arznei und Genußmittel, ihre Segnungen und Gefahren Von Professor Dr. F. Müller
Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung Von Oberstabsarzt Dr. A. Menzer
Leib und Seele Von Professor Dr. H. Boruttau
Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens Von Professor Dr. P. Schuster
Unsere Sinnesorgane u. ihre Funktionen Von Professor Dr. med. et phil. E. Mangold 2. Aufl.
Stoffwechsel und Diät von Gesunden und Kranken Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. C. A. Ewald
Die Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung Von Professor Dr. W. Rosenthal
Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. C. Posner 4. Aufl.
Gesundheitspflege des Weibes Von Prof. Dr. P. Straßmann 3./4. Aufl.
Die moderne Chirurgie für gebildete Laien Von Geheimrat Professor Dr. H. Tillmanns

Geologie / Geographie Astronomie / Mineralogie

Grundfragen der allgemeinen Geologie Von Konrektor Dr. P. Wagner 2. Aufl.
Die vulkanischen Gewalten der Erde Von Geheimrat Prof. Dr. A. Haas
Die Bodenschätze Deutschlands Von Professor Dr. L. Milch Bd. I u. II
Mitteleuropa und seine Grenzmarken Von Professor Dr. G. Braun
Die Alpen Von Professor Dr. F. Machatschek 2. Aufl.
Das Wetter und seine Bedeutung für das praktische Leben Von Professor Dr. C. Kassner 2. Aufl.
Das Reich der Wolken und der Niederschläge Von Prof. Dr. C. Kassner
Himmelskunde Von Professor Dr. A. Marcuse 2. Aufl.

Physik / Technik

Die Elektrizität als Licht und Kraftquelle Von Prof. Dr. P. Eversheim 3. Aufl.
Starkstromtechnik Von Professor Dr. P. Eversheim
Elektrochemie Von Professor Dr. W. Bermbach
Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgenstrahlen Von Geh. Rat Professor Dr. Fr. Neesen
Telegraphie und Telephonie Von Telegraphendirektor und Dozent F. Hamacher
Das Licht im Dienste der Menschheit Von Dr. G. Leimbach
Kohle und Eisen Von Professor Dr. A. Binz 2. Aufl.
Das Holz Von Forstmeister H. Kottmeier und Dr. F. Uhlmann
Das Buchgewerbe einst und jetzt Von Museumsdirektor Dr. A. Schramm
Die Gärungsgewerbe und ihre naturwissenschaftlichen Grundlagen Von Prof. Dr. W. Henneberg und Dr. G. Bode
Milch- und Molkereiprodukte, ihre Eigenschaften, Zusammensetzung und Gewinnung Von Dr. P. Sommerfeld
Rohstoffe der Textilindustrie Von Geh. Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey
Spinnen und Zwirnen Von Geh. Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey
Die Textilindustrie Herstellung textiler Flächengebilde Von Geh. Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey
Unsere Kleidung und Wäsche Von Direktor B. Brie, Professor P. Schulze, Dr. K. Weinberg

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Herausgegeben von **Konrad Höller** und **Georg Ulmer**

Jeder Band von 140–200 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geb. M. 2.50

An die Jugend wenden sie sich und an den Mann aus dem Volke, um mit ihrer streng allgemeinverständlichen und also im besten Sinne populären Darstellung Kenntnis der Natur und Anregung zu eingehender Beschäftigung mit ihren Erscheinungen in die weitesten Kreise zu tragen. Schule und Haus haben in gleicher Weise alle Ursache, dieser neuen Naturwissenschaftlichen Bibliothek die ernsteste Beachtung zu schenken. Jedes dieser Bändchen ist ein Muster einer vornehmen und allen Ansprüchen genügenden Ausstattung. Aus der Natur

Es ist erschienen:

Aus Deutschlands Urgeschichte Von G. Schwantes 2. Aufl.
Der deutsche Wald Von Prof. Dr. M. Buesgen 2. Aufl.
Die Heide Von W. Wagner
Im Hochgebirge Von Professor E. Keller
Tiere der Vorzeit Von Rekt. E. Haase
Kultur und Tierwelt Von Prof. Dr. K. Guenther
Die Tiere des Waldes Von Forstmeister K. Sellheim
Unsere Singvögel Von Professor Dr. A. Voigt
Das Süßwasseraquarium Von E. Heller
Reptilien- und Amphibienpflege Von Dr. P. Krefft
Bienen und Wespen Von Ed. Scholz
Bilder aus dem Ameisenleben Von H. Viehmeyer
Die Schmarotzer der Menschen und Tiere Von General-Oberarzt a. D. Dr. v. Linstow
Die mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer Von E. Reukauf
Unsere Wasserinsekten Von Dr. G. Ulmer
Aus Seen und Bächen Von Dr. G. Ulmer
Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt Von Dr. W. Gothan
Wie ernährt sich die Pflanze? Von O. Krieger
Niedere Pflanzen Von Professor Dr. R. Timm
Häusliche Blumenpflege Von P. F. J. Schulz
Gartenlust und -leben von alters her bis in unsere Zeit Von Gartendirektor F. Zahn
Der deutsche Obstbau Von J. Meyer
Vulkane und Erdbeben Von Prof. Dr. Brauns
Chemisches Experimentierbuch Von O. Hahn
Die Photographie Von W. Zimmermann
Beleuchtung und Heizung Von J. F. Herding
Kraftmaschinen Von Ingenieur Ch. Schütze
Signale im Krieg und Frieden Von Dr. Fr. Ulmer
Seeoffen- Leucht- u. Rettungswesen Von Dr. F. Dammeyer

Wilhelm Scharrelmann

Täler der Jugend Roman. 218 Seiten. Geh. M. 5.—. Geb. M. 7.—

„Täler der Jugend" — das sind die blumigen Gründe mit den jungen Hainen der ersten Freundschaft und der ersten Liebe, durch die der junge Mensch wie durch ein Märchenland geht. „Täler der Jugend" — das sind aber auch die Niederungen, durch die jedes junge Leben geht, ehe es die Kraft findet, die Höhen und Gipfel zu erklimmen. Es ist der Roman eines jungen Arbeiterkünstlers, der den Willen und den Drang zur Höhe hat und einen einsamen Weg geht. Mädchenbilder von einer zarten, milden Schönheit, wie mit dem Silberstift gezeichnet, wandeln durch den Roman.

Rund um Sankt Annen Neue Pickbalge-Geschichten. 269 Seiten. Geheftet Mark 5.—. Gebunden Mark 7.—

Es ist eine völlig einheitliche, in sich abgeschlossene Welt, die „Pickbalge", aus der Wilhelm Scharrelmann diesen neuen Band humorvoller Erzählungen geschrieben hat. In eine enge, vom Strom des Großstadtlebens abseits liegende Gasse, in eine idyllische Welt hat Scharrelmann mit dem Auge des Dichters geblickt und mit sicheren Strichen merkwürdige Gestalten und ergötzliche Geschichten daraus festgehalten, die sich dem Leser mit einer Eindringlichkeit einprägen, daß man sie nicht leicht wieder vergißt.

Piddl Hundertmark Geschichte einer Kindheit. 3. Auflage. 188 Seiten. Geheftet M. 2.—. Gebunden M. 4.60.

„Ein herzhafter und gesunder Geist weht durch dieses Buch, und ein aufrechter Mann steht dahinter. Er ist mit den Worten eher sparsam als verschwenderisch; er moralisiert und reflektiert nicht; er hat mit sicherem Gefühl an der rechten Stelle nicht nur angefangen zu erzählen, sondern — was seltener und schwieriger ist — auch aufgehört. . . Man kann sich an dieser Geschichte einer Kindheit recht erfrischen — sie gehört vor allem in sämtliche Volksbibliotheken." „Velhagen und Klasings Monatshefte."

Die Fahrt ins Leben Bilder u. Geschichten. 239 Seiten. Geheftet Mark 4.—. Gebunden Mark 6.—

„Jedermann wird seine Freude haben an diesen kleinen Geschichten, die gleicherweise durch ihren eigenartigen Inhalt, wie durch die plastische Darstellung fesseln. Ob nun der Schalk aus den Blättern guckt oder vom Ernst und Kampf des Lebens erzählt wird oder moderne Anekdoten auf eine Schnur gereiht erscheinen — ein Grundsatz geht durch all die bunten Miderchen; das ist der Kinderplauderton, der in den einfachsten Dingen eine Seele sieht, toten Gegenständen Leben einhaucht und vom Geheimsten Kunde bringt." Die Hilfe.

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

95

Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre

auf dogmengeschichtlicher Grundlage.

Mit einem Anhang:
Wie studiert man Volkswirtschaftslehre?

Von

Dr. Othmar Spann

o. ö. Professor der politischen Oekonomie an der Universität Wien.

Siebente Auflage

(31. bis 35. Tausend)

1920

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

Wilhelm Scharrelmann

Täler der Jugend Roman. 218 Seiten. Geh. M. 5.—. Geb. M. 7.—

„Täler der Jugend" — das sind die blumigen Grün de mit den jungen Hainen der ersten Freundschaft und der ersten Liebe, durch die der junge Mensch wie durch ein Märchenland geht. „Täler der Jugend" — das sind aber auch die Niederungen, durch die jedes junge Leben geht, ehe es die Kraft findet, die Höhen und Gipfel zu erklimmen. Es ist der Roman eines jungen Arbeiterkünstlers, der den Willen und den Drang zur Höhe hat und einen einsamen Weg geht. Mädchenbilder von einer zarten, milden Schönheit, wie mit dem Silberstift gezeichnet, wandeln durch den Roman.

Rund um Sankt Annen Neue Pickbalgeschichten. 269 Seiten. Geheftet Mark 5.—. Gebunden Mark 7.—

Es ist eine völlig einheitliche, in sich abgeschlossene Welt, die „Pickbalge", aus der Wilhelm Scharrelmann diesen neuen Band humorvoller Erzählungen geschrieben hat. In eine enge, vom Strom des Großstadtlebens abseits liegende Gasse, in eine idyllische Welt hat Scharrelmann mit dem Auge des Dichters geblickt und mit sicheren Strichen merkwürdige Gestalten und ergötzliche Geschichten daraus festgehalten, die sich dem Leser mit einer Eindringlichkeit einprägen, daß man sie nicht leicht wieder vergißt.

Piddl Hundertmark Geschichte einer Kindheit. 3. Auflage. 188 Seiten. Geheftet M. 2.—. Gebunden M. 4.60.

„Ein herzhafter und gesunder Geist weht durch dieses Buch, und ein aufrechter Mann steht dahinter. Er ist mit den Worten eher sparsam als verschwenderisch; er moralisiert und reflektiert nicht; er hat mit sicherem Gefühl an der rechten Stelle nicht nur angefangen zu erzählen, sondern — was seltener und schwieriger ist — auch aufgehört. . . Man kann sich an dieser Geschichte einer Kindheit recht erfrischen — sie gehört vor allem in sämtliche Volksbibliotheken."

„Velhagen und Klasings Monatshefte."

Die Fahrt ins Leben Bilder u. Geschichten. 239 Seiten. Geheftet Mark 4.—. Gebunden Mark 6.—

„Jedermann wird seine Freude haben an diesen kleinen Geschichten, die gleicherweise durch ihren eigenartigen Inhalt, wie durch die plastische Darstellung fesseln. Ob nun der Schalk aus den Blättern guckt oder vom Ernst und Kampf des Lebens erzählt wird oder moderne Anekdoten auf eine Schnur gereiht erscheinen — ein Grundsatz geht durch all die bunten Bilderchen; das ist der Kinderplauderton, der in den einfachsten Dingen eine Seele sieht, toten Gegenständen Leben einhaucht und vom Geheimsten Kunde bringt."

Die Hilfe.

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

95

Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre

auf dogmengeschichtlicher Grundlage.

Mit einem Anhang:
Wie studiert man Volkswirtschaftslehre?

Von

Dr. Othmar Spann

o. ö. Professor der politischen Oekonomie an der Universität Wien.

Siebente Auflage

(31. bis 35. Tausend)

1920

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

21-6456

Alle Rechte vorbehalten.

330:1
Sp 24

Druck von Dr. Reinhold & Co., Leipzig

Vorwort zur fünften Auflage.

Durch das Entgegenkommen des Verlages kann nun das Buch endlich in etwas vergrößerter Gestalt erscheinen. Durch reichliche Anwendung von Kleindruck sodann und äußerste stilistische Knappheit hoffe ich, daß es mir gelungen ist, den Inhalt nunmehr jener Abrundung anzunähern, die der Stoff selbst als Mindestmaß verlangt.

Im Laufe der Auflagen sind nunmehr fast alle Abschnitte neu bearbeitet und erweitert worden. Neu hinzugekommen ist dieses Mal eine Anleitung zum Studium der Volkswirtschaftslehre. (S. 169 ff.)

Wenn ich bedenke, wie schwer es ist, in den gesellschaftlichen Wissenschaften dem Neuling den rechten Weg zu zeigen, ihm das innere Wesen, den Geist zu erschließen, und wenn ich nun nach 10 Jahren auf das Buch in seiner neuen Gestalt blicke, fühle ich wohl, wie wenig es seinem Zwecke auch heute genügen kann. In rein geschichtlicher Hinsicht war meine Aufgabe noch verhältnismäßig leicht. Hier hielt ich die Ergebnisse der neueren Wissenschaft an jene der alten und konnte so beide Gedankenwelten darstellen. Eine wesentliche Summe von Kenntnissen zu vermitteln, vermag das Buch daher sehr wohl. Aber ganz anderes tut not: von dem Wesen der Sache selbst, von der gegenständlichen Natur der Wirtschaft und Gesellschaft dem Jünger ein inneres Wissen zu eröffnen! Wohl glauben heute die meisten, durch bloßen Unterricht unsere Wissenschaft übermitteln zu können. Volkswirtschaftslehre ist aber ganz ungeeignet zu bloß äußerlichem Unterricht. Adam Müller, List, Ricardo, Marx, Rousseau, Platon — hatten sie nicht alle eine eigene Idee, eine eigene Wesenskenntnis, ein inneres Urbild dessen in sich, was das Wesen und Werden der Gesellschaft ausmacht? Ich denke dabei nicht an ihre besonderen Einzeltheorien (die ja erst der Ausdruck ihrer Idee waren), sondern an jene lebendige und unerklärbare innere Vorstellung, wie wir sie im Bilde eines geliebten Menschen, einer Landschaft, einer Heldengestalt, eines Zeitalters in der Brust tragen. Nun — so weit kann wohl dieses Buch den Leser nicht bringen. Der Neuling wird jene tiefere Idee nicht schon zum Anbeginn und gleichsam im Fluge erhaschen können. Er

muß sie sich redlich erarbeiten. Aber dieses Buch soll bereits die sichere Ahnung erzeugen und den ersten Funken erglimmen lassen. Es soll die Überzeugung erwecken, daß mit bloß erarbeitenden Begriffen auch bloß die äußeren Werkzeuge gegeben sind, die je nach der tieferen Wesenserkenntnis, je nach der individualistischen oder universalistischen Grundanschauung eine verschiedene Verwendung, einen verschiedenen Sinn finden.

Gleich wie der Biologe seinen Gegenstand, das Lebendige, in Ermanglung vollkommener Begriffsmerkmale nur findet, weil er selbst ein Lebendiger ist und von sich aus weiß, was Leben ist, so muß auch der Jünger in sich selbst finden und erleben, was Gesellschaft und Wirtschaft sei; und dieses Wissen soll ihm durch all seine Erfahrung, Betrachtung, Zergliederung und Forschung ein Begleiter sein.

Auf diesen Weg möge das Büchlein führen.

Wien, im Juli 1919. Othmar Spann.

Vorwort zur ersten Auflage.

Das Werk, das ich nunmehr in die Hände der Studierenden und gebildeten Laien lege, soll, wie sein Name bestimmt, nicht so sehr eine Geschichte der Volkswirtschaftslehre als vielmehr eine konzentrierte Darstellung und Kritik ihrer großen Theorien und Systeme enthalten. Die nationalökonomischen Grundprobleme, in der wechselnden Beleuchtung geschichtlicher Entwicklung, sollen in ihrem Wesen klar erkannt und zugleich die heutigen Lehren der Wissenschaft nach Möglichkeit vermittelt werden.

Dieser geschichtliche Weg zur Erreichung eines tieferen theoretischen Verständnisses wurde ähnlich in der Philosophie seit je bezangen und scheint sich mir als der leichteste und natürlichste auch in der Volkswirtschaftslehre darzubieten, wo es oft nicht minder auf die Beurteilung subtiler und überaus schwieriger theoretischer Gedankengänge ankommt; es sollen daher die Meister sprechen. Möge das bescheidene Unternehmen dazu beitragen, dem immer mehr wachsenden Interesse für die theoretischen Zusammenhänge in den wirtschaftlichen Erscheinungen zu dienen, und möchte es auch entsprechend seiner verwickelten Aufgabe eine nachsichtige Beurteilung finden.

Brünn, im Herbst 1910. Othmar Spann.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Zur Einführung 7

I. Der Merkantilismus 9
1. Zur Orientierung über die vormerkantilistische Zeit 9
2. Darstellung der Leitgedanken 9
3. Die merkantilistische Literatur 10
4. Kritik der merkantilistischen Lehren, zugleich Einführung in die heutige Lehre vom Geld und von der Handelsbilanz 17
a) Das Geld S. 17. b) Die Handelsbilanz S. 21. c) „Das Geld bleibt im Lande" S. 23. d) Vom Wechselkurs S. 24.

II. Das Naturrecht und der Uebergang zum physiokratischen System 25
1. Das Naturrecht 25
2. Einführung in das Grundproblem der Gesellschaftslehre (Individualismus — Universalismus) 29
3. Die Kritiker des Merkantilismus; John Law 33
4. Kritik der Theorie von John Law. Die Lehre vom Kredit . . 35

III. Das physiokratische System 40
1. Darstellung des Systems 40
2. Zur Kritik des Physiokratismus. Einführung in die Lehre von der Produktivität und vom wirtschaftlichen Gute 49
a) Die Bedeutung des „Tableau" S. 49. b) Erörterung der physiokratischen Grundlehren S. 49. c) Der Gutbegriff . . . 53
3. Die physiokratische Schule 54

IV. Das Arbeits- oder Industriesystem (Adam Smith) . . . 55
1. Darstellung 57
2. Die Aufnahme und erste Weiterbildung der Lehre Smithens . . 62
3. Zur Kritik der Smithischen Nationalökonomie. Erörterung der einzelnen Lehren, Einführung in die Frage des Verfahrens . . . 65

V. Die Weiterbildung der individualistischen Nationalökonomie (Malthus und Ricardo) 70
1. Darstellung der Malthusischen Bevölkerungstheorie 70
2. Die Beurteilung der Malthusischen Lehre; Einführung in die Lehre vom abnehmenden Bodenertrag S. 73. a) Freunde und Gegner b) Gesetz des abnehmenden Bodenertrages S. 73. c) Einwände S. 76. d) Der moderne Geburtenrückgang S. 79. e) Das Armenwesen 73
3. Darstellung der Lehren Ricardos S. 80. a) Wertlehre S. 81. b) Die Bodenrente S. 82. c) Lohn- und Verteilungslehre S. 85. d) Wirtschaftspolitik 80
1. Einzelne Lehren S. 86. 2. Die Verfahrenfrage. Lohntheorie 87

VI. Die deutsche Volkswirtschaftslehre 89
Die Romantiker 89
Heinrich von Thünen 98
a) Darstellung S. 98. 1. Die Landbausysteme im isolierten Staat . 98
2. Uebrige Theorien 100
b) Besprechung S. 101. Die Folgerungen aus der Thünenschen Standortlehre: α) Gesetz d. abnehmenden Bodenertrages, relative Rationalität der Landbausysteme, Grundrententheorie, Zollschutztheorie S. 101. β) Die empirische Gültigkeit der Standortlehre S. 102. γ) Die Lehre vom gerechten Arbeitslohn S. 103. δ) Das Verfahren Thünens 104
c) Kurze Erklärung der wichtigsten Ackerbausysteme 105
3. Friedrich List 107
a) Wirtschaftsgeschichtlicher Rückblick S. 107. b) Darstellung S. 108.
c) Zur Beurteilung Lists, insbesondere die Lehre von Freihandel und Schutzzoll 114
4. Deutsch-russische Wirtschaftsforscher 118
VII. Der Optimismus Careys und seine europäischen Entsprechungen 119
1. Die Lehre Careys S. 119. 2. Die europäischen Entsprechungen . 121
3. Zur Beurteilung Careys 123
VIII. Kurzer Bescheid über die Entwicklung des Sozialismus 124
1. Begriff S. 123. 2. Vom antiken Sozialismus S. 126; 3. Hauptvertreter bis Rodbertus S. 126. 4. Rodbertus S. 128. 5. Marx S. 129; 6. Lassalle 139; 7. Bodenreform 140
IX. Der gegenwärtige Zustand der Volkswirtschaftslehre. Die Gesellschaftslehre 141
1. Das Aufkommen der historischen Schule und der Methodenstreit 141
2. Andere neue Gruppierungen 147
3. Entstehung und Wesen der Sozialpolitik 148
4. Einiges über die neuesten theoretischen Lehren 152
a) Die Grenznutzenlehre S. 152. α) Der Grundgedanke S. 153. β) Die Grundlehren der Grenznutzentheorie S. 154. γ) Das Schrifttum der Grenznutzenlehre S. 156. δ) Die mathematische Schule 157
b) Die Lehre Böhm-Bawerks S. 158. c) Von der Geldtheorie 161
5. Rückblick auf das Verhältnis der verschiedenen Schulen und Richtungen zueinander 164
6. Die Gesellschaftslehre oder Soziologie 165

Anhang I.

Schriften 167

Anhang II.

Wie studiert man Volkswirtschaftslehre? 169
Namenverzeichnis 173
Sachverzeichnis 175

Zur Einführung.

Eine Wissenschaft, die so wenig fertig ist, wie die Volkswirtschaftslehre, muß vor allem geschichtlich behandelt werden.

Der Leser soll daher im Folgenden mit den großen Systemen zu dem Zwecke bekannt werden, um einen Überblick über ihre Grundfragen und die wichtigsten Lösungsversuche zu gewinnen. Das soll so geschehen, daß sich an die kurze Darstellung der einzelnen Systeme eine kritische Erörterung ihrer Hauptheorien anschließt. Dabei kommt der gegenwärtige Stand unserer Wissenschaft von selbst zur Geltung. Es ist diese kritisch-vergleichende Art aber auch der fruchtbare Weg, Dogmengeschichte zu treiben. Denn ohne Gewinnung eines eigenen Standpunktes wäre auch die rein geschichtliche Darstellung recht saft- und kraftlos. Bei aller Objektivität ist eine Geschichte der Wissenschaft ohne festes theoretisches Urteil niemals möglich. Und die Meinung, Standpunktlosigkeit sei auch ein Standpunkt, ja sie verbürge erst die rechte Unparteilichkeit, ist falsch, ist nichts weiter als der Ausdruck eigener Ratlosigkeit und der Untergang im Relativismus. — Auf diese Weise wird z. B. dargestellt werden: beim Merkantilismus die Geld- und Handelsbilanzlehre, bei John Law die Kredittheorie, bei den Physiokraten die Produktivitäts- und Güterlehre, bei List die Schutzzoll- und Freihandelslehre usf.

Der Vorteil dieses Verfahrens mit den Lehren der so überaus abstrakten und doch wieder alle Gebiete des Lebens umfassenden Wissenschaft der Volkswirtschaftslehre bekanntzumachen, ist zunächst der, daß Fragen und Lösungen in ihrem genetischen Zusammenhang erscheinen. Dadurch wird dem Anfänger die gewaltige geistige Arbeit klar veranschaulicht, die hinter jenen Begriffen und Theorien steckt, welche ihm beim systematischen Studium der heutigen Volkswirtschaftslehre scheinbar fertig begegnen; er wird greifbar auf die ideengeschichtlichen Voraussetzungen und die großen philosophischen Zusammenhänge verwiesen, ohne die niemals eine Volkswirtschaftslehre (scheinbar eine so selbständige Wissenschaft!) entstand. Unser Verfahren hat aber auch den weiteren Vorteil, den Lernenden nicht auf einen Standpunkt einzuschwören, das Verständnis für die beziehungs-

n eise Berechtigung der verschiedenen Lehren in ihm lebendig zu n achen und ihn damit zugleich anzuleiten: immer wieder zu den Tatsachen selber zurückzukehren, immer wieder von der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit selber auszugehen und, was n ch mehr ist, zu begreifen, daß diese Wirklichkeit zuletzt immer n ur eine geistige ist.

I. Der Merkantilismus.

1. Zur Orientierung über die vormerkantilistische Zeit.

Weder im Altertum noch im Mittelalter ist es zu geschlossenen wirtschaftlichen Theorien gekommen. Der auf das Heroische und Metaphysische gerichtete Geist jener Zeitalter räumte dem wirtschaftlichen Bereiche des Lebens nur eine geringe Würde ein — wie jedes Zeitalter mit organisierter Wirtschaft! Denn nur dort, wo der Einzelne ganz auf sich selbst gestellt ist und die Kräfte des freien Wettkampfes bis aufs äußerste aufgestachelt werden, ist das Kulturleben so grell vom wirtschaftlichen Element durchsetzt, wie es uns Heutigen selbstverständlich erscheint.

Zugleich waren damals die wirtschaftlichen Verhältnisse zu einfach, als daß sie der wissenschaftlichen Forschung besondere Aufgaben aufgedrängt hätten. Denn wenn auch schon Babylon, Ägypten, Griechenland und Rom hochentwickelten Handel und Ausfuhrgewerbe mit Ausbildung des Geld- und Kreditwesens, des Schirowesens (in Ägypten mit Konzentration der Getreideaufbewahrung und Schiroumschreibung) besaßen, so spielte doch im Altertum die sog. Oikenwirtschaft (eine Hauswirtschaft mit Sklaven, innerhalb deren alles, was man brauchte, womöglich selbst erzeugt wurde) immer eine große Rolle; in der späteren Kaiserzeit fand sogar eine Rückbildung der schon entwickelten kapitalistischen Verkehrs- zur Hauswirtschaft statt. — Auch in der mittelalterlichen „Stadtwirtschaft" waren die Verhältnisse vergleichsweise einfach.

Die von Rodbertus und Bücher (Entstehung der Volkswirtschaft. 10. Aufl. 1917) vertretene Anschauung, daß die Antike in der Hauptsache über die Oikenwirtschaft nicht hinausgekommen sei, ist irrig und trifft nur für die Kaiserzeit zu, in der das Aufkommen riesiger Latifundien wieder eine Rückkehr zur naturalen Hauswirtschaft herbeiführte.

Ebenso boten die Staatsfinanzen wenig Anreiz zum Nachdenken über wirtschaftliche Zusammenhänge. Denn im Altertum wurden die regelmäßigen öffentlichen Einnahmen zumeist aus Staatsbesitz und aus Kontributionen, die man den unterworfenen

Völkern auferlegte, bestritten; im Mittelalter aus dem Privatbesitz der Schutzherren und Fürsten.

Platon († 347 v. Chr.) und Aristoteles († 322 v. Chr.) haben eine bedeutende Staatslehre hervorgebracht (vgl. S. 32 u. 126), doch in wirtschafts-wissenschaftlicher Hinsicht sind nur die Betrachtungen des Aristoteles über das Geld, den Zins und die Besteuerung wichtig geworden (s. seine „Politik“ und „Nikomachische Ethik“). Das Wesen des Geldes erblickt Aristoteles darin, den Tausch von Gebrauchsgütern zu vermitteln, d. h. Tauschmittel zu sein. Für sich aber ist es unfruchtbar, es „wirft keine Jungen“ und kann von selber keine Güter hervorbringen. Jede Art von Zins und Wucher ist daher verwerflich. Diese Ansicht hat später auf das Mittelalter stark eingewirkt, ist aber bei Aristoteles selbst nicht einmal so widerspruchslos und entschieden vorhanden wie bei den mittelalterlichen Scholastikern.

Das wirtschaftliche Denken des Mittelalters war vom asketischen Grundsatz des Christentums getragen, also gewissermaßen wirtschaftsfeindlich, unterscheidet sich aber von der Antike durch hohe Wertung und Achtung der Arbeit. Die Lehren des heiligen Thomas von Aquino († 1274), der, obwohl durchaus nicht unselbständig, Aristoteles folgte; ferner das kanonische Recht — d. i. das in Deutschland im Mittelalter rezipierte römische Recht des corpus juris canonici — beherrschten die damaligen Anschauungen am meisten. Die Abneigung gegen den Handel, der die Naturalwirtschaft der Fronhöfe störte und durchbrach; gegen das Geld, das als spezifisches Hilfsmittel des Handels erschien und so doppelt gegen die asketische, selbstgenügsame Wirtschaftsweise verstieß; gegen den Zins, der sich als Begleiterscheinung der fremdartigen Geldwirtschaft darstellte, nach der obigen Beweisführung des Aristoteles als Wucher angesehen wurde — diese Grundsätze sind vornehmlich für die damaligen Meinungen über wirtschaftliche Dinge kennzeichnend. — Ein Jahrhundert später wirkte der Franzose Oresmius († 1382), den Roscher den größten scholastischen Volkswirt nannte. Er huldigt ähnlichen aristotelischen Auffassungen wie Thomas, entwickelte aber in den Fragen des Münzwesens und der im Mittelalter so häufigen Münzveränderungen sehr bedeutsame Ansichten.

2. Darstellung der Leitgedanken des Merkantilismus.

Erst als die wirtschaftlichen Verhältnisse grundsätzliche Umwälzungen erfahren, verwickelter und vielfältiger werden, beginnt das wirtschaftliche Denken, sich eine systematischere Gestalt zu erwirken.

Zum erstenmal tritt etwa mit Beginn der Neuzeit eine Summe zusammenhängender Gedanken über praktische und theoretische Fragen der Volkswirtschaft im sogenannten Merkantilismus oder Handelssysteme auf. Das „Handelssystem“ führt, wie schon List hervorhob, seinen von Adam Smith eingeführten Namen nicht mit vollem Recht. Denn einmal hat es neben der Förderung des Handels auch den Gewerbefleiß zum Gegenstande. Zugleich ist es kein strenges „System“, ja überhaupt keine geschlossene theoretische Lehre, sondern mehr die Summe der im Wirtschaftsleben jener Zeit von den Regierungen und Geschäftsmännern befolgten Grundsätze. Das Handelssystem ist denn auch nicht von einem Einzelnen erdacht und überhaupt ohne namentlichen „Begründer“; es ist aus der Zeit erwachsen und ihr selber erst nach und nach zum Bewußtsein gekommen. Zutreffend kann man es mit Oncken als das „System der landesfürstlichen Wohlstandspolizei“ bezeichnen; es ist ein System des politischen Absolutismus zugunsten des Bürgertums und des mobilen Kapitals, dagegen zuungunsten des Adels und Grundherrn. — Zum besseren Verständnis werfen wir vorerst einen Blick auf die wirtschaftlichen Vorgänge jener Epoche, der Zeit des „Frühkapitalismus“.

Die Einfachheit und Übersichtlichkeit des wirtschaftlichen Mechanismus im Mittelalter, mit seiner Naturalwissenschaft ohne wesentlichen Geldgebrauch, wurde hauptsächlich durch jene politischen Vorgänge durchbrochen, die im Westen Europas schließlich zur Bildung größerer absolutistischer Nationalstaaten — Frankreich, Spanien, Portugal, England —, in Deutschland später zum Territorialfürstentum führten. Diese Vorgänge bedeuten die Umbildung der mittelalterlichen Stadtwirtschaft zu einer größeren, einheitlichen Volkswirtschaft. Sie war zugleich von den wirtschaftlichen Umwälzungen begleitet und erleichtert, welche die Entdeckung Amerikas (1492) und des Seewegs nach Indien (1498), hervorriefen. Es entstanden neue Welthandelskonjunkturen, welche besonders die westlichen Länder stärkten (die Spanier, Portugiesen, Holländer, Engländer; umgekehrt: Niedergang Deutschlands). So erschien der Handel deutlich als eine Quelle des Reichtums und zugleich der politischen Macht.

Zu diesen allgemeinen Reichtumsverschiebungen kam ein besonderer Vorgang. Bald nach der Entdeckung der neuen Länder hatten sich von Spanien aus Ströme von Gold und Silber über Europa ergossen und eine ungeheure Teuerung („Preisrevolution“) gebracht. Zwar begann die Teuerung schon etwa 1510, während die starke Vermehrung der Edelmetallerzeugung erst etwa 1520 einsetzte, hatte somit in der wirtschaftlichen Entwicklung jener Zeit eine tiefer liegende Ursache. Jedenfalls aber bewirkte die übermäßige Goldfülle auch für sich eine plötzliche Steigerung der Warenpreise. Die einströmende Geldfülle war ein wichtiges Mittel zur Sprengung der alten naturalen Wirtschaftsformen; sie begünstigte die Ausbreitung der Kreditmittel und der Kapitalwirtschaft. Damit wurde neben dem Handel, hinter dem ja immer Geld stehen mußte, die Bedeutung des Geldes, der Geldmenge, eine außerordentlich große.

Auch war nun Geld und Reichtum in ganz anderer Weise ein Element der politischen Macht geworden wie früher, und war der Satz: Pecunia nervus rei publicae, Geld ist der Nerv des Staates (Bodin),

Völkern auferlegte, bestritten; im Mittelalter aus dem Privatbesitz der Schutzherren und Fürsten.

Platon († 347 v. Chr.) und Aristoteles († 322 v. Chr.) haben eine bedeutende Staatslehre hervorgebracht (vgl. S. 32 u. 126), doch in wirtschafts-wissenschaftlicher Hinsicht sind nur die Betrachtungen des Aristoteles über das Geld, den Zins und die Besteuerung wichtig geworden (s. seine „Politik“ und „Nikomachische Ethik“). Das Wesen des Geldes erblickt Aristoteles darin, den Tausch von Gebrauchsgütern zu vermitteln, d. h. Tauschmittel zu sein. Für sich aber ist es unfruchtbar, es „wirft keine Jungen“ und kann von selber keine Güter hervorbringen. Jede Art von Zins und Wucher ist daher verwerflich. Diese Ansicht hat später auf das Mittelalter stark eingewirkt, ist aber bei Aristoteles selbst nicht einmal so widerspruchslos und entschieden vorhanden wie bei den mittelalterlichen Scholastikern.

Das wirtschaftliche Denken des Mittelalters war vom asketischen Grundsatz des Christentums getragen, also gewissermaßen wirtschaftsfeindlich, unterscheidet sich aber von der Antike durch hohe Wertung und Achtung der Arbeit. Die Lehren des heiligen Thomas von Aquino († 1274), der, obwohl durchaus nicht unselbständig, Aristoteles folgte; ferner das kanonische Recht — d. i. das in Deutschland im Mittelalter rezipierte römische Recht des corpus juris canonici — beherrschten die damaligen Anschauungen am meisten. Die Abneigung gegen den Handel, der die Naturalwissenschaft der Fronhöfe störte und durchbrach; gegen das Geld, das als spezifisches Hilfsmittel des Handels erschien und so doppelt gegen die asketische, selbstgenügsame Wirtschaftsweise verstieß; gegen den Zins, der sich als Begleiterscheinung der fremdartigen Geldwirtschaft darstellte, nach der obigen Beweisführung des Aristoteles als Wucher angesehen wurde — diese Grundsätze sind vornehmlich für die damaligen Meinungen über wirtschaftliche Dinge kennzeichnend. — Ein Jahrhundert später wirkte der Franzose Oresmius († 1382), den Roscher den größten scholastischen Volkswirt nannte. Er huldigt ähnlichen aristotelischen Auffassungen wie Thomas, entwickelte aber in den Fragen des Münzwesens und der im Mittelalter so häufigen Münzveränderungen sehr bedeutsame Ansichten.

2. Darstellung der Leitgedanken des Merkantilismus.

Erst als die wirtschaftlichen Verhältnisse grundsätzliche Umwälzungen erfahren, verwickelter und vielfältiger werden, beginnt das wirtschaftliche Denken, sich eine systematischere Gestalt zu erwirken.

Zum erstenmal tritt etwa mit Beginn der Neuzeit eine Summe zusammenhängender Gedanken über praktische und theoretische Fragen der Volkswirtschaft im sogenannten Merkantilismus oder Handelssysteme auf. Das „Handelssystem“ führt, wie schon List hervorhob, seinen von Adam Smith eingeführten Namen nicht mit vollem Recht. Denn einmal hat es neben der Förderung

des Handels auch den Gewerbefleiß zum Gegenstande. Zugleich ist es kein strenges „System“, ja überhaupt keine geschlossene theoretische Lehre, sondern mehr die Summe der im Wirtschaftsleben jener Zeit von den Regierungen und Geschäftsmännern befolgten Grundsätze. Das Handelssystem ist denn auch nicht von einem Einzelnen erdacht und überhaupt ohne namentlichen „Begründer“; es ist aus der Zeit erwachsen und ihr selber erst nach und nach zum Bewußtsein gekommen. Zutreffend kann man es mit Oncken als das „System der landesfürstlichen Wohlstandspolizei“ bezeichnen; es ist ein System des politischen Absolutismus zugunsten des Bürgertums und des mobilen Kapitals, dagegen zuungunsten des Adels und Grundherrn. — Zum besseren Verständnis werfen wir vorerst einen Blick auf die wirtschaftlichen Vorgänge jener Epoche, der Zeit des „Frühkapitalismus“.

Die Einfachheit und Übersichtlichkeit des wirtschaftlichen Mechanismus im Mittelalter, mit seiner Naturalwissenschaft ohne wesentlichen Geldgebrauch, wurde hauptsächlich durch jene politischen Vorgänge durchbrochen, die im Westen Europas schließlich zur Bildung größerer absolutistischer Nationalstaaten — Frankreich, Spanien, Portugal, England —, in Deutschland später zum Territorialfürstentum führten. Diese Vorgänge bedeuten die Umbildung der mittelalterlichen Stadtwirtschaft zu einer größeren, einheitlichen Volkswirtschaft. Sie war zugleich von den wirtschaftlichen Umwälzungen begleitet und erleichtert, welche die Entdeckung Amerikas (1492) und des Seewegs nach Indien (1498), hervorriefen. Es entstanden neue Welthandelskonjunkturen, welche besonders die westlichen Länder stärkten (die Spanier, Portugiesen, Holländer, Engländer; umgekehrt: Niedergang Deutschlands). So erschien der Handel deutlich als eine Quelle des Reichtums und zugleich der politischen Macht.

Zu diesen allgemeinen Reichtumsverschiebungen kam ein besonderer Vorgang. Bald nach der Entdeckung der neuen Länder hatten sich von Spanien aus Ströme von Gold und Silber über Europa ergossen und eine ungeheure Teuerung („Preisrevolution“) gebracht. Zwar begann die Teuerung schon etwa 1510, während die starke Vermehrung der Edelmetallerzeugung erst etwa 1520 einsetzte, hatte somit in der wirtschaftlichen Entwicklung jener Zeit eine tiefer liegende Ursache. Jedenfalls aber bewirkte die übermäßige Goldfülle auch für sich eine plötzliche Steigerung der Warenpreise. Die einströmende Geldfülle war ein wichtiges Mittel zur Sprengung der alten naturalen Wirtschaftsformen; sie begünstigte die Ausbreitung der Kreditmittel und der Kapitalwirtschaft. Damit wurde neben dem Handel, hinter dem ja immer Geld stehen mußte, die Bedeutung des Geldes, der Geldmenge, eine außerordentlich große.

Auch war nun Geld und Reichtum in ganz anderer Weise ein Element der politischen Macht geworden wie früher, und war der Satz: Pecunia nervus rei publicae, Geld ist der Nerv des Staates (Bodin),

in vieler Hinsicht neu. Ein Söldnerheer trat an die Stelle der ritterlichen Lehensmiliz; durch die Zentralisierung der Verwaltung trat bezahltes Berufsbeamtentum an die Stelle des Lehenwesens und der Selbstverwaltung. Indem so Heer und Verwaltung, Steuersystem und Staatskredit mehr und mehr auf geld- statt auf naturalwirtschaftliche Grundlage gestellt wurden, erhielt die Zahlungsfähigkeit der Fürsten, die geldwirtschaftliche Kraft des Landes eine ungeahnte politische Bedeutung.

Unter solchen Umständen kam es immer mehr zum Bewußtsein, daß einer der wichtigsten Bestandteile und Bedingungen staatlicher Macht wie wirtschaftlichen Gedeihens, der kommerzielle, nicht bloß der naturalwirtschaftliche Reichtum, d. i. das Geld, eines Landes sei. Es bildete sich die Anschauung: daß das Geld, wenn schon nicht die einzige Quelle des Reichtums, so doch von ausschlaggebender Bedeutung für den Wohlstand der Völker sei. Und es ergaben sich so als Ausgangspunkte der neuen Lehre außer der Hochschätzung des Geldes und der Edelmetalle: die Hochschätzung des auswärtigen Handels, der das wichtigste Mittel war, Geld und Reichtum ins Land zu bringen, und mit diesem in genauester Verbindung sodann die Förderung der Manufaktur, die wieder hinter dem Handel stehen mußte. Das „System" von praktischen Maßnahmen, das sich daraus ergab, kann man schematisch folgendermaßen darstellen, wobei aber der eingangs gemachte Vorbehalt größter örtlicher Verschiedenheiten und überhaupt des ungeschlossenen, durchaus nicht eigentlich systematischen Charakters der Lehre ausdrücklich wiederholt sei.

Zu oberst stand die Herbeiführung einer günstigen Handelsbilanz. Unter der Handels- oder Warenbilanz eines Landes versteht man die Gegenüberstellung der Werte der ausgeführten und der eingeführten Waren. Ist die Ausfuhr größer als die Einfuhr, so daß mehr Waren an das Ausland verkauft wurden, als die es an das Inland verkaufte, so fließt der Erlös für den Überschuß der ausgeführten Waren in das Land, es strömt somit Geld herein. In diesem „günstigen" Falle ist die Handelsbilanz aktiv. Die Herbeiführung einer aktiven Handelsbilanz ist das oberste Ziel der merkantilistischen Bestrebungen. Um sie zu erreichen, muß aber nun der auswärtige Handel, d. h. der Handel nach dem Auslande, gefördert werden, da nur durch ihn Geld vom Ausland erlangt werden kann. — Zu diesem Behufe muß nun weiterhin einerseits die Ausfuhrindustrie („Manufaktur"), die ja hinter dem Handel stehen muß, gefördert, andererseits die Einfuhr von

Waren möglichst gehemmt werden. Beides hat die Pflege des inländischen Gewerbefleißes zur Voraussetzung. Diese Förderung bedingt wieder:

Wegräumung oder doch Milderung der alten Schranken, welche Stadtwirtschaft und Zunftzwang geschaffen hatten, wie: Zölle und Mauten im eigenen Gebiet; dagegen: Erbauung von Straßen und Kanälen zur Schaffung größerer innerer Märkte und Erleichterung des Verkehrs im Innern überhaupt. Besonders wichtig ist dann die merkantilistische Zollpolitik: Beseitigung der Ausfuhrzölle und dagegen Beförderung der Ausfuhr durch Ausfuhrprämen; Hinderung der Einfuhr durch hohe Einfuhrzölle oder Einfuhrverbote. So in Frankreich Colberts einheitlicher Zolltarif (1664), in England Entwicklung dahin besonders seit 1692, in Österreich und Deutschland namentlich auch Luxusgesetze, welche den Verbrauch ausländischer Erzeugnisse eindämmen sollten (denn infolge der politischen Zersplitterung Deutschlands und der Kronlandsverfassung Österreichs war ein einheitlicher Zolltarif für große Gebiete nicht möglich). Diesen Einfuhrbeschränkungen entsprachen hinwider: freie Einfuhr der Rohmaterialien, welche das Ausfuhrgewerbe zu verarbeiten hat, und Verbot der Ausfuhr von Rohmaterialien der inländischen Industrie. (Friedrich d. Gr. hat z. B. auf die Ausfuhr der Schafwolle Leibesstrafen gesetzt.)

Weitere Zurückdrängung der Naturalwirtschaft und der persönlichen Dienste durch: Förderung der Manufakturen mittels Privilegien und Begünstigungen (Steuerfreiheit, Unterstützungen), künstliche Gründungen, Anlegungen von staatlichen Fabriken (ein Überrest davon noch jetzt z. B. die staatliche Porzellanindustrie in Sachsen), Hereinziehung kundiger Fremder, Ankauf von Herstellungsgeheimnissen u. dgl. — Andererseits sollte aber auch durch Überwachung der gesamten Erzeugung von obrigkeitlicher Seite nach eingehenden Reglements, bis auf technische Einzelheiten der Werkzeuge und Verfahren das Gewerbe technisch auf der Höhe gehalten, ebenso durch Beaufsichtigungen des Verkaufes die Verbraucher geschützt werden. Hier zeigt sich, wie die Merkantilpolitik zugleich Stadtwirtschaft im Großen gewesen ist und sein wollte. — Ein ferneres Mittel merkantiler Politik war die

Gründung von Kolonien und Handelskompanien. Besonders bedeutend war die 1600 nach holländischem Muster gegründete englisch-ostindische Kompanie, die 1661 mit dem Recht, in nicht-

christlichen Ländern Krieg zu führen und Frieden zu schließen, ausgestattet wurde; in Österreich: unter Joseph II. Besetzung der Nikolaren, Gründung der Donauhandelsgesellschaft und der österreichisch-ostindischen Handelskompanie.

Weiter sollten zur Erzielung ausfuhrfähiger Großgewerbe billige Arbeitskräfte sichergestellt werden. Dies suchte man einerseits dadurch zu erreichen, daß man die besonders für Deutschland wichtige Vermehrung der Bevölkerung beförderte, deren dichte Ansiedlung in Städten man außerdem zur Schaffung großer Märkte für die Industrie für nötig hielt. Aufhebung der Eheverbote, Prämiierung kinderreicher Ehen (in Frankreich z. B. wurden einem Adligen mit 10 Kindern 1000 Livre Pension bezahlt sollten dies erreichen helfen. Gleichzeitig aber wurde die Hebung der Bevölkerung aus politischen Gründen angestrebt, um die Wehrkraft der vielfach entvölkerten Landesteile zu stärken. Zugleich sollten durch billige Lebensmittel die Arbeitslöhne niedrig gehalten werden, so daß die Landwirtschaft dabei oft stiefmütterlich behandelt wurde. Zollfreie Einfuhr von Nahrungsmitteln, Ausfuhrzölle oder Verbote auf Getreide waren die Mittel dazu.

Endlich sollte die Vermehrung der Edelmetallvorräte eines Landes auf unmittelbarem Wege bewirkt werden, indem alle inländischen Gold- und Silberbergwerke nach Kräften ausgebeutet, ja ihr Betrieb unter Umständen sogar mit Staatszuschüssen aufrechterhalten werden sollte. Die Hereinziehung reicher Fremder, strenge Ausfuhrverbote auf Edelmetalle und ähnliche kleinere Mittel sollten das Netz der Maßnahmen zur Hebung des Nationalreichtums vervollständigen und schließen.

Dieses „System" zeigt, daß die Hochschätzung des Geldes zwar Ausgangspunkt und Grundlage merkantilistischen Denkens war, daß dieses aber Geld und Geldvermehrung nicht als Selbstzweck, sondern *um ihrer produktiven Wirkungen willen* erstrebte. „Geld erzeugt den Handel," sagte Thomas Mun, „und der Handel erzeugt das Geld." Aufs bündigste drückt Davenant diesen Gedanken aus: „Der (auswärtige) Handel bringt Kapital herein; dieses Kapital, gut und betriebsam angelegt, bessert das Land und bringt mehr Erzeugnis aller Art zur Ausfuhr; sein Rückfluß macht ein Land zum Gewinner in der Handelsbilanz." [1])

[1]) Davenant, Works 2, 221, angeführt bei Sombart, Kapitalismus, 2. Aufl. 1917 II/2, S. 941.

Die **besondere Gestalt** und Praxis des Merkantilismus war, wie gegenüber dem vorstehenden Schema immer wieder betont werden muß, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern sehr verschieden. Tatsächlich leiteten aber die obigen Grundsätze (wenn auch in verschiedenster Gestalt) alle großen Staatsmänner vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, so *Karl V., Elisabeth von England, Cromwell, Ludwig XIV., Colbert, Peter den Großen, Kurfürst Friedrich Wilhelm, Friedrich den Großen, Leopold I., Joseph II.* — In *England*, wo infolge der parlamentarischen Verfassung der Grundbesitzerstand nicht wirklich vernachlässigt werden konnte, kam zur Pflege der Manufaktur auch die Pflege des Ackerbaues hinzu. Grundlegend wurde England in seiner merkantilistischen Handelspolitik. Die von Cromwell 1651 erlassenen „Navigationsakte" bestimmten, daß Fischerei und Schiffahrt in den englischen Küstengewässern, ferner der Verkehr zwischen England und den Kolonien nur auf englischen Schiffen geübt werden dürfe, sowie daß der übrige Warenverkehr nur mit englischen Schiffen oder Schiffen des Herkunftslandes erfolgen dürfe. Diese Bestimmungen sicherten den englischen Reedern ein Schiffahrtsmonopol und ruinierten dadurch Holland. Im sog. Methuen-Vertrage (1703) sodann wurde Portugal für die englische Wollindustrie erschlossen gegen Vergünstigungen bei der Einfuhr portugiesischen Weines. Im „Assiento de negros" (1713—43) wurde mit Spanien ein für England gleichfalls vorteilhafter kolonialpolitischer Vertrag abgeschlossen. — In *Deutschland* (wie in *Österreich*) trat dagegen einerseits die Sorge um die Vermehrung der Bevölkerung in den Vordergrund, da es durch den Dreißigjährigen Krieg entvölkert und seines dritten Standes beraubt war; andererseits weniger eine aktive Handelspolitik nach außen als die Sorge um Abschließung, da es den überlegenen fremden Großgewerben zur Beute wurde, daher auch Luxus- und Verbrauchsbeschränkungen mehr in den Vordergrund traten als anderswo. — In *Italien* wieder befaßte sich die Literatur, dem Charakter der Geld- und Handelsaristokratien der Städterepubliken gemäß, besonders mit den Geldfragen. — In *Frankreich* hatte am glänzendsten und erfolgreichsten Colbert das System durchgeführt, wonach es auch „*Colbertismus*" genannt wird.

Jean Baptiste Colbert (geb. 1619) trat in die Dienste des Kardinals Mazarin, Ministers Ludwig XIV., und wurde 1661 Generalkontrolleur der Finanzen. Als er sein Amt antrat, stand Frankreichs Gewerbefleiß demjenigen Englands, teilweise sogar dem Deutschlands nach; Verwaltung und Finanzen waren in korrumpiertem Zustand. Aber durch Verlegung der Zölle von den Provinzen an die Reichsgrenzen, Bau von Kanälen, Heranziehung der besten Arbeiter und Unternehmer aus allen Ländern, durch Privilegien, Prämien und Staatszuschüsse, namentlich auch durch ausgiebige Schutzzölle, Errichtung gewerblicher Schulen und Akademien kam die Volkswirtschaft Frankreichs rasch zur Blüte und hatte bald England selbst überflügelt.

Anmerkung 1. Seit Adam Smith (weil er eine Antithese brauchte) die Merkantilisten als allzu einheitliche Schule aufgefaßt hat, ist der Begriff des geschlossenen Merkantilsystems wiederholt berichtigt, und dann, wie oben dargestellt, von Oncken auf das Maß einer Grund-

sätzlere der Wirtschaftspolitik herabgesetzt worden. Es heißt aber das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn F. K. Mann in seiner (sonst verdienstvollen) Schrift „Der Marschall Vauban und die Volkswirtschaftslehre des Absolutismus" (Leipzig 1913) behauptet, daß das Merkantilsystem weder theoretisch noch politisch existiert habe und sein Begriff als geschichtliche Hypothese unhaltbar sei. In Wahrheit bilden die meisten Ökonomisten jener Zeiten in dem Streben, von der mittelalterlichen Stadt- und Naturalwirtschaft zur einheitlichen Volkswirtschaft zu gelangen und in den Begriffen der Handelsbilanz, der Zollwirkung, des Reichtums, der Geldüberschätzung eine bleibende Einheit! Es ist auch vergebens, die Merkantilisten gänzlich von der Politik des Metallfanges freisprechen zu wollen. Der Begriff einer „Volkswirtschaftslehre des Absolutismus", der an Stelle des Merkantilismus treten soll, kann jene Einheit nicht voll aufnehmen und ist auch sonst zu unbestimmt. — Richtiger als Mann bestimmt neuerdings Hasenzieger (Die alten deutschen Kameralisten. Jena 1914, S. 46) den Merkantilismus als: „Nationalismus mit dem leitenden Prinzip der politischen und volkswirtschaftlichen Zentralisation". Bezeichnend hat Sombart den Merkantilismus die „Nationalökonomie des Frühkapitalismus" genannt und den Mittelpunkt dieser Nationalökonomie erkannt in den produktiven Aufgaben des Handels. Dieser versorgte, so sagt Sombart: 1. die Völker „mit den für die Entfaltung des Kapitalismus unentbehrlichen Bargeldmengen", diente 2. dazu, „die Überschüsse des eigenen Bodens den anderen Völkern mitzuteilen", wodurch die landwirtschaftlichen wie gewerblichen Produktivkräfte des Bodens entwickelt wurden, und 3. überschüttete der Handel „die (west-)europäischen Länder mit den Erzeugnissen der . . . Überseegebiete und mit den von den (mittel- und ost-) europäischen Ländern dafür eingetauschten Produkten" (Sombart, Moderner Kapitalismus. 2. A. München 1917, II/2, S. 1042, vgl. 938 ff.).

2. In sozialphilosophischer Hinsicht war der Merkantilismus ein System der Bindung, ein mehr organisches, universalistisches System. Doch kann dies erst später erklärt werden (s. unten S. 29).

Die merkantilistische Literatur.

Die wichtigsten Schriftsteller, welche die Grundsätze des Merkantilsystems entwickelten, waren in Frankreich: Bodin („Six livres de la république", 1577), bei dem sich die erste ausdrückliche Formulierung merkantilistischer Maßregeln findet, Montchrétien („Traité de l'économie politique", 1615), der zum ersten Male den Namen „politische Ökonomie" gebrauchte; in England: Thomas Mun („Englands treasure by foreign trade", etwa 1630 verfaßt, erschienen 1664, in deutscher Übersetzung von Dr. R. Biach erschienen, „Englands Schatz durch den Außenhandel", Wien 1911), welcher die Ausfuhr von Geld zum Zwecke der Verwendung im Außenhandel empfahl. Muns Büchlein gewährt den besten Einblick in die Gedankenwelt des Merkantilismus. — Auf die Bedeutung von Davenant († 1714) hat Sombart hingewiesen. — Wichtig ist ferner das berühmte Werk „Compendious or brief Examination of certain ordinary Complaints of divers of our Countrymen in these our Dayes", 1581, das man früher einem William Stafford zugeschrieben hat, dessen wahrer Verfasser aber bis jetzt nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte. Gerade dieses Werk, in dessen Mittelpunkt die oben erwähnte Teuerung steht, entwickelt umfassend die Grundsätze der älteren englischen Merkantilpolitik. Weiteres: Child, „Observations concerning trade", 1688 und später James Steuart (geb. 1712 zu Edinburg, † 1780 „An inquiry into the principles of political economy", 1767, deutsch „Untersuchungen über die Grundsätze der Staatswirtschaft", Tübingen 1796, bei Cotta). Steuart war einer der bedeutendsten Theoretiker und Systematiker des Merkantilismus, schrieb aber zu einer Zeit, als dessen Herrschaft bereits durch den Physiokratismus und Adam Smith verdrängt wurde, so daß er geringere Beachtung fand. Die Gleichsetzung von Reichtum und Edelmetallvorrat lehnte er ab; in seiner Preislehre und seiner Bevölkerungstheorie ist er ein Vorläufer von Malthus. Von Italienern wären etwa zu nennen Serra, Montanari (beide um 1650), Belloni („Dissertationi sopra il Commercio", 1750) und Genovesi („Lezioni di Commercio ossia di Economia Civile", 1765).

In Deutschland erscheint der Merkantilismus verknüpft mit der sogenannten **Kameralwissenschaft** (von camera, fürstliche Schatzkammer) — einer Zusammenfassung von Volkswirtschaftslehre, Finanzwissenschaft, Verwaltungslehre und etwas Technologie, da sie sich außer mit volkswirtschaftlichen Dingen auch mit der Finanzverwaltung der Landesfürsten, der Verwaltungstechnik von Industrie und Bergbau befaßte. Unter ihren älteren Vertretern sind zu nennen: Obrecht (Professor in Straßburg, um 1600), Besold und Kaspar Klock. Einen strengen Merkantilismus vertreten die späteren Kameralisten: der unter den deutschen Merkantilisten besonders bedeutende Joachim Becher („Politischer Diskurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder und Republiken", 1668); v. Hornigk („Österreich über alles, wenn es nur will", 1684 — wird vielfach Bechern zugeschrieben); v. Schröder („Fürstliche Schatz- und Rentenkammer", 1685); v. Seckendorff, der zum ersten Male die deutsche Sprache in der Kameralistik anwendet („Der deutsche Fürstenstaat", 1653. Justi („Staatswirtschaft", 1752) und v. Sonnenfels („Polizei, Handlung und Finanz", 1765).

4. Kritik der merkantilistischen Lehren, zugleich Einführung in die heutige Lehre vom Geld und von der Handelsbilanz.

Der Leitbegriff der merkantilistischen Lehren ist der einer günstigen Handelsbilanz. Da diese aber in erster Linie auf der Bedeutung der Geldeinfuhr gegründet ist, so ist die Anschauung über die Bedeutung des Geldes theoretisch das Primäre.

a) Das Geld. Die Merkantilisten haben zwar nicht, wie

man ihnen meist vorwirft (Oncken ist dem zuerst energisch entgegengetreten) das Geld geradezu mit Reichtum gleichgesetzt; aber sie haben allerdings die volkswirtschaftliche Bedeutung des Geldes und der Edelmetalle theoretisch sehr überschätzt, was in einer Periode des Aufkommens der Geld- und Kapitalswirtschaft nicht Wunder nehmen kann.

Eine verwandte, wenngleich verwässerte Überschätzung des Geldes entspricht noch heute der populären Meinung. Wer Geld bekommt, wird reich, also handelt es sich auch in der ganzen Volkswirtschaft darum, viel Geld zu beschaffen. Inwiefern ist das richtig?

Das Wesen des Geldes ist vor allem: Tausch*mittel* zu sein. Um dies zu veranschaulichen, denken wir uns eine geschlossene Hauswirtschaft A, die alle notwendigen Güter für die Sippe erzeugt. Dennoch wird öfters der Fall eintreten, daß die Wirtschaft A gerne überflüssige Güter, z. B. Holz, gegen Güter anderer Wirtschaften B, C . . ., z. B. Vieh, Waffen, eintauschen möchte. Wenn aber bei den verschiedenen Tauschgelegenheiten — auf dem „Markte" — wohl Vieh und Waffen angeboten würden niemand aber unter ihren Besitzern wäre, der gerade Holz brauchen kann, so wird die Wirtschaft A bald den Vorteil wahrnehmen, der in einem mittelbaren Tauschvorgange liegt: nämlich wenn sie ihr Holz gegen solche Waren eintauscht, die bei den meisten Tauschvorgängen vorkommen, auf dem „Markte" die größte Rolle spielen, weil sie jeder brauchen kann. Solche Waren, z. B. Vieh bei Nomadenvölkern, sind am meisten *absatzfähig* und die Wirtschaft A wird sie in unserem Falle auch dann noch mit Vorteil gegen Holz vertauschen, wenn sie selber keinen Bedarf danach hat — nur mit Rücksicht darauf, daß sie damit die meiste Aussicht hat, jene andern von ihr begehrten Waren wirklich eintauschen zu können. In der so geübten „*Annahme eminent absatzfähiger Waren*" (Menger) beim Tausche, auch wenn man sie selber nicht braucht, liegt der Hauptgrund für die Entstehung und liegt zugleich die eigentliche Wesenheit des Geldes beschlossen: als eines mittelbaren Tauschgutes, Tausch*mittels*. Die Edelmetalle haben wegen ihrer Absatzfähigkeit im Verein mit ihrer Stetigkeit, Dauer, Teilbarkeit, Wägbarkeit, Verschickbarkeit mit der Zeit alle andern Waren — Vieh, Perlen, Muscheln, Felle usw. — im Wettkampf um den Geldcharakter besiegt.

In diesem Sinne hat bereits Aristoteles (Politik I, 3, § 9—§ 18) das Wesen des Geldes erklärt. Jetzt s. bes. Karl Menger, Art. Geld im Handwörterb. d. Staatsw. (Weitere Schriften u. S. 138 f.)

Indem so das Geld die Verrichtung der Tauschvermittlung übernimmt, wird der Tausch vom Zusammentreffen einzelner Bedürfnisse unabhängig. Dies erlangt dann grundlegende Bedeutung, wenn jede einzelne Wirtschaft nicht mehr alles herstellt, was sie braucht, sondern nur bestimmte Güter — Arbeitsteilung! Nun wird die Notwendigkeit des Austausches allgemein, jeder gibt seine Erzeugnisse gegen Geld hin, und das verleiht dem Geld einen über jede konkrete Ware hinausgehenden, einen *abstrakten* Charakter! (Es ist gleichsam nicht mehr Vieh, sondern Vieh-*Geld*.) Durch diese abstrakte Natur des Geldes, die in seiner ganz *allgemeinen* Absatzfähigkeit, in der Möglichkeit, dafür im ganzen Umkreis des Marktes etwas einzutauschen, liegt, erhält es gleichzeitig Verrichtungen („abgeleitete Funktionen"), die wir folgendermaßen unterscheiden: 1. als allgemeines Bezugsgut, d. i. als Preismaß, als „Rechenpfennig" zu dienen; 2. als Zahlungsmittel zu dienen (Zahlung ist nicht immer direkt mit Tausch verknüpft, z. B. Steuer, Kapitalzins!); 3. Werte und Kapitale aufzubewahren (Schatzbildung oder Thesaurierung) und 4. Kapital, also reale Güter, Vermögen, zu übertragen (Umlauf oder Zirkulation); allgemeiner gesagt: Geld wird der *Repräsentant* jener Dinge, die man dagegen eintauschen kann, es wird Träger von Reichtum, von Vermögen. Die Ansammlung von Geld ist daher die mittelbare Ansammlung von Gütern und die Übertragung von Geld Übertragung von Vermögen. — An diesem Punkte liegt nun die Gefahr, das Geld zu überschätzen, seine Natur zu verkennen! Das Geld hat die Verrichtung, Vermögen zu repräsentieren, nur, *sofern Güter, die einzutauschen wären, hinter ihm stehen*, sofern sie wirklich da sind. Die Bedeutung des Geldes ist nur: alle Austäusche überschüssiger Güter der einzelnen Wirtschaften zu vermitteln. Sofern aber jene Güter fehlen (z. B. bei Kriegs- und Hungersnöten, auf hoher See), verliert auch das Geld seine Verrichtungen: es wäre nichts da, dessen Austausch es vermitteln könnte, es kann nicht Repräsentant von Gütern sein, die nicht dafür zu haben sind. Geld hat also mit einem Worte seinen Geldcharakter nur *innerhalb der gegebenen Tauschmöglichkeiten*.

Mit dieser Einsicht sind wir der merkantilistischen Lehre auf den Grund gekommen. Privatwirtschaftlich, d. h. für den Einzelnen, ist das Geld eine solche Ware, gegen die jedes andere Gut einzutauschen ist, „Vermögen", „Reichtum", weil dem Einzelnen der Vorrat der ganzen Volkswirtschaft als Tauschmöglichkeit gegenübersteht. Aber volkswirtschaftlich, für die Gesamtheit der Wirtschaften eines Staates, bedeutet die Anhäufung von Geld etwas anderes; da kommt es zu allererst darauf an, daß die Güter da seien, deren Austausch durch das Geld verwirklicht werden soll; andernfalls leidet die Tauschmittelverrichtung des Geldes unter seiner Anhäufung, indem es verhältnismäßig entwertet wird und die Preise steigen. Nur wenn mit der Vermehrung der Geldmenge in einer Volkswirtschaft auch eine entsprechende Vermehrung der Güter, die auszutauschen sind, verbunden ist, behält es seine Tauschkraft, seine Bedeutung als Vermögensträger ungeschmälert bei! Das Primäre im Reichtum ist also nicht das Geld, sondern die Güter selber! — Der Irrtum der Merkantilisten war nicht so plump, daß sie das Geld als solches schon für Reichtum gehalten hätten; sie wußten wohl, daß es nur in seiner Fähigkeit, Vermögen zu übertragen, Reichtum bedeute (vgl. Oncken, Geschichte der Nationalökonomie I, S. 154 f.). Aber daß das Geld diese Fähigkeit nur innerhalb der Tauschmöglichkeiten hat, die durch die gegebenen Vorräte und Erzeugungsvorgänge realisierbar sind, daß es also auf diese selber zuerst allein ankommt, war ihnen doch zu wenig plastisch. Andererseits hatten sie jedoch mit vollem Recht den steigenden Geldbedarf in jener Zeit und die belebenden Wirkungen dessen vor Augen, was beim Übergang von der Naturalwirtschaft zu arbeitsteiliger Tauschwirtschaft vor allem nottat, nämlich die Wirkungen von Vermehrungen der Umlaufsmittel; d. h., Förderung und Schutz der nationalen Arbeit war praktisch doch dasjenige, was hinter der Geldeinfuhr mittelst aktiver Handelsbilanz zuletzt steckte.

Über die Frage, ob eine Volkswirtschaft das Einströmen und die Vermehrung von Geld technisch überhaupt vertragen kann, vgl. unten S. 161 (Quantitätstheorie). — Der konkrete Bedarf an Geld in einem Lande hängt übrigens außer von der Größe des zu vermittelnden Tauschverkehrs (der Umsätze, noch von der Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes, von geldsparenden Einrichtungen (z. B. Clearingverkehr) und Kreditmitteln (Banknoten, Wechseln) ab. Ein besonderer Fall ist im Krieg gegeben. Durch den ungeheuren, plötzlich einsetzenden Bedarf an Kriegsgütern aller Art wird die Zahl der nötigen Umsätze vervielfacht. Es muß eine starke Vermehrung der Geldmenge (durch Notenausgabe usw.) eintreten — ein Fall, in dem der Geldbedarf steigt, ohne daß die Gütermenge gestiegen wäre. Im übrigen lehrt der Krieg, daß ein Überfluß an Geld unwillkommen ist und Preissteigerungen bedeutet, die verheerend wirken.

Die oben angegebenen Verrichtungen des Geldes werden nicht von allen Schulen in gleicher Weise anerkannt. Die jetzt von Knapp als primär betrachtete, früher schon von Knies u. a. in den Vordergrund gestellte Zahlungsfunktion erscheint uns nur als abgeleitete Form der Tauschverrichtung. Weiteres über die Lehre vom Geld s. u. S. 161 ff.

Wenn andererseits die klassischen Nationalökonomen den Merkantilisten entgegneten, Geld sei nur eine Ware wie jede andere, z. B. wie Küchengeräte, so ist das aber doch wieder nicht richtig. Geld ist tatsächlich eine besondere Ware, und zwar die abstrakteste Ware, als Tauschmittel. Volkswirtschaftlich ist Geld etwa in ähnlichem Sinne wertvoll wie andere vermittelnde Güter, z. B. Eisenbahnen und Straßen, die bloß insofern nutzbar werden, als Waren und Personen da sind die darauf fahren (wenn man von dem eigenen Nutzen, den das Geldmetall als Rohstoff in der Industrie stiften kann, absieht).

Ein Teil der merkantilistischen Vorstellung von der Bedeutung des Geldes ist somit richtig; sie hat nur jene abstrakte Natur des Geldes, der im bloßen Mittelcharakter für den Tausch liegt, zu sehr verabsolutiert, die Bedingung der schon gegebenen Gütervorräte, welcher das Geld als Tauschvermittler unterliegt, unterschätzt. (Über neuere Geldtheorien vgl. u. S. 161 ff.)

a) Die Handelsbilanz. Die Ansicht von der Bedeutung der Handels- oder Warenbilanz ist mit jener über das Geld innig verschwistert. Hier ist vor allem zu berichtigen, daß die Warenbilanz nicht gleichbedeutend ist mit der Bilanz des über die Grenzen hinaus- und hereinströmenden Geldes, der sogenannten Zahlungsbilanz.

Diese setzt sich nämlich nicht nur zusammen aus den Verbindlichkeiten, die durch Warenlieferungen entstanden sind, sondern auch noch: 1. aus den Zahlungen, die vom Inland für Leistungen des Auslandes und umgekehrt zu entrichten sind — z. B. für Frachten zu Wasser und zu Lande („England der Frachtführer Europas"), für die Verpflegung von Reisenden im Fremdenverkehr; diese Leistungen sind sozusagen unsichtbare Güterlieferungen; 2. aus den Gewinnen, die das Inland von Unternehmungen bezieht, welche es im Ausland betreibt (und umgekehrt das Ausland im Inland); 3. aus den Zinsen von Anleihen und Wertpapieren, die das Inland vom Ausland bezieht (und umgekehrt)); 4. endlich aus Erbschaften, Schenkungen, Kriegsentschädigungen und sonstigen einmaligen Zahlungen, die von Land zu Land fließen. Man sieht: die Zahlungsbilanz ist auch nur eine versteckte,

erweiterte Warenbilanz; denn gezahlt wird immer nur Ware mit Ware — bloß ist ein Teil dieser Waren unsichtbar Leistungen für das Ausland, wie Frachten und Fremdenherberge, Leistungen im Ausland, wie das Überlassen von Kapital und die Führung von Betrieben dortselbst.

Indem solchermaßen die Zahlungsbilanz doch ein ganz anderes Gesicht hat wie die Warenbilanz, ist es möglich, daß die Zahlungsbilanz eines Landes aktiv, die Warenbilanz für sich aber passiv ist; so steht es (vor dem Krieg) in England, Deutschland, Frankreich, Belgien, Österreich — in den reichen Ländern. Diese können auf die Dauer eine passive, ungünstige Warenbilanz ertragen, weil sie durch die Zinsen von Schuldpapieren des Auslandes, durch die Gewinne von ausländischen Unternehmungen usw zu solchen Zahlungen befähigt sind. Z. B. betrugen allein die Zinsen, die Deutschland auf diese Weise jährlich vom Ausland (vor dem Kriege) erhielt, vielleicht eine halbe Milliarde Mark. Hingegen hat das agrarische Rußland, haben die Balkanländer, Argentinien, die Vereinigten Staaten, eine aktive Handelsbilanz, weil sie vom Erlös ihrer Ernten die Schuldzinsen und Leistungen an das Ausland bezahlen müssen. Daher kann denn auch eine passive Handelsbilanz hier ein günstiges, dort ein ungünstiges Zeichen sein.

Die merkantilistische Auffassung von der Bedeutung der Handelsbilanz ist sonach zwar nicht durchaus verfehlt, wie heute üblich ist zu urteilen; jedoch unvollständig und schablonenhaft. Indessen leistete sie praktisch für die damalige Zeit nicht wenig, da aus der Naturalwirtschaft aufstrebende Länder fast nur durch aktiven Warenhandel ihre auswärtigen Zahlungen begleichen, ihre inneren Umlaufsmittel vermehren konnten. — Zuletzt ist jedoch auch die vorgeführte Erweiterung des Begriffes der Waren- zur Handelsbilanz, mit der man heute in der Regel glaubt, den Merkantilismus erledigen zu können, nur eine unerläßliche Begriffsberichtigung, aber noch nicht die grundsätzliche Widerlegung. Denn die Warenbilanz erscheint jetzt nur als Teil oder Funktion der Zahlungsbilanz. Da nämlich auf die Dauer im Verkehr zwischen Volkswirtschaften eben so nur mit Waren bezahlt werden kann wie im Innern derselben — ist doch Geld nur Vermittlungsgut für wirkliche Güter — so muß die Warenbilanz in der Geldbilanz auf die Dauer ihre Begründung finden. Ist z. B. die Zahlungsbilanz aktiv, so kann die Warenbilanz passiv sein, wie oben auseinandergesetzt,

aber: die Aktivität der Zahlungsbilanz muß dann doch wieder eine warenartige Unterlage haben (z. B. Kapitalanlagen oder Leistungen im Auslande). Dies erst führt auf das theoretisch Wesentliche und Ausschlaggebende in der Handelsbilanzlehre: daß die primäre und dauernde Wohlstandsquelle nur die eigene Gütererzeugung selber ist; und daß die weltwirtschaftlichen Austauschverhältnisse (die Geldzuflüsse), die sich daran schließen, nur eine mittelbare Rolle spielen. Und daraus folgt schließlich: daß selbst eine passive Zahlungsbilanz kein Zeichen von Verarmung zu sein braucht. Denn wenn die Schulden nicht dem Verbrauche sondern der Erzeugung dienen (z. B. in Eisenbahnen, Fabriken Anlage finden), bewirken sie die Hebung des Wohlstandes. Nicht die aktive oder passive Gestalt der Bilanz, sondern die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Eingeführten, d. h. das, was man die Produktivitätsbilanz nennen sollte, entscheidet schließlich über Reichtumsgewinn oder -verlust nach außen hin; und über die Wohlstandsgrundlage selbst entscheidet zuerst die innere Bilanz von Güterherstellung und -verbrauch selber.

Der Merkantilismus hat in der Geld- wie in der Handelsbilanzlehre die Volkswirtschaft nicht genug von der Privatwirtschaft unterschieden. Trotzdem seine Bestimmung war, eine Summe von Stadtwirtschaften in eine Volkswirtschaft umzuwandeln, trotzdem er den wirtschaftlichen Zentralisationsgrundsatz mit der politischen Staatenbildung zur Geltung zu bringen hatte: war ihm theoretisch die Volkswirtschaft vielfach nur eine Art Privatwirtschaft größeren Stiles. Da sie aber das nicht ist, vielmehr stets ein in höchstem Maße auf innerer Gegenseitigkeit der Glieder angelegtes, daher einem Gesetz des Ganzen gehorchendes System von Wirtschaften, hat sie notwendig ihre Reichtumsquelle weit mehr in sich als im Austausch nach außen hin. Dies war aber mehr ein theoretischer Mangel; praktisch wurde er dadurch berichtigt, daß hinter der aktiven Handelsbilanz notwendig die lebendigste Entwicklung der eigenen Wirtschaftskräfte stehen mußte! So war der Merkantilismus trotz aller Mängel eine großartige Erfassung der Volkwirtschaft als eines wahren Lebensganzen.

c) „Das Geld bleibt im Lande". Dieses Schlagwort, das gerade während des Krieges wieder in Schwang gekommen ist, gehört ganz der Handelsbilanzlehre an. Es bedeutet zunächst nur: daß keine Geldschulden vom Auslande aufgenommen wurden (z. B. für Anleihen,

für die Erweiterung von Industrieunternehmungen, für Eisenbahnbauten), sondern aus eigenen Ersparnissen der betreffende Geldbedarf gedeckt wurde; und weiter bedeutet es: daß die Erzeugungs- und Handelstätigkeit, welche durch die betreffende Geldzirkulation (beim Ausgeben der Anleihe) hervorgerufen wurde, im Bereiche der eigenen Volkswirtschaft stattgefunden hat. *Diese nationale Arbeit, nicht das im Lande bleibende Geld ist das wesentliche*; und diese Arbeit kann: 1. die Arbeitsteiligkeit der nationalen Volkswirtschaft erhöhen und die eigenen Produktivkräfte entwickeln (so wenn wir uns Kriegsgüter, Eisenbahnen, Schiffe selber herstellen, statt sie vom Ausland zu beziehen); 2. bewirkt sie, daß die Unternehmer- und Handelsgewinne, die dabei gemacht werden, im Lande bleiben. — Jedoch ist mit diesem Verbleiben der Arbeit im Lande (durch Verbleib des Geldes) noch nicht darüber entschieden, ob ein Bezug aus dem Auslande nicht doch vorteilhafter gewesen wäre — es könnte ja sein, daß Kapital und Arbeit für eine Erzeugung gewidmet wurden, die man aus dem Auslande durch Erzeugnisse aus der eigenen Werkstätte um die Hälfte jener Arbeit und jenes Kapitals hätte eintauschen können. Es ergibt sich also: Nur wenn die Herstellung der betr. Waren im Inland billiger war oder doch wenigstens die Entwicklung der eigenen Produktivkräfte und Unternehmerkapitalien höher anzuschlagen ist als der Verlust an Werten durch die teuere Selbstherstellung, ist es ein Vorteil, daß die Arbeit im Lande geschah, das „Geld im Lande" blieb.

d) *Vom Wechselkurs.* Der Stand der Zahlungsbilanz kommt weniger in der Handelsbilanz als im *internationalen* Wechselkurs (Devisenkurs genannt, weil der Kurs des Wechsels auf auswärtige Plätze die „Devise", das Barometer der Zahlungsbilanz sein soll) zum Ausdruck. Hat ein Berliner Kaufmann einem Wiener Kaufmann Waren geliefert, so zieht er auf letzteren einen Wechsel, den er an der Berliner Börse vor der Fälligkeit an solche zu verkaufen („diskontieren") sucht, die nach Wien Zahlungen zu leisten haben; denn es ist bequemer und billiger, einen Wechsel zu senden als Bargeld. (Ebenso umgekehrt: ein Wiener Kaufmann, der nach Berlin liefert, zieht auf Berlin und verkauft den Wechsel an der Wiener Börse solchen, die nach Berlin Zahlungen zu leisten haben.) Sind nun auf Grund von Berliner Warenlieferungen (oder Leistungen und sonstigen Geldforderungen) mehr auf Wien lautende Wechsel an der Berliner Börse vorhanden als dort Zahlungen nach Wien zu leisten sind, so ist die Nachfrage nach diesem Zahlungsmittel kleiner als das Angebot, der Kurs sinkt; und entsprechend; Wien hat dann mehr Zahlungen nach Berlin zu leisten als dort Wechsel, die auf Berlin lauten, liegen, deren Preis muß daher in Wien steigen. Das zeigt also an, daß die Zahlungsbilanz für Wien in diesem Falle ungünstig ist; von Wien, das mehr zu zahlen (Wechsel einzulösen) hat als Berlin, wird Bargeld hinausströmen. Bargeld — denn sobald der Wechselkurs höher steigt als die Versendung von barem Gold kostet („Goldpunkt"), wird der Kaufmann durch Barsendungen zahlen. Steht aber, *wie in jedem Lande mit Papierwährung*, kein Gold zur Verfügung, so kann der Kurs unaufhaltsam weitersteigen — die Währung ist dann erschüttert, sie hat ein *Aufgeld* (Agio oder Disagio) erlitten, d. h. man muß die fremden Wechsel (die Zahlungsmittel ins Ausland sind — damit alle Zahlungsmittel ins

Ausland, vor allem aber das *Gold*) höher bezahlen, als dem metallischen Wertverhältnis der beiden Währungen entspricht. — Im gegenwärtigen Kriege haben alle Länder (zur Deckung ihrer Banknoten) Goldausfuhrverbote erlassen und sind daher dem Auslande gegenüber *Papierwährungsstaaten* geworden. Dementsprechend ist in allen Staaten nach Maßgabe der „Zahlungsbilanz" Aufgeld auf die fremde Währung entstanden. Hat z. B. Deutschland an die Schweiz mehr zu zahlen, als diese zurückzahlt, und kann es nicht in Gold bezahlen, so heißt dies, daß es *Schulden* macht und nur Anweisungen auf sich ausstellt, die freilich nicht zum vollen Preis genommen werden können. — Vgl. *Goschen*, Theorie der auswärtigen Wechselkurse, übers. von *Stöpel*, Anast. Neudruck Berlin, Prager, 1910.

II. Das Naturrecht und der Übergang zum physiokratischen System.

1. *Das Naturrecht.*

Der Merkantilismus stand zum geistesgeschichtlichen Entwicklungsstreben seiner Zeit von Anfang an in einem gewissen Widerspruch. Die Grundrichtung des Merkantilismus ist absolutistisch, antiindividualistisch, also universalistisch; er schreibt der Obrigkeit und dem Staat, nicht dem Individuum die Aufgabe zu, alle wirtschaftlichen Angelegenheiten zu ordnen. Aber schon während seiner Entstehung gelangte auf dem Gebiete der Staatslehre und der Philosophie eine individualistische Auffassung des menschlichen Zusammenlebens zur Entfaltung.

In der Staatslehre sind es besonders der Niederländer Hugo *Grotius* („De jure belli et pacis", 1625) und der Sachse *Althusius*, die eine individualistische Denkweise anbahnen. Grotius geht von „unveräußerlichen, unzerstörbaren Naturrechten" des Individuums aus. (Die er er übrigens aus der „ursprünglich geselligen Natur des Menschen" ableitet, so daß eigentlich noch das soziale Prinzip an der Begründung des Naturrechtes hier mitwirkt!) Das „natürliche Recht" des Individuums erklärt er als ein Gebot der Vernunft, nach welchem einer Handlung, durch ihre Übereinstimmung mit der vernünftigen Natur des Menschen, an und für sich eine moralische *Notwendigkeit* innewohnt, und entsprechend einer anderen, wegen ihrer Nichtübereinstimmung mit dieser Natur, an und für sich moralische Häßlichkeit zukommt.

Das Naturrecht ist ein in der menschlichen Natur begründetes, durch Vernunftgebrauch gebildetes, durch Vernunft erkenn-

bares, für alle Zeiten gültiges und gleichartiges Recht. Für diesen Standpunkt wird somit die menschliche Vernunft zur Recht erzeugenden Kraft — die Vernunft des (abstrakt für sich, gleichsam als Atom gedachten) Individuums. So ist das Naturrecht (als Recht aus Vernunft) ein Recht des Einzelnen — ein ungesellschaftliches wie unhistorisches Recht.

Das Naturrecht wird aber verschieden begründet, entweder nur aus dem Individuum heraus (reiner Individualismus), oder unter Zuhilfenahme gesellschaftlicher, d. i. universalistischer Elemente (vermittelnde Formen des Individualismus).

Zuerst hat der englische Philosoph Thomas Hobbes (Hauptwerk: „Leviathan", 1651) das staatliche Zusammenleben der Menschen nach dem Naturrecht streng individualistisch konstruiert. Hobbes kennt nur einen Selbsterhaltungstrieb. Er geht davon aus, daß im ursprünglichen Naturzustande alle Individuen frei und auf sich selbst gestellt, aber eben infolge dieser Selbstheit einander feind seien. Es ist die Furcht voreinander, welche die Menschen beherrscht, und es besteht Krieg aller gegen alle („bellum omnium contra omnes"). Um diesem Daseinskampfe zu entgehen, gründen sie den Staat, tun sich zu einem geordneten Verein zusammen, — dem Selbsterhaltungstriebe also folgend, nicht aus der geselligen Natur des Menschen heraus, wie Grotius meinte. Mit diesem Schritt verzichten sie auf alle ihre Naturrechte und delegieren dieselben an einen absoluten Herrscher, unter dessen Obhut sie sich begeben. So wird unmittelbar durch das Entsteben des Staates aus einem Vertrag der Staat absolutistisch konstruiert, so liegt im Staatsvertrag selbst der Verzicht auf das Naturrecht. Aber der Staat entspringt begrifflich doch rein aus den Individuen, die auf sich selbst gegründet sind (nicht wie bei Grotius durch ihre gesellige Natur ihre Naturrechte teilweise selbst wieder aufgeben).

Diese Gedanken Hobbes wurden von Baruch Spinoza (1632—1677) aufgenommen. Allein der ursprüngliche Krieg aller gegen alle führt nach ihm nicht zur Einsetzung einer absoluten Gewalt, sondern die Bürger haben sich ihrer natürlichen Freiheit nur so weit zu begeben, als dies zum Bestande eines geordneten staatlichen Zusammenlebens notwendig ist. Die Staatsgewalt wird also von Hobbes einem einzigen, von Spinoza allen Bürgern, dem Volke, zugeschrieben. Beide aber sehen im Staate ein Erzeugnis des Machtkampfes zwischen den Individuen.

In Deutschland suchte eine Vermittlung zwischen der rein individualistisch begründeten Naturrechtstheorie des Hobbes und der teilweise sozial begründeten des Grotius Samuel von Pufendorf (um 1650) herzustellen. Der englische Philosoph John Locke (1632—1704) hingegen führte eine mit Grotius grundsätzlich übereinstimmende, aber noch mehr dem Sozialprinzip zugewandte Auffassung des Gesellschaftslebens durch. Locke ist der eigentliche Begründer der Theorie des konstitutionellen Staatsrechtes. In wirtschaftswissenschaftlicher Hinsicht hat er die Wichtigkeit der menschlichen Arbeit als wertbildenden Faktor hervorgehoben, und damit einen Gedanken ausgesprochen, den die Volkswirtschaftslehre erst später ausgebaut hat.

So erwuchs die sog. Philosophie der Aufklärung, ein trockener Rationalismus, der in England der Philosophie Lockes und der Morallehre Shaftesburys (deren Hauptbegriff der „common sense" — gesunde Menschenverstand — war) entsprang, und dann von Frankreich aus (Diderot, Condillac, Helvetius u. a.) ganz Europa beeinflußte. Die Aufklärung, individualistischen Charakters, strebte vor allem eine vernunft- und naturgemäße Gestaltung des menschlichen Daseins an.

Mit all den in ihrem Kreise entstandenen, bereits erörterten Naturrechts- und Staatsvertragstheorien hängt aufs engste die Lehre von der „Souveränität des Volkes" zusammen, nachdem schon Jean Bodin („De la république", 1576) den Begriff der Souveränität in die Staatslehre eingeführt hatte. Nach dieser ist die eigentliche und einzige Quelle der Staatsgewalt das Volk, da aus dem Willen der Bürger, durch ihr freiwilliges Zusammentreten, der Staatsvertrag hervorgegangen ist. Nach Hobbes geht dann allerdings die Volkssouveränität auf den Herrscher über. Montesquieu („Esprit des lois", 1748) aber entwickelte, in Ausgestaltung der Gedanken Lockes, mit der Lehre von der Teilung der Staatsgewalten eine vermittelnde Theorie, die des Konstitutionalismus, welche fast ein Jahrhundert hindurch die Staatswissenschaften beherrschte und allen europäischen Verfassungen Pate gestanden hat. Dieser Lehre zufolge, deren Einfluß auch gegenwärtig noch bedeutend ist, ist die beste Staatsform diejenige, in welcher die gesetzgebende Gewalt in den Händen einer frei gewählten Versammlung, dem Parlament, die ausführende Gewalt oder Exekutive in den

Händen eines Monarchen mit verantwortlichen Ministern, und die richterliche Gewalt in den Händen eines unabhängigen Richterstandes liegt. — In Wahrheit ist jedoch die ausführende Gewalt auch die vorzugsweise gesetzgebende Gewalt, da die allermeisten Gesetze in den Ministerien nicht in den Parlamenten entstehen. Ein Irrtum ist es übrigens, die Gedanken Montesquieus für ursprünglich zu halten. Die Unterscheidung der gesetzgebenden, richterlichen und ausführenden Gewalt findet sich mit aller Deutlichkeit schon in Aristoteles' Politik ([B. VII § 1]).

Den größten Eindruck machte der leidenschaftliche Sozialphilosoph Jean Jacques Rousseau mit seiner Lehre vom Naturstaate.

Schriften: „Du contrat social, ou du droit politique", „Emil, ou de l'éducation", 1762, beide deutsch, in vielen Uebersetzungen, z. B. bei Reclam. „Der Mensch ist frei geboren und dennoch liegt er in Banden". Im Naturzustande waren die Menschen gut, frei und gleich, die Kultur machte sie verderben, unfrei und ungleich. Die Rückkehr zum Naturzustande, zur natürlichen Empfindung ist notwendig. Von der Erziehung des Menschen, der von Natur gut ist, brauchen nur Irrtum und Laster entfernt zu werden, und der Mensch wird von selbst zum Natürlichen und zu Gott zurückfinden. „Überall", sagt R. in seinem „Emile", „wo Menschen geboren werden, kann man das aus ihnen machen, was ich vorzeichne, und wenn man es aus ihnen gemacht hat, so hat man damit das Beste für sie und die andern getan." — Den Staat konstruiert Rousseau naturrechtlich, jedoch sind in seinem Individualismus manche antiindividualistischen Elemente enthalten, so der Begriff des „Gesamtwillens" (volonté générale), als Gegensatz des „Willens aller Einzelnen", volonté de tous; ferner der einer obligaten Staatsreligion. R.'s Ausführungen über grundsätzliche Fragen sind oft geradezu ein Gestrüpp von Widersprüchen. R. ist glühender Individualist. (Über den Begriff von Individualismus und Universalismus s. u. S. 29 ff.) Anderseits ist die Ansicht von der Allmacht der Erziehung ganz antiindividualistisch, der Begriff des volonté générale desgleichen; und wieder: der Begriff des guten Naturzustandes eine Ungeheuerlichkeit, wenn man doch eigentlich die Erziehung dazu braucht, um die Menschen gut zu machen. Da war Hobbes viel folgerichtiger, der die Furcht der Menschen vor einander als Merkzeichen des Naturzustandes betrachtete. Die Lehren Rousseaus, bestrickend und aufs Geistreichste vorgetragen, trugen zum Ausbruche der französischen Revolution (1789) nicht wenig bei. Die bedeutendsten Revolutionäre, besonders Robespierre, waren seine Schüler. Auch über die Grenzen Frankreichs hinaus war sein Einfluß auf die gesamte Bildung Europas gewaltig.

Anmerkung. Im Vorstehenden wurde nur von einem individualistischen Naturrechte der neuern Zeit geredet. „Naturrecht" hat aber auch manchmal einen nicht individualistischen Sinn und bedeutet dann: die göttliche Rechts- und Weltordnung (δίκαιον φύσει, lex naturalis = lex divina, jus divinum), gegenüber dem wechselnden willkürlichen Recht in der Geschichte (dem δίκαιον θέσει, dem „gesetzten" Recht der Sophisten,. So bei Platon, Aristoteles, den Stoikern, Thomas v. Aquino. Die „Natürlichkeit" des Rechtes bedeutet hier dessen ewigen Gehalt an Gerechtigkeit und Moralität im Gegensatz zu der Ableitung des Rechtes (und Staates) aus absoluten Individuen des Naturzustandes, wie sie die Sophisten, Grotius, Hobbes und ihre Nachfolger durchführten. — Der strenge Gegensatz wäre aber eigentlich der: das göttliche Recht als Ordnung, die für alle verbindlich ist und auch alle zu einander fügt; das individualistische Naturrecht als Vernunftrecht des grundsätzlich autarken (isolierten) Individuums; jenes ist Sozialrecht, dieses Individualrecht.

2. Einführung in das Grundproblem der Gesellschaftslehre (Individualismus — Universalismus).

Die individualistische Naturrechtslehre ist mehr als eine Rechtstheorie, sie ist zugleich eine Theorie vom Staate und vom gesellschaftlichen Zusammenleben überhaupt. Eine solche allgemeine Theorie der Gesellschaft hat vor allem die Frage zum Gegenstande: Worauf die Gesellschaft beruhe, auf dem Individuum, das zwar in ihr Verbindungen eingeht, aber dabei selbständig und im Grunde für sich bleibt; oder auf dem realen geistigen Zusammenhang, der spezifischen Verbindung der Individuen im Staate, die dann etwas über den Individuen Stehendes wäre.

Für die erstere Auffassung wäre die Gesellschaft eine Summe von selbständigen Individuen, etwa einem Haufen von Atomen, einem Konglomerat von Steinen vergleichbar, in welchem doch jedes Atom, jeder Stein ganz selbständig bleibt, sozusagen eine nur in sich gegründete, in sich fertige Existenz führt, und die Verbindung der Teile eine bloß äußere, mechanische Gemeinsamkeit bewirkt. Es wäre somit in den Individuen allein der eigentliche Grund, das Ursprüngliche und Erste von Gesellschaft und Staat gelegen. Diese Anschauung heißt „Individualismus", weil sie Gesellschaft und Staat ganz auf das Individuum zurückführt; ihre Hauptform ist das Naturrecht. In jeder Form aber ist dem Individualismus der Einzelne maßgebend, nicht die Gesamtheit. Sein Rechtsbegriff ist ein solcher ohne Gesellschaftsbegriff. — Der Individualismus, welcher schon im Altertum von den Sophisten entwickelt wurde und im Naturrecht eine vollendete Ausbildung erhielt, erscheint auf den ersten Blick durchaus natürlich und einleuchtend. Denn die Gesellschaft besteht tatsächlich nur aus einzelnen Menschen. Es fragt sich aber dennoch, ob diese

Lehre richtig ist? Die genaue Prüfung zeigt, daß sie mit falschen Begriffen arbeitet, und zwar sowohl mit einem falschen Begriff des Individuums wie der Gesellschaft. Der Individualismus denkt nämlich das Individuum notwendig (indem er es von der Gesellschaft unabhängig und diese erst begründend denkt), als selbständig, als autonom, autark, gleichsam als Atom für sich, d. h.: als schon *vor* Eingehen in eine bestimmte gesellschaftliche Verbindung geistig fertig — also notwendig als *absolutes Individuum*, eben als ein solches, das geistig auf sich selbst gestellt ist, seinen geistigen Bedürfnissen nach für sich allein leben kann. Und die Gesellschaft wird dann entsprechend als bloß mechanische Zusammensetzung, als nichts Eigenes, Reales, sondern als Konglomerat, Summation, oder als bloßer Sicherheitsverein der für sich bleibenden Individuen gefaßt. Beides ist unrichtig weder ist das Individuum geistig autark noch ist die Gesellschaft eine bloß mechanische Summe solcher Individuen.

Die andere Meinung, wonach der Zusammenhang, die Verbindung der Individuen als ein Spezifisches, Reales gefaßt wird und daher als das Primäre, das Über-Individuelle erscheint, heißt Universalismus und hat in der Geistesgeschichte eine noch bedeutendere Rolle gespielt. Sie ist theoretisch schwieriger zu konstruieren und erscheint auf den ersten Blick vielleicht übertrieber. Der Universalismus denkt den Begriff des Individuums mehr auf gegenteilige Weise als der Individualismus. Nach ihm leitet das Individuum das, was es innerlich ist, sein geistiges Sein und Wesen, nicht aus sich selbst als Einzelnes ab, sondern bildet und baut sich erst in dem Zusammensein mit anderen auf, schafft und erhält sich als geistiges Wesen erst durch die innigste und vielfältigste Verwebung mit anderen geistigen Wesen In jeder geistigen Gemeinschaft, sei es zwischen Mutter und Kind, Lehrer und Schüler, Mann und Frau, Freund und Freund, Denker und Kritiker, findet ein Austausch von Kenntnissen, Gefühlen und Kräften statt, der nicht nur mechanisch zu denken ist, sondern schöpferisch, lebenschaffend, auferweckend wirkt. Die geistige Gemeinschaft ist so der eigentliche Lebensquell und die Lebensluft des Einzelnen. — So angesehen, ergibt sich nun „Gesellschaft" plötzlich als ein reales Etwas: *jener lebendige Widerhall der Geister, jener geistige Zusammenhang Vieler, in welchem der Einzelne als geistiges Wesen sich erst gebiert und*

zu dem wird, was er wirklich ist, eine vernünftige, ausgebildete Persönlichkeit. „Gesellschaft" ist danach nicht mehr eine bloße Zusammengesetztheit von (absolut selbsthaften) Individuen, diesen eine äußerliche Verbindung (in die sie schon als fertige einträten); sondern Gesellschaft ist jetzt ein *geistiges und somit durch und durch ethisches* (nicht bloß ein nützliches, „utilitarisches") *Gebilde*. Die schöpferische Kraft der Gemeinschaft wäre etwa der einheitlichen Lebenskraft des Organismus vergleichbar, *durch* die, und in der sich die einzelnen Zellen erst aufbauen, bilden und erhalten. — Der Zusammenhang, das Ganze, die Gesellschaft steht über den Individuen, da sie als das schöpferische, geistige Ineinander, als die *Lebensform* der Individuen erscheint! Die Individuen sind nicht mehr auf sich selbst gestellte, in sich selbst gegründete, geistig autarke Existenzen, sondern ihre Werdekraft liegt in ihrem geistigen Zusammenhange, im Ganzen. Daher der Name Universalismus (Universum, das Ganze) oder Kollektivismus (Kollektivum, das Ganze).

Es ist theoretisch und praktisch in der Volkswirtschaftslehre von größter Bedeutung, ob man der individualistischen oder universalistischen Auffassung der Gesellschaft huldige. Denn ob Freihandel oder Schutzzoll, ob Steuer nach dem Entgelts- oder nach dem Opfergrundsatz, ob freier Wettbewerb oder organisierte Wirtschaft, ob Selbsthilfe oder Sozialpolitik dem Wesen der Sache entspricht — diese und andere Grundfragen sind nicht (wie man meist fälschlich annimmt) politische oder Weltanschauungsfragen, sondern hängen von der individualistischen oder universalistischen Orientierung der analytischen Untersuchung ab. Je nach dem individualistischen Ergebnis und Standpunkt der Untersuchung wird die Gesamtauffassung der Wirtschaft, wird das Verfahren ihrer Erforschung und die Beurteilung der wirtschaft-politischen und sozialen Bestrebungen eine andere sein.

Der Grundsatz des Individualismus ist, weil er im Individuum den alleinigen Grund für den Staat sieht, die *Freiheit* des Einzelnen. In seiner extremsten Form ist er daher Anarchismus (Herrschaftslosigkeit); in einer zweiten Grundform möchte ich ihn Macchiavellismus nennen (Machiavelli †, 1527), die Lehre, daß der Stärkere das schwächere Individuum unterwerfen solle; in der dritten Form ist er Vertragstheorie oder Naturrecht, dessen politische Abarten wieder sind: der Liberalismus, das Manchestertum (eine extreme Form des Liberalismus), die Demokratie (der republikanisch gefärbte Liberalismus); und dessen wirtschaftliche Abarten sind: die

Theorie des freien Wettbewerbes, der Gewerbefreiheit und des Freihandels (s. u. Quesnay, Smith, Ricardo S. 41 ff., 57 ff., 80 ff.) — Der Grundsatz des Universalismus ist die Gerechtigkeit, die jedem Einzelnen das ihm Angemessene gibt („austeilende Gerechtigkeit"). Der Universalismus geht auf die Erhaltung des Ganzen, aber nur, weil er in diesem den Träger und Boden für das Individuum als geistig-moralischer Existenz sieht. Die besonderen Arten des Universalismus sind: der theokratische Staatsbegriff; der organische Staatsbegriff (der im Staat mehr oder weniger leibhaftig einen lebendigen, überindividuellen Organismus sieht); der Konservatismus (als das Streben, bestehende Bindungen und Autoritäten, also Gemeinschaften, zu erhalten); der christliche Sozialismus; der Solidarismus (Genossenschaftswesen); die Schutzzollehre, die Sozialreform, die Bodenreform, sogar der Merkantilismus, indem sie alle eine bestimmte Gemeinsamkeit wirtschaftlichen Handelns anstreben. Der Sozialismus erstrebt zwar eine durchgängige Gemeinsamkeit im wirtschaftlichen Handeln, bildet aber doch nur eine Mischform (s. S. 124 f.).

Zusammenfassend können wir den Unterschied von Individualismus und Universalismus so erklären. Die Grundfrage ist: ob die Geistigkeit, die das Wesen des Menschen ausmacht, von dem einzelnen Ich aus sich selbst erzeugt werde, oder ob diese Erzeugung nur vermittelst einer anderen Geistigkeit (anderer Menschen) geschehe. Jene Ansicht, welche das Ich seine gesamte geistig-moralische Existenz rein aus sich selber hervorbringend denkt und damit als sich selbst genügend (autark), als absolutes Individuum, ist der Individualismus; jene Ansicht welche die geistig-moralische Wesenheit des Ich notwendig vermittelt und durch eine andere Intelligenz, andere geistige Potenzen, hervorgebracht denkt, ist der Universalismus. Der Individualismus geht auf Selbständigkeit, Isolierung, Freiheit des Individuums; der Universalismus auf Verbindung, (geistige) Gemeinschaft, weil diese die höchste geistige Produktivität des Ichs verbürgt.

Zur Geschichte des Universalismus. Platon sah den Staat als eine überempirische Einrichtung an, geradezu als eine Inkarnation des Sittlichen: Die Idee des Guten selber schien ihm verwirklicht, irdisch lebendig gemacht im Staate. Der Staat schien ihm so ein Organismus höherer Art, „der Mensch im Großen". Die einzelnen Menschen sind nur die Glieder dieses Organismus und die Gerechtigkeit verteilt sie in ihren Rang und weist ihnen ihre Verrichtungen zu. — Auch bei Aristoteles und den ihm folgenden mittelalterlichen Scholastikern herrscht der universalistische Staatsbegriff.

In der Neuzeit jedoch gelangte, wie wir früher sahen, die Naturrechtstheorie zur Herrschaft, welche den Staat nur als einen nützlichen Verein anerkennen wollte. Dem Universalismus der Antike wird von nun an der Individualismus der Neuzeit entgegengesetzt. Aber die individualistische Auffassung des Staates erwies sich praktisch wie begrifflich gleich unzureichend. Wenn sich die Menschen gegenseitig nichts als die bloße Sicherheit gewährleisten, entstehen sowohl wirtschaftliche Schäden durch schlechte Lage der Besitzlosen, wie geistig-sittliche Schäden durch geringe Ausbildung von Gemeinschaften jeder Art; entsteht rücksichtsloser Wettkampf der Einzelnen, zerfahrene, materialistische Gesinnung und Schwunglosigkeit des gesamten Kultur- und Geisteslebens.

Das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit einer solchen Gesellschaftsanschauung mußte wieder erwachen. Dem deutschen Geiste besonders entsprach die tiefere, universalistische Auffassung vom Wesen der Gemeinschaft, und so ist die Wiedererweckung des Universalismus seine geschichtliche Tat geworden. Die deutsche klassische Philosophie war es, welche zuerst in Fichte und seinen Nachfolgern die wahre, universalistische Auffassung einer höheren, über die bloße Nützlichkeit hinausgehenden Solidarität der Staatsglieder, neu und sogar auf tieferem Grunde als die Antike wiederherstellte. Man spricht daher nur ungenau von einer „Wiedergeburt der antiken Staatsidee". Denn diese neue Philosophie ging nicht von dem Ganzen, dem Staate aus, das sie dann als das Größere und Bleibende dem Kleinen und Vorübergehenden entgegensetzte; sondern von dem Einzelnen ausgehend, fand sie, daß man den Menschen seinem Begriffe nach gar nicht konstruieren könne, ohne ihn als Vielheit zu konstruieren! Das heißt: die äußerliche und geistige Notwendigkeit für den Menschen, die Vielheit der anderen Menschen um sich zu haben, ist so zwingend, daß ein Einzelner ohne diese Vielheit als Mensch gar nicht denkbar wäre, praktisch-wirtschaftlich ebenso wie geistig, moralisch, als Persönlichkeit. Die geistige Gemeinschaft wird so jenes schöpferische Ganze, in dem das Individuum die Stätte und Bahn seines Daseins und seiner Höherbildung findet.

Es fehlt freilich noch viel, daß diese Anschauung tief in unsere Bildung und unser Volksbewußtsein eingedrungen wäre und den alten individualistischen Irrtum, der dem Einzelnen ebensosehr schmeichelt als er ihn verarmen läßt, völlig besiegt hätte. Dennoch ist sie die Grundlage der neueren deutschen Sozialpolitik geworden. — Vgl. darüber unten die Abschnitte über Romantik, Sozialpolitik S. 89 ff. u. 148 ff. u. S. 165. Genaueres über das Wesen von Individualismus und Universalismus in meinem „System der Gesellschaftslehre" (Berlin 1914) und in meiner Schrift: „Vom Geist der Volkswirtschaftslehre" (Jena 1919).

3. Die Kritiker des Merkantilismus; John Law.

Waren die sozialphilosophischen Grundlagen des Merkantilismus durch den Siegeslauf des Individualismus in der Staats-

lehre, durch den Rationalismus in der Philosophie erschüttert worden, so drängte auch die wirtschaftliche Entwicklung in die gleiche Richtung. Da war zunächst das erstarkte Bürgertum selbst, das die polizeiliche Bevormundung des absoluten Staates abzuschütteln suchte; da war das Hervortreten des vernachlässigten landwirtschaftlichen Standes sowie aller übrigen mißachteten Klassen; und da war endlich die stets drohende Gefahr des Zusammenbruches der französischen Staatsfinanzen. Für deren immer zunehmende Verwirrung machte man neben Ursachen wie den höfischen Luxus, die erschöpfenden Kriege usw., vornehmlich die reglementierende Art des Merkantilismus überhaupt, verantwortlich, welche nach Colberts Tode mit wenig staatsmännischer Weisheit sich selbst überbietend fortgesetzt wurde. Rasch erstanden die Kritiker.

Von diesen ist zunächst Boisguillebert (Détail de la France, 1712) zu nennen. Er trat für den vernachlässigten landwirtschaftlichen Stand ein, wandte sich insbesondere auch gegen die Getreideausfuhrverbote Colberts, die durch Herabdrückung des Getreidepreises den Ruin des Ackerbaues bewirkten, und polemisierte gegen die Verwechslung des volkswirtschaftlichen Reichtums mit dem Besitz von Edelmetallen. Er hob die Bedeutung und Stellung der arbeitenden gegenüber den nicht arbeitenden Klassen hervor. Ebenso forderte der, namentlich Reformen der direkten Besteuerung anstrebende Marschall Vauban (Projet d'une dime royale, 1707) Fürsorge für die arbeitenden Klassen, welche die Grundlage der gesellschaftlichen Wohlfahrt bilden. Beide zeichneten sich besonders dadurch aus, daß sie die absolutistisch-antiindividualistischen Tendenzen des Merkantilismus energisch bekämpften. — Als weitere Kritiker des Merkantilismus seien noch genannt: Cantillon, D'Argenson und insbesondere der liberale Gournay, der lange Zeit mit Unrecht als der Urheber des Schlagwortes der Physiokraten „Laissez faire, laissez passer" galt. — In England sind der schon genannte Locke, ferner Dudley North, Petty († 1683) und andere als Kritiker des Merkantilismus aufgetreten. Nach Locke ist die menschliche Arbeit, nach Petty sind Arbeit und Boden als Hauptquelle des Reichtums anzusehen.

Als Ludwig XIV. 1715 starb, waren die Zinsen der Staatsschuld weit größer als die laufenden Einnahmen; Frankreich war tatsächlich bankerott. Ludwig XV. war noch ein Kind, der Regent Philipp von Orleans ein Verschwender. Um aber der offenen Bankerotterklärung zu entgehen, vertraute man sich, leichtsinnig genug, den kühnen Plänen des schottischen Finanzmannes John Law (Money and trade, 1705) an.

John Law stellte eine eigene Kreditgeldtheorie auf, der zufolge nicht die in ihrem Werte schwankenden Edelmetalle Gold und

Silber, sondern Grund und Boden das beste Geld, der beste Wertmaßstab sei, denn nichts sei in seinem Werte unveränderlicher als Grund und Boden. Allerdings könne der Boden nicht in Umlauf gebracht werden. Man müsse ihn daher durch papierene Hypothekenscheine gleichsam vertreten lassen und so mobilisieren. Es soll deshalb im Innern des Landes (nicht auch gegenüber dem Auslande, wo Metallgeld bleiben müsse), ausschließlich Papiergeld, dessen Deckung der Grund und Boden ist, Verwendung finden. Dieses Papiergeld sei sogar besseres Geld als Silber. Und daraus folgerte Law weiter: Vermehrung des Kredites bedeute soviel wie Vermehrung wirklichen Geldes; und Kredit sei daher selbständiges, neues Kapital. Am bezeichnendsten für diese Ansicht vom Wesen des Kredites ist sein berühmt gewordener Satz: „C'est au souverain à donner le crédit, et non à le récevoir" — der Herrscher (d. h. allgemeiner; der Schuldner) gibt den Kredit, er empfängt ihn nicht!

In Frankreich erblickte der Regent Herzog Philipp von Orleans in Laws Vorschlag einer Privatnotenbank die letzte Zuflucht. Im Jahre 1716 erfolgte die Gründung der „Banque générale", 1717: Lürung der Bank mit der „Mississippikompagnie" und Erhebung ihrer Noten zum Staatspapiergeld. Es wurden Noten in ungeheuren Mengen — allerdings gegen die Grundsätze Laws — ausgegeben. Nach einem kurzen Rausche erfolgte ein jäher Kurssturz des Papiergeldes im Jahre 1720, der die Flucht Laws und die Ansage des Staatsbankerotts (1721 und 1722) zur Folge hatte. Law starb 1729 in völliger Armut in Venedig.

4. Kritik der Theorie von John Law. Die Lehre vom Kredit.

Der Irrtum der Lawschen Kreditgeldtheorie liegt darin, daß sie voraussetzt, es könne durch den Kredit ein zweites selbständiges Kapital, ein neuer „zusätzlicher" Wert geschaffen werden, und so glaubt, man könne das Geld durch Kreditzeichen ersetzen. Dies ist aber nicht der Fall, obgleich es Erscheinungen gibt, die zu einer solchen Meinung leicht verleiten können, wie denn auch die berühmte Assignatenwirtschaft während der französischen Revolution auf ähnlicher Anschauung beruhte. Ebenso die Theorie des Schotten Mac Leods (geb. 1821, Dictionary of political economy, London 1863), die zwar der Lawschen Verwechslung von Geld und Geldzeichen entgegentritt, dennoch aber, indem sie das Kapital selbst als „Zirkulationsmacht" erklärt, den zirkulierenden Kredit wieder als Kapital faßt. Selbst die moderne „staatliche Theorie des Geldes" von Knapp (s. unten S. 162) ist aber von der Verwechslung des Kredites mit wirklichem Kapi-

tal im Grunde nicht weit entfernt, da sie zuletzt im Papiergeld nur eine formale (d. h. nicht fundierte) Kaufkraft sieht. Es ist wichtig, hierüber volle Klarheit zu erlangen.

Kreditgewährung liegt z. B. vor, wenn A dem B Waren liefert, B sie aber nicht bezahlt, sondern nur verspricht, später zu zahlen. Dieses Versprechen kann mündlich oder gegen Schuldpapier, nämlich gegen einen Wechsel (ein besonders streng verpflichtendes Zahlungsversprechen) geschehen.

Der Wechsel ist entweder „eigener" Wechsel, wenn der Schuldner B ihn selbst ausstellt, und hat dann die Form „Gegen diesen Wechsel zahle ich . .."; oder sog. „fremder" Wechsel, wenn darin der Gläubiger A dem Schuldner B den Auftrag gibt zu zahlen, und zwar meist an einen Dritten, C, oder an dessen „Ordre" (d. h. wieder: an einen von C Bezeichneten); er lautet dann: „Gegen diesen Wechsel zahlen Sie (Firma B) an C oder dessen Ordre die Summe von . . .". Dieser Zahlungsauftrag wird von B anerkannt oder „akzeptiert" (indem er seine Unterschrift auf den Wechsel setzt) und heißt dann „Akzept". Das Akzept ist also ein unter dem strengen Wechselrecht stehendes Schuldpapier des B, das von C an einen D, von D wieder an einen E u. s. f. an Zahlungsstatt weitergegeben werden kann, indem durch diese Übertragung — „Girieren" oder „Indossieren" genannt — der jeweilige Besitzer das Recht erlangt, die Summe am Fälligkeitstage von B einzukassieren.

Was hier geschieht, ist zunächst: daß dem B auf Grund seines geordneten Wohlstandes, Güter gegeben werden, ohne daß er seinerseits Güter oder Geld sogleich in Tausch gäbe; denn man nimmt an, daß er den Ersatz später leisten werde. Wesentlich ist dabei, daß B mit Gütern arbeitet, die ihm noch nicht gehören, noch nicht Bestandteil seines Vermögens sind. Seine jetzige Wirtschaft, sein jetziges Kapital wirft damit in eigentümlicher Weise seinen Schatten voraus: es macht sich fremde Güter fruchtbar! Diese Wirkung in die Zukunft, die dem Kredit zugrunde liegt, steigert in ähnlicher Weise jene eigentümlich abstrakte Natur, die der Tauscherscheinung als solcher anhaftet, wie das Geld, indem es allgemein Tausch vermittelt, jenes abstrakte Element des Tausches schon gesteigert vergegenständlicht hat. Beim Tausche nämlich treten an Stelle von Dingen, die bei mir überflüssig waren, Dinge, die ich brauchen kann, der Tausch hebt sie dadurch über ihre individuelle, zu einer allgemeineren, abstrakteren Gebrauchsfähigkeit hinaus. Es ist dies eine ausgleichende, abstrakte Wirkung des Tausches auf die Wirtschaften. Nun ist aber der Kredit nichts weiter als eine dadurch veränderte Tauscherscheinung, daß das Gegenglied des Tausches nicht verwirklicht, sondern in die Zukunft verschoben

wird. Es tritt daher nicht nur jene abstrakte Seite des Tausches hervor: daß B Dinge in die Wirtschaft bekommt, die er produktiv gebrauchen kann, sein Kreditgeber aber nicht; sondern sie wird noch vergrößert dadurch, daß dies auf Grund einer eigentümlichen Wirkung seines jetzigen Kapitals in die Zukunft geschieht. Und noch mehr: diese Wirkung in die Zukunft kann sich nun auch weiterhin fortpflanzen: A kann einen C, C einen D mit dem Schuldversprechen des B bezahlen, indem der Wechsel weitergegeben, d. h. der Anspruch auf jene Schuld des B übertragen wird. C, D . . . werden allerdings den Zinsverlust, der dadurch entsteht, daß der Wechsel erst in einigen Monaten wirklich eingelöst werden wird, abziehen („Diskont"). Aber die höchst merkwürdige Tatsache: daß die Geschäftsfreunde des B mit dem Kapital, das dieser erst zahlen wird, schon untereinander ihre Schulden bezahlen, bleibt aufrecht! Noch eine letzte Steigerung dieser Erscheinung kann eintreten, wenn jener D eine Bank ist, und dem C den Wechsel mit Banknoten abkauft, d. h. ihm wieder Schuldversprechen gibt, die weiterhin als Geld umlaufen! Die Bank scheint somit hier Kredit ohne wirkliches Geld (Kapital) zu geben: Schulden werden mit Schulden bezahlt. Der Kredit des B sowohl wie der der Bank wirkt da — im Wechsel und der Banknot — fort, wird sozusagen materialisiert und benimmt sich eine Zeitlang wie Geld. Ist er aber wirklich Geld?, kann Kredit wirklich eigenes Kapital werden? Das ist die Frage, die hier theoretisch entsteht und ohne deren Beantwortung das ganze moderne Kredit- und selbst das Geldwesen nicht völlig verstanden werden kann.

Gehen wir dem Satze auf den Grund: mit meinen Schulden bezahlen sich meine Freunde ihre Schulden. Es heißt genauer: mit meinem Zahlungsversprechen, d. i. mit meinen künftig wirklich zu entrichtenden Geldern. Und noch mehr: mit Geldern, die ich nur zurückzuzahlen habe (für empfangene Ware oder Geld), die also nur ein Wiedererscheinen der vorgestreckten Werte sind. Meine Freunde zahlen also genau gesagt nicht mit Kredit im Sinne leerer Versprechungen auf neu zu erscheinende Zukunftsgüter ihre Schulden, nicht mit neu zu erzeugenden Werten, sondern mit solchen Versprechungen, hinter denen der wirklich empfangene, wirklich vorhandene Wert steht (den man bei mir nur fruchtbringend angelegt weiß oder wenig-

stens glaubt): mit einer „bedeckten" Versprechung. Wird ein Kreditpapier Umlaufsmittel, so werden also in Wahrheit nicht Schulden mit fiktiven Werten (Schulden) bezahlt, sondern mit einem beim Schuldner hinterlegten Kapital, daher mit wirklichem, nicht erst in der Zukunft zu schaffendem, aber nur nicht anwesenden Kapital.

Wir können dieses Ergebnis folgendermaßen näher entwickeln:

Kredit ist kein neues, eigenes Kapital, Kredit ist daher auch keine Einschiebung einer neuen, eigenen Kaufkraft, hinter der neue Güter stünden; somit:

Kredit ist auch kein Versprechen auf neues Kapital, sondern nur ein Versprechen auf jenes Kapital, das dem Schuldner vorher wirklich geliefert wurde:

Kredit ist also im Grunde ein Versprechen auf ein überlassenes, altes, wirklich vorhandenes Kapital, nämlich ein Kapital, das man als seinerzeit geliefert wirklich vorhanden weiß; denn vorzüglich dieses Wissen ist das „Vertrauen" in den Kredit. Nochmals — denn dies ist die Quelle aller Irrtümer —: Kredit ist kein versprochenes künftiges, sondern ein Kapital, das man schon vorhanden weiß, nur später erst in Empfang nehmen wird; also in diesem Sinne; nicht einmal bloß ein versprochenes, sondern ein wirkliches Kapital, das bloß durch Bescheinigung vertreten wird. Daraus folgt endlich die Lösung alles Rätselhaften:

Kredit wirkt wie ein Kapital, das schon da wäre („es wird in die Zukunft") — aber nur weiles wirklich schon da ist. Es ist das alte reale Kapital, das in der Form des Kredites umläuft. A, der Kapital an B zur Benutzung überlassen hat, zahlt daher (wenn er dessen Wechsel wie Geld weitergibt) nicht mit den Schulden des B, sondern mit dem dort nur hinterlegten eigenen Kapital an C seine (eigenen) Schulden:

Der Umstand, daß Zahlungsversprechen als Zahlungsmittel umlaufen können, ist somit allerdings eine höchst merkwürdige Erscheinung, eine abstrakte Wirkung des Kredites; aber doch bedeutet sie nie, daß Kredit selber neues Kapital wird. Nur innerhalb der Realisierbarkeit des Versprechens kann eine Vorwegnahme der zukünftigen Leistungen geschehen — vertreten durch den realen Vorschuß.

Das also ist der richtige Kern der Lawschen Theorie: daß der Kredit kein neues, aber wohl wirklich altes Kapital ist, nicht bloß ins Blaue versprochenes, sondern wirklich vertretenes. Die genaue Begriffserklärung des Kredites ist daher: Kredit ist die Benützung eines fremden Kapitals, und zwar nicht gegen sofortiges, sondern gegen späteres Entgelt; oder anders ausgedrückt: Kredit ist Stellvertretung eines wirklichen, vorhandenen, aber augenblicklich nicht verfügbaren Kapitals durch den Anspruch auf die es wirklich vorhandene Kapital, das als Vorschuß aus eigenem, überschüssigem gegeben wurde. Und zwar besteht dieser Anspruch (der in der Zirkulation die Stellvertretung des vorgeschossenen Kapitals ermöglicht) im Rechtsakt einer Verpflichtung (so beim Schuldschein) oder in der Rechtskraft der Forderung (so beim Wechsel, der als „gezogener Wechsel" eine Aufforderung zu zahlen enthält, die durch das „Akzept" wechselstrenge Rechtskraft erhält). Diese Begriffserklärung paßt sowohl auf die Lieferung von Ware, auf das Gelddarlehen, wie auf den Umlauf von Wechseln und ähnlichen bedeckten Kreditpapieren. Bedeckte Banknoten sodann sind von vornherein nur Vertretungen eines vorhandenen, eigenen Kapitales. — Die praktische Voraussetzung des Umlaufes der Kreditbescheinigungen ist somit grundsätzlich: daß überflüssige, ungenützte Güter (bzw. das Geld als Anweisung auf sie) an verschiedenen Stellen vorhanden sind. — Die Wechsel landen meist bei den Banken, welche die Hauptorganisation des Kredites darstellen. Bei ihnen strömen aber nicht nur die Kreditgesuche, sondern vor allem auch die überflüssigen Kapitalien der Volkswirtschaft zusammen, und sie sind daher in der Lage, die Wechsel unter Abzug der Zinsen („Diskont") schon vor ihrer Fälligkeit einzulösen (zu „eskomptieren"). Die augenblicklich überschüssigen Güter sind es, die ermöglichen, auf die künftige Zahlung zu warten; also die wirklichen Güter, nicht der Kredit selber! Und wenn es bei aufsteigender Konjunktur heißt: „der Kredit wird teurer", so bedeutet dies: die wirklich überschüssigen Gütervorräte der Volkswirtschaft, von denen man bei Neuanlagen und Betriebserweiterungen entnimmt und abbaut, werden knapper und kostbarer — nicht aber die Kreditzeichen an sich.

In der Dogmengeschichte sind hauptsächlich **dreierlei Kreditbegriffe** zu unterscheiden: 1. jene, die eine Vorbedingung des Kredites mit seinem Wesen verwechseln. Z. B. wenn der Kredit für das „Vertrauen" oder für die „Stimmung" des Gläubigers erklärt wird, oder für eine Fähigkeit des Schuldners. So schon James Stuart (An inquiry etc., 1796), J. B. Say, Rau (Volkswirtschaftslehre, 8. A., 1868), Nebenius, Hildebrand u. a. Oder wenn Kredit als „Aufschub der Zahlung" erklärt wird, so Mangoldt (Volkswirtschaftslehre 1868).

Die 2. Gruppe. Gegen jene Erklärungen hat John Stuart Mill schon richtig gesagt: „Kredit ist nur die Erlaubnis, das Kapital einer andern Person zu benützen. . . . Kredit ist niemals . . . mehr als die Übertragung von Kapital aus der einen Hand in die andere" (Principles of polit. economy B. III, chap. 19). Ähnlich Dietzel u. v. a. Diese Begriffsbestimmung ist die richtige; aber sie ist insofern doch noch unvollständig, als sie den zweiten Akt, die Zahlung, welche in die Zukunft fällt, vernachlässigt. Jener zweite Akt ist aber wichtig, weil die Forderung auf diese Zahlung stellvertretend so in den Geldumlauf eingehen kann, als wenn sie die Zahlung selbst wäre, ein Moment, das unsere obige Begriffsbestimmung hervorhebt. — Eine verwandte Bestimmung gibt Knies (Der Kredit, I/1. Berl. 1876, S. 7 ff.), der neben der Kapitalübertragung noch auf das Zeitmoment (das Auseinanderfallen der beiden Glieder des Tauschaktes) hinweist. Ähnlich Böhm-Bawerk.

Die dritte Gruppe ist mit Law und Mac Leod bezeichnet, denen Kredit nicht eine Übertragung von Kapital ist, sondern die in der Forderung als solcher eine bestimmte Art immateriellen Kapitals, also ein selbständiges, „additionelles" Kapital sehen.

Zusatz. Es erübrigt noch, die abstrakte Natur des Kredites genauer klarzustellen. Kredit, sahen wir, besteht im Vorstrecken wirklicher Güter, einem einseitigen Tauschgeschäft. Solcher vorschußweiser Tausch ist aber nur möglich, wenn der Vorstrecker die betr. Gelder oder Waren wirklich verfügbar hat, und zwar so, daß er den Abgang im eigenen Betrieb oder Haushalt durch andere Waren oder Gelder vertreten kann; während die vorgestreckten Waren oder Gelder eine volle Gebrauchs-, bzw. Kapitalverrichtung auch beim Schuldner erfüllen müssen. Diese Stellvertretung im eigenen wie im fremden Kreislauf der Wirtschaft — sie ist jenes abstrakte Element, das uns schon beim Tausch wie beim Geld begegnet ist. Der Kreditvorgang ist, von dieser Seite her gesehen, daher: jene Verallgemeinerung der Gebrauchsfähigkeit von Gütern, die auch beim Tausch und Geld wesentlich ist, jedoch auf der Grundlage, daß eigene überflüssige Werte (Güter oder Geld) beim Gläubiger für die verborgten eintreten; damit diese (verborgten) beim Schuldner schon jetzt nützlich werden. Im Hinblick auf unsere früheren Ausführungen können wir danach sagen: Kredit als Stellvertretung im oben bestimmten Sinne ist: die Gebrauchsfähigmachung der Kapitalien durch dreifache Stellvertretung: 1. indem der Gläubiger an Stelle des vorgestreckten Kapitals weiteres verfügbares Kapital in seinen eigenen Betrieb treten lassen muß; 2. indem jenes vorgestreckte Kapital wie bei jedem Tausch auch beim Empfänger (Schuldner) funktionsfähig sein muß; 3. indem das beim Schuldner hinterlegte Kapital durch Schuldpapiere als Zahlungsmittel gebraucht wird, d. h. bei Dritten in die Wirtschaft eintreten wird. Die erhöhte Abstraktheit des Kredites kann so drei Schritte im Kreislauf der Werte auf einmal erzwingen, während der Natural- und Geldtausch nur einen Doppelschritt (nämlich in der Gegenseitigkeit des Austausches) bedeutet.

Jener Stellvertretung gemäß liegt die volkswirtschaftliche Bedeutung des Kredits hauptsächlich darin, daß er die zufällige Bindung des Eigentums an untätigen Händen überwindet, indem er ermöglicht, daß Kapitalien von diesen in tätige übergehen, die sie nutzbar machen. Kredit ersetzt so zwar das Kapital nicht, aber er mobilisiert es und erhöht damit die Erzeugungskraft der Volkswirtschaft. Und in dieser Erhöhung der Erzeugungskraft liegt in der Tat ein Quäntchen von jenem „neuen", „additionellen" Kapital, das Law und Mac Leod allein wahr haben wollen.

III. Das physiokratische System.

1. Darstellung des Systems.

Trotz der mannigfachen Kritik, die dem Merkantilismus widerfuhr, und trotz der großen Menge selbständiger nationalökonomischer Gedanken, die dabei zutage gefördert wurden, war eine neue geschlossene Lehre, die sich der merkantilistischen entgegengesetzt hätte, nicht herangereift. Eine solche Lehre schuf erst Francois Quesnay, der eigentliche Stifter des ökonomischen Individualismus in der Form des „Physiokratismus". (Physio-kratie heißt: Natur-Herrschaft.)

François Quesnay wurde 1694 als Sohn eines Landarbeiters bei Versailles geboren. Frühzeitig des Vaters beraubt, erlernte er erst in seinem elften Jahre von einem Gärtnergehilfen das Lesen, kam mit 16 Jahren zu einem Wundarzt in die Lehre, bald darauf als Graveurlehrling nach Paris. Während seiner fünfjährigen Lehrzeit trieb er für sich naturwissenschaftliche und medizinische Studien, so daß er sich 1717 in Nantes als geprüfter Wundarzt niederlassen konnte. Durch Fachschriften bald berühmt, wurde er 1749 Leibarzt der Pompadour und Ludwigs XV. Schriften: „Tableau économique" (1758); „Maximes générales" („Allgemeine Maximen der ökonomischen Regierung eines Ackerbaureiches") 1766; seine ersten ökonomischen Veröffentlichungen waren die Artikel „Getreide" und „Pächter" in der großen Enzyklopädie. (Gesamtausgabe unter dem Titel „Oeuvres Economique et Philosophique", Frankfurt und Paris 1888). Allmählich bildete sich eine Schule, in der der ältere Mirabeau und Turgot besonders hervorleuchteten. Quesnay starb 1774, kurz nachdem Turgot Minister geworden war. So hat er wohl noch den Sieg, nicht aber den Zusammenbruch seiner Schule und Lehre erlebt.

Das System Quesnays, das erste durchgebildete, wissenschaftliche Lehrgebäude der Volkswirtschaftslehre, ist nicht nur Volkswirtschaftslehre, sondern Teil einer Philosophie. Daher hat sie ihre streng einheitliche, folgerichtige Gestalt, ihren Zug von Größe und Kühnheit. Quesnay wollte, indem er dabei von den materialistischen Vorstellungen seiner Zeit ausging, die gesellschaftlichen und sittlichen Tatsachen ebenso als „natürlich" und gesetzmäßig betrachtet wissen wie die physikalischen, und die sie beherrschenden Gesetze gleichermaßen als kausale Naturgesetze.

Das natürlichste Recht des Menschen im vorgesellschaftlichen Urzustande ist das Recht auf Eigentum, d. i. individualistisch gedacht, auf freie Verfügung über alle Güter, die sich das Individuum durch seine Arbeit erschafft oder aneignet, — ein Recht somit auf selbstgeschaffenen Lebensunterhalt (Existenz). Wenn nun die Menschen auch zur besseren Sicherung ihrer natürlichen Rechte den Gesellschaftsvertrag schließen, so darf dieses Recht auf eigenen Erwerb des Lebensunterhaltes doch nicht verloren gehen. In ihm ist ein weiteres natürliches Recht des Individuums inbegriffen: sein Schicksal so günstig wie möglich zu gestalten, das ökonomische Eigeninteresse (Egoismus). Die Verfolgung dieses Eigeninteresses ergibt daher eine „natürliche Ordnung" im wirt-

schaftlichen Zusammenleben. Was dem Mittelalter so fremd war, nämlich die (von Machiavelli zum erstenmal angebahnte) Ausschaltung des Sittlichen aus den politischen Wissenschaften, wird so von Quesnay in einem geschlossenen sozialwissenschaftlichen System durchgeführt. Er sucht die Gesetze der natürlichen Ordnung menschlichen Zusammenlebens, des „ordre naturel", zu erforschen, die im Gegensatze zur tatsächlichen, geschichtlich vorgefundenen Ordnung, des „ordre positif", aus dem Naturplane mittels der Vernunft abgeleitet werden können. Quesnays System ist der wirtschaftswissenschaftliche Ausdruck des Naturrechtes. Indem Quesnay die Verfolgung des Eigennutzes als naturrechtliches Postulat der Wirtschaftslehre durchführt, wird zum erstenmal ein System des ökonomischen Individualismus aufgestellt. Ganz unbehindert soll das Individuum aus seinem wirtschaftlichen Eigennutz heraus handeln; persönliche Freiheit: Berufsfreiheit, Gewerbefreiheit und Verbrauchsfreiheit, Freizügigkeit und freies Privateigentum sind die ersten Bedingungen hierfür. Aus dieser Überlegung ergibt sich theoretisch: der Eigennutz als wirtschaftliches Grundprinzip, als treibende Kraft auf dem Gebiete der Wirtschaft (was dem asketischen Mittelalter fremd gewesen war); wirtschaftspolitisch: der berühmte Grundsatz des Systems: „laissez faire et laissez passer le monde va de lui même". (Lasset alle machen und gehen, die Welt geht von selber.) Der Staat soll alle Bevormundung aufgeben und dem Wirtschaftsleben freien Lauf lassen.

Dieser bedeutungsvolle Gedanke des „laissez faire" wird auf zweifache Art begründet: Erstens, wie angedeutet, auf philosophischem Wege aus dem Naturrechte. Die heiligen, ewigen Rechte des Individuums dürfen nicht angetastet werden. Die zweite Begründung ruht auf der (allerdings auch auf philosophischem Wege erlangten) Vorstellung von dem streng kausalgesetzlichen Verlauf des gesellschaftlichen Wirtschaftslebens. Da nämlich die wirtschaftlichen Gesetze den natürlichen Gesetzen des Zusammenlebens nicht zuwiderlaufen können, da sie ja selbst „Naturgesetze", Gesetze des „ordre naturel" sind, so muß die Befolgung des natürlichen Gesetzes des Eigennutzes zur natürlichsten, damit besten Gestaltung des Wirtschaftslebens führen.

Mit diesem Gedanken, wie überhaupt mit der Übertragung

des Begriffes des Gesellschaftsvertrages auf die Wirtschaft, ist von selbst die scharfe Trennung zwischen Volkswirtschaft und Privatwirtschaft gegeben, was der Merkantilismus nicht immer streng genug durchzuführen vermochte. Indem nämlich der Eigennutz des Einzelnen nur Teilkraft, Glied im Gesamtmechanismus der Volkswirtschaft ist, erscheint die letztere von sich selbst als ein bestimmter Zusammenhang vieler Privatwirtschaften.

Auf die Frage, welche Tätigkeit des Individuums das wirtschaftliche Getriebe beherrsche, auf welcher Grundlage solcherart der Wohlstand der Volkswirtschaften beruhe, antwortet Quesnay: auf den naturgemäßen Wirtschaftstätigkeiten, nämlich der Landwirtschaft; daher nur auf der Grundlage der Urerzeugung, vor allem des Ackerbaues, auf dem die Erzeugung der anderen Güter und somit die arbeitsteilige Volkswirtschaft überhaupt beruht. „L'agriculture est la source de toutes les richesses de l'Etat". (Der Ackerbau ist die Quelle alles Nationalreichtums.) Nicht Geld, Handel, Verkehr und Gewerbe sind die eigentlichen Wohlstandsquellen, sondern der Ackerbau, der diese anderen, bloß stoffumwandelnden und ortsverändernden, nicht aber neu schaffenden Tätigkeiten erst ermöglicht, indem er die damit beschäftigten Menschen ernährt und die Rohstoffe liefert. Handel, Gewerbe und Transport sind als „dépendance de l' agriculture" aufzufassen.

Man stelle sich das ganz konkret so vor: daß der Landmann mit den Ochsen zwar die Häute und das Leder und schließlich auch seine Stiefel, mit den Bäumen das Holz und schließlich auch die Geräte usw. erzeuge; daß es aber zur Vermeidung von Material- und Kraftverschwendung vorteilhafter für ihn sei, diese stoffveredelnden und zurichtenden Arbeiten, statt sie selber durchzuführen, besonderen Arbeitern — dem Gerber, Schuster, Tischler — zu übertragen und deren Unterhalt mit seinen agrarischen Überschüssen zu bestreiten, d. h. sie damit zu bezahlen. Das Verhältnis ist demnach dieses: mehrere Landwirte nehmen sich einen Mann, der ihnen aus ihrem Holz Holzschuhe schneidet, einen anderen, der ihnen aus den Häuten Leder gerbt, wieder einen, der ihnen daraus Schuhe macht. Da scheint es nun klar, daß die Arbeit des Landmannes die alleinige Quelle der Reichtümer ist, der „Motor der gesellschaftlichen Maschine", während die gewerbliche Arbeit nur umformt (Turgot). „In diesem Kreislauf ... ist es ... die Arbeit des Landmannes, welche den ersten

Anstoß gibt" (Turgot), er erhält und ernährt die anderen Stände.

„Produktiv", schöpferisch ist daher allein die Arbeit des Landmannes. Durch die umformende und ortsverändernde Arbeit findet zwar eine Wertvermehrung an den Gütern statt: aber nur eine solche, die der Landwirt durch Ernährung der Arbeiter bestreitet (bezahlt), d. h. nur eine solche, die durch die Kosten der aufgewendeten Arbeit, durch die Unterhaltskosten des Arbeiters, verursacht, also abermals durch landwirtschaftliche Arbeit gedeckt, ersetzt wird. Denn die Gerber, Tischler usw., welche die Rohstoffe des Landwirtes bearbeiten, verdienen nur ihren Unterhalt im Lohn, sie schaffen aber nichts Neues. Sie „addieren" also nur Werte, wie Quesnay sagte, sie sind nicht schöpferisch — „création" gegen „addition", Schöpfung gegen bloße Zusammensetzung oder Umformung.

So erscheint die Klasse der Landwirte (damals vor allem die Pächter gegenüber den adeligen Grundbesitzern) die eigentliche wirtschaftliche, fruchtbare, produktive Klasse (classe productive). Die Grundeigentümer stehen dieser als Eigentümerklasse (classe des propriétaires oder classe distributive) gegenüber, die sich politischen Aufgaben widmet, und die Gewerbe- und Handeltreibenden als unfruchtbare oder sterile Klasse (classe stérile).

Zu diesen drei aktiven Bevölkerungsklassen kommt als „passive" Klasse die der Lohnarbeiter hinzu. Ihr wohnt keine wirtschaftliche Aktivität inne, da sie nicht aus Unternehmern besteht, sondern ein festes Einkommen (Arbeitslohn) bezieht; sie kommt daher nur durch ihren Verbrauch in Betracht und ist der Fürsorge der Regierung ganz besonders zu empfehlen.

Die Landwirtschaft kann nur bei dauernd hohen Getreidepreisen gedeihen, denn nur dann vermag sie es, einen hohen Reinertrag („produit net") abzuwerfen und auf diese Weise der Grundbesitzerklasse, der Industriellenklasse und den arbeitenden Klassen hohe Einkommen zu zahlen und allgemeinen Wohlstand hervorzurufen. Daher müssen alle Getreideausfuhrbeschränkungen fallen. — Die merkantilistische Handelsbilanzlehre verwarf Quesnay vollständig. Die grundsätzliche Forderung der Handelsfreiheit, Gewerbefreiheit (im Gegensatz zur gebundenen Arbeit in der Leibeigenschaft) und der Ermöglichung freien Wettbewerbes ergab sich aus seinen Lehren von selbst.

Auch von der Wert- und Preisbildung, die den ganzen Kreislauf der Wirtschaft beherrscht, entwarf das physiokratische System eine Vorstellung (Wert- und Preislehre), auf die wir aber nicht eingehen können. Für den Arbeitslohn ergibt sich schon aus dem oben Gesagten, daß er in nichts anderem als im Ersatz der verausgabten Arbeitskraft, d. i. im Lebensunterhalt besteht — eine Lehre, die später von Ricardo und den Sozialisten weitergebildet wurde (s. „Ehernes Lohngesetz" u. S. 83 u. 140). — Das Geld war den Physiokraten eine Ware wie jede andere. — Während der Merkantilismus geneigt ist, die Bevölkerung als eine Ursache des Reichtums aufzufassen, ist nach Quesnay die Bevölkerungsvermehrung abhängig von der Vermehrung des Reichtums. Damit hat er den Grundgedanken der späteren Bevölkerungstheorie von Malthus vorweggenommen.

In Übereinstimmung mit dem Merkantilismus ist der physiokratischen Anschauung nicht der tote Vorrat an Geld und Gütern für den Volksreichtum wesentlich, sondern noch mehr die Wiedererzeugung der Güter. Es ist nach Quesnay ein geschlossener Kreislauf, den die Überschüsse der Urerzeugung nehmen, indem sie die Umformung der Rohstoffe in den Gewerben ermöglichen.

Die Vorstellungen von dem Kreislauf der Güter sind in dem berühmten „Tableau économique" Quesnays zusammengefaßt. Das durch Oncken wieder vollständig erklärte Schema dieser Tafel[1]) hat den (auf Seite 46) folgenden Hauptinhalt.

Das oben in der Mitte stehende jährliche Reineinkommen der Großgrundbesitzer, d. h. der an sie im Laufe des Jahres abgeführte Reinertrag, ihre Jahrespacht von 2000 Pfd., verteilt sich nach dem „Tableau" folgendermaßen: 1000 Pfd. strömen an die Landwirte durch Ankauf ihrer Lebensmittel usw. zurück (wofür die damals übliche Halbpacht, bei der der halbe Ertrag des Gutes dem

1) Vgl. Oncken, „Geschichte der Nationalökonomie. I. Bd. Lpz. 1902. S. 394 f. — Ich folge der Wiedergabe und Erklärung Onckens, halte aber dessen Angabe, S. 393, letzter Absatz, daß die der Landwirtschaft zuströmenden 1000 Pfd. zuerst halbiert werden (500 an die Gewerbe), der Rest dann sich verdoppele und einen Reinertrag von 1000 gebe, für mißverständlich und im Widerspruch zu seiner Erklärung S. 395, erster Absatz, und zu den „Oeuvres Economiques", S. 305 ff. — Obiges „Tableau" aus „Mirabeau, Philosophie Rurale" Amsterdam 1764, Bd. I.

Produktive Ausgaben (Aufwendung in der Reproduktion)	**Ausgaben vom Einkommen** (der Grundbesitzerklasse), die sich auf die produktive und sterile Klasse verteilen.	**Sterile Ausgaben** (in den Gewerben usw.)
Die jährlichen Vorschüsse (avances) um ein Einkommen von 2000 ℔ zu produzieren, betragen 2000 ℔	Jahreseinkommen von:	Die jährlichen Vorschüsse für die sterilen Anwendungen betragen 2000 ℔.
2000 ℔ produzierten im Vorjahre einen Reingewinn von:	2000 — — ℔	
	Die Hälfte geht hierher →	
← Die Hälfte geht hierher		
1000 — — ℔ Davon Reinertrag	1000 — — ℔	1000 — — ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
500 — — ℔ Davon Reinertrag	500 — — ℔	500 — — ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
250 — — ℔ Davon Reinertrag	250 — — ℔	250 — — ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
125 — — ℔ Davon Reinertrag:	125 — — ℔	125 — — ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
62 10 — ℔ Davon Reinertrag	62 10 — ℔	62 10 — ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
31 5 — ℔ Davon Reinertrag	31 5 — ℔	31 5 — ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
15 12 6 ℔ Davon Reinertrag:	15 12 6 ℔	15 12 6 ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
7 16 3 ℔ Davon Reinertrag:	7 16 3 ℔	7 16 3 ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
3 18 2 ℔ Davon Reinertrag:	3 18 2 ℔	3 18 2 ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
1 19 1 ℔ Davon Reinertrag:	1 19 1 ℔	1 19 1 ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
0 19 6 ℔ Davon Reinertrag:	— 19 6 ℔	— 19 6 ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
0 9 9 ℔ Davon Reinertrag:	— 9 9 ℔	— 9 9 ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
0 5 — ℔ Davon Reinertrag:	— 5 — ℔	— 5 —
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
0 2 6 ℔ Davon Reinertrag:	— 2 6 ℔	— 2 6 ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
0 1 3 ℔ Davon Reinertrag:	— 1 3 ℔	— 1 3 ℔
Die Hälfte geht hierher ←	Die Hälfte geht hierher →	
0 0 8 ℔ Davon Reinertrag:	— — 8 ℔	— —
ot. 2000 — — ℔	Totale 2000 — — ℔ [1]	Totale 2000 — — ℔

[1]) Diese 2000 Pfd., die im Laufe eines Jahres den Grundbesitzern zufließen, sind das eigentliche, reine Nationaleinkommen. Die Grundbesitzer verteilen es: zur Hälfte an die Landwirte (nach links), zur Hälfte an die Gewerbetreibenden (nach rechts).

[2]) Für das Verständnis des Tableaus entscheidend ist: diese 1000 Pfd. (wie alle Beträge, die links stehen) werden i. d. Landwirtschaft „produktiv" verwendet, sie verdoppeln sich daher auf 2000; von diesen 2000 verbleibt die Hälfte (1000) beim Landwirt, die andere Hälfte geht als Pacht (Reinertrag) an den Grundbesitzer (in die Mitte); von der ersten Hälfte verwendet der Landwirt 500 für sich, 500 zum Einkauf von gewerblichen Waren (nach rechts).

[3]) Diese 1000 Pfd. verdoppeln sich nicht, sondern ersetzen sich nur: die eine Hälfte geht an die Landwirtschaft (wo sie sich verdoppeln wird), die andere verbleibt im Gewerbe.

[1]) Mit dieser Summe wird das „Tableau" den nächsten Kreislauf wieder beginnen. Sie bildet das von der Volkswirtschaft hervorgebrachte Gesamt-Nationaleinkommen, das an die Grundbesitzer floß, von diesen an Urerzeugung und Gewerbe verteilt wird.

Pächter blieb, Anhaltspunkte bot); 1000 Pfd. an die Gewerbe und den Handel durch Ankauf ihrer Erzeugnisse.

Die 1000 Pfd., die auf diese Weise der Landwirtschaft zugeführt werden, werden dort „produktiv" verwendet und ergeben ein Rohprodukt von 2000 Pfd. Hiervon wird die Hälfte, nämlich der Überschuß (surcroit) oder Reinertrag (produit nét) von 1000 Pfd., wieder an den Grundbesitzer abgeführt, während die übrigbleibende Hälfte zum einen Teil (500 Pfd.) selbst konsumiert, zum anderen Teil (500 Pfd.) an die Gewerbetreibenden für Gewerbeartikel ausgegeben wird. Es strömen so 500 auf die rechte Seite, welche, als „sterile" Ausgabe (Arbeitslohn), dort nicht verdoppelt wird, sondern sich nur wiedererzeugt (reproduziert). Von dem Produkte: 500, verwenden die Industriellen die Hälfte (250) zum Ankauf gewerblicher Verbrauchswaren, die andere Hälfte (250) zum Ankaufe landwirtschaftlicher Waren, es gehen somit 250 Pfd. wieder auf die linke Seite, an die Landwirtschaft, zurück. Diese 250 sind da wieder produktiv, ergeben 500, davon fallen 250 wieder den Grundbesitzern zu (in der Mitte vorgetragen), die übrigen 250 halbieren sich wie die vorherigen, so daß 125 an die Industrie fließen, wovon wieder die Hälfte zurückfließen wird, und so fort, bis schließlich nichts mehr übrig bleibt.

Die anderen 1000 Pfd., welche die Grundbesitzer an die Industriellen gaben, machen den gleichen Weg, wie die Ausgaben der Landwirte an sie: die Hälfte, 500, fließt zur Landwirtschaft, ergibt einen gleich hohen Reinertrag und 250 fließen wieder an die Industrie zurück, welche abermals halbiert (125) zum Landwirt kommen und so fort bis zu Ende.

„Schließlich haben die von den Grundbesitzern ausgegebenen 2000 Pfd. ihren Marsch durch die beiden anderen Klassen gemacht, sie haben hier wie dort die Betriebsarten in Bewegung gesetzt und sind Schritt für Schritt durch die produktive Klasse wiedererzeugt worden, um schließlich summiert als Pacht an die Grundbesitzer abgeliefert zu werden, worauf im neuen Jahre das Spiel von vorne angeht" (Oncken).

Steuerlehre. Steuern soll jeder, ohne Privileg, zahlen, der Reinerträgnis bezieht. Das sind die Grundbesitzer. Der Boden soll auf diese Weise als einzige Reichtumsquelle auch allein die Abgaben an den Staat zu zahlen haben, um so mehr als jede einer anderen Klasse auferlegte Steuer schließlich doch nur wieder auf die Grundbesitzerklasse abgewälzt wurde. So ergab sich die Forderung der Grundsteuer als eines „impôt unique et direct". Indirekte Steuern sind als verkehrshinderlich und das Volk belastend abzulehnen.

2. Zur Kritik des Physiokratismus. Einführung in die Produktivitäts- und Güterlehre.

a) Die Bedeutung des „Tableau". Das Tableau ist schon allein durch die Vorstellung eines „Kreislaufes" bedeutsam. Er zeigt, wie die Volkswirtschaft immer in Bewegung, niemals in Ruhe ist. Er zeigt auch deutlich den Unterschied von beharrender, auf gleicher Stufe bleibender und von fortschreitender, sich entwickelnder oder, wie man heute vornehmlich sagt, von „statischer" und „dynamischer" Volkswirtschaft. — Ferner stellt das Tableau sehr plastisch die Verhältnismäßigkeit aller Wirtschaftszweige dar. Nach dem Tableau war es nicht gleichgültig, welcher Klasse die Grundbesitzer ihr Einkommen zuwendeten: wenn zuviel dem Gewerbe zufloß oder ins Ausland ging, die Urerzeugung daher zu wenig beschäftigt wurde, so konnte das Nationalvermögen dauernd geschädigt werden, weil jene Ausgaben nicht produktiv angelegt waren; nur was der Urerzeugung zufließt, liefert ja Reinertrag. In diesem Sinne betrachteten die Physiokraten das Tableau als „Bussole" der wirtschaftlichen Zustände eines Landes; sie glaubten, durch Ausbau der Statistik die wirtschaftliche Entwicklung an deren Hand genau verfolgen und beurteilen zu können. So versteht man es, daß Mirabeau sagen konnte, es gebe drei große Erfindungen: die Schrift, das Geld und das tableau économique. — Sehr wichtig ist endlich, daß das Tableau die wirtschaftlichen Vorgänge rein von der Warenseite her, ohne Rücksicht auf das Geld, betrachtete — ein Grundsatz, den ich auch heute jedem Anfänger sehr einprägen möchte. Dieser soll sich bei Beurteilung wirtschaftlicher Fragen stets die wirklichen, greifbaren Vorgänge und Güterbewegungen vor Augen halten und die Zwischenglieder, die mit der Geldbewegung dazutreten, ausschalten.

b) Erörterung der physiokratischen Grundlehren. Es ist ein gewaltiges, durch seine Geschlossenheit bestrickendes Begriffsgebäude, das Quesnay wie in einem großen Wurfe geschaffen hat. In ihm liegt eine wahrhafte, tiefgehende Anschauung von dem Lebensablauf und Einheitszusammenhang

der Volkswirtschaft wie von deren Wurzelung im Ganzen der Gesellschaft. Die Physiokraten vermochten daher jede volkswirtschaftliche Erscheinung als Teil und Stufe des gesamten Wirtschaftsprozesses zu erfassen. Hierfür war aber auch Voraussetzung, daß die Gesichtspunkte ihres Systems unmittelbar aus einer Philosophie erflossen. Wir sahen oben, wie sie infolge ihres Glaubens an die „natürliche" (kausale) Gesetzmäßigkeit des Gesellschaftslebens den Eigennutz des Individuums als Grundkraft des Wirtschaftsgetriebes auffaßten, und so bei natürlicher Freiheit des Individuums die harmonischeste Gestaltung der Wirtschaft erwarten konnten. So wird einerseits eine streng individualistische Auffassung der Wirtschaft durchgeführt, andererseits durch die Begründung der Wirtschaft auf den Eigennutz die deduktive Methode entwickelt, der wir von nun an immer wieder begegnen werden. (S. später unter Smith und Ricardo.)

Der Grundgedanke Quesnays von der alleinigen Fruchtbarkeit der Urerzeugung ist allerdings falsch. Doch ist er auch heute noch populär und treibt in mancherlei Gestalt in der Politik und Volkswirtschaftslehre seinen Spuk. Er beruht vor allem auf einer unrichtigen Vorstellung vom Reinertrag. Wie steht es damit? — In der Landwirtschaft ist die Erscheinung eines Ertrages besonders augenfällig. Wenn z. B. das zehnfache Korn geerntet wird, so ist der „Überschuß" offenbar. Wenn dagegen der Tischler Bretter zu einem Tisch zusammenfügt — wo ist da, so könnte man fragen, der Überschuß, der Ertrag? Die wahre Antwort lautet: im Nutzen. Ein Tisch ist eben etwas anderes und nützlicher als Bretter, ein Speer etwas anderes als ein Baumschaft und eine Eisenspitze. Ist der Speer ein ergiebiges Jagdgerät, so sind die Arbeitsstunden, die auf seine Herstellung verwendet wurden, sehr bald durch die Ersparungen an Arbeit beim Jagen gedeckt und übertroffen. Diese über die Kosten hinaus ersparten Arbeitsstunden während der ganzen Lebensdauer des Speeres bilden den Reinertrag, den er bringt. Umgekehrt bedeutet ein zehnfaches Korn, dieser sichtbare Rohertrag, an sich noch gar keinen Reinertrag, da die Aufwände an Arbeit und Hilfsgütern als Gesamtkostensumme mehr Schaden (Kosten) gestiftet haben können als die Ernte Nutzen bedeutet! Das ist aber der ausschlaggebende theoretische Gesichtspunkt, und es folgt

aus ihm: jede wirtschaftlich gelungene Arbeit schafft Reinertrag. Vor allem kommt es also nicht darauf an, daß eine Arbeit neue Stoffe schaffe, sondern darauf, ob das Neugeschaffene mehr Nutzen stifte, als die Aufwände zu seiner Herstellung Nutzenentgang verursacht haben. Die gewerbliche Arbeit wäre nur dann unfruchtbar, wenn das nicht der Fall wäre, z. B. wenn die Herstellung eines Pfluges mehr Arbeitsunterhalt für die Pflugerzeuger erforderte als die Mehrerzeugnisse, die er liefert, in der landwirtschaftlichen Nutzung ausmachen. — Das gleiche gilt vom Handel, von dem noch Rau vor etwa 50 Jahren (und ähnlich Marx) sagte: ein Volk möge noch so viele Güter herumtauschen, sie werden doch nicht mehr! Das ist im Grunde eine physiokratische Denkweise. Die Arbeit, die wir aufwenden, um Kaffee, Südfrüchte usw. vom Süden in unsere Gegenden zu bringen (das sind nicht bloß Verfrachtungsarbeiten, sondern auch organisatorische und kaufmännische Tätigkeiten), stehen nur der Frage gegenüber: ob sie mehr Nutzen stiften als sie verschlingen. Der Handel aber stiftet neuen Nutzen, wenn er die Güter auf den bedürftigeren Markt bringt, z. B. Kaffee von Brasilien nach Wien. — Ganz ebenso die freien Berufe: was Ärzte, Lehrer, Rechtsanwälte, Richter, Gesetzgeber usw. an Gesundheit, Kenntnissen, Rechtsprechung, Ordnung der gesellschaftlichen Arbeitsbedingungen erzeugen und leisten, steht wirtschaftlich nur jener Frage gegenüber, ob diese Arbeit mehr Nutzen stiftet als verschlingt. Der Standpunkt, daß die freien Berufe ihre Sachgüter nur von Gewerbe und Landwirtschaft beziehen, und der Handel nur diese Güter selber umtausche, daß sie also samt dem Handel nicht produktiv seien, übersieht ganz, daß auch Gewerbe und Landwirtschaft sowohl Erzeugungs- wie Verbrauchsgüter von diesen Ständen beziehen: die Gesundheitsmittel, die Kenntnisse, die Ordnung (z. B. Rechtssicherheit) — lauter Dinge und Leistungen, die sowohl an sich „wertvoll" sind, d. h. einer Bedürfnisbefriedigung dienen (ähnlich wie Kaffee), die aber außerdem fortwährend in fast alle anderen Erzeugungsvorgänge als fruchtbare, den Erfolg erhöhende Elemente eingehen. Es ist ein oft bemerkter Widerspruch, dem Apotheker, der die Arzneien macht, Produktivität zuzuschreiben, dem Arzt, der sie angibt, nicht; ebenso dem Buchdrucker, der die Bücher, dem Schlosser, der die Maschine herstellt, nicht aber dem Dichter, Erfinder und Ingenieur, der sie ausdenkt!

Die Vorstellung Quesnays, daß die gewerbliche Arbeit nur umforme, ist also eine technisch-stoffliche, keine wirtschaftliche; sie trifft überdies nicht einmal technisch ganz zu. Die chemische Industrie z. B. schafft in ähnlicher Weise neue Stoffe wie die Landwirtschaft. Streng genommen schafft auch, wie schon angedeutet, die bloß umformende Arbeit neue Kräfte, die sie in ihren Dienst stellt. Ein Speer, der dem Gesetz des Keiles, eine Schaufel, die dem Gesetz des Hebels gemäß wirkt, ist eben auch technisch (energetisch) etwas Neues gegenüber den bloßen Rohstoffen, aus denen sie besteht. „Güter" sind ja nichts als ihrem Zwecke dienende Mittel: Brot ist ein Mittel, um Hunger zu stillen, Kleidung, um vor Kälte zu schützen usw. Dieses Mittel-sein, diese Leistung für das Ziel d. i. die Nutzenstiftung, ist das wesentliche, der stoffliche oder seelische Charakter des Mittels ganz nebensächlich!

Ein weiterer Einwand gegen Quesnay ist endlich der, daß es neben der körperlichen auch geistige Urerzeugung gibt, die er ganz übersehen hat. Erfinder, Unternehmer, Staatsmänner, Künstler, Gelehrte sind solche geistige Urerzeuger, welche das ganze Heer von Verlegern, Buchdruckern, Schriftsetzern, Buchhändlern, Theatern, Instrumentenmachern usf. nebst allen ihrer Hilfsgewerben ganz ebenso als „Motor" „in Bewegung setzen" wie nach Turgot die Landwirte das Gewerbe. Hat doch Aristoteles allein durch die Jahrtausende hindurch Milliarden gewerblicher Arbeitsstunden veranlaßt, und seine Setzer, Verleger, Papierfabrikanten wie Ausleger indirekt „ernährt".

Der noch heute im Volksbewußtsein wirksamste, oben schon berührte Beweisgrund der Physiokraten war aber dieser: daß der Landwirt den Gewerbetreibenden und Kaufmann ernähre. Und das ist zweifellos richtig; nur folgt daraus noch nicht die alleinige Produktivität des Landmannes. Es ist zu entgegnen: daß Gewerbe (und Handel) dafür den Landmann ausstatten, sowohl mit Verbrauchsgütern, wie Kleidern, Schuhen, Wohnung, als auch mit Erzeugungsgütern wie Pflug und Werkzeug — alles gleich unentbehrlich, weil ohne diese Güter entweder das Leben nicht zu fristen ist oder die Arbeit des Landwirtes ganz unfruchtbar wäre. Es ist allerdings zuzugeben, daß die allerwichtigsten Bedürfnisse die der Ernährung sind. Dies allein ist der richtige Kern der Fruchtbarkeitstheorie Quesnays: daß sich unser Wohlstand, unsere Wirtschaft in Stufen von verschiedener Wichtigkeit aufbaut. Das bedeutet aber nicht, daß die weniger wichtigen (gewerblichen) Erzeugungen deshalb weniger produktiv wären. Der allgemeine Gesichtspunkt für die Beurteilung der Fruchtbarkeit einer Arbeit (der für Robinson wie für die Volkswirtschaft gilt) ist vielmehr der: es ist eine Frage des Wohlstandes, wie viele unserer Bedürfnisse wir befriedigen können was dann innerhalb dieser Wohlstandsgrenze bleibt, ist alles grundsätzlich gleich fruchtbar! Wenn wir Zielen nachstreben, die wir wirtschaftlicherweise nicht befriedigen können — z. B. plötzlich tausendmal soviele Lehrpersonen in Deutschland anstellen würden als vorher — dann arbeiten wir allerdings unfruchtbar, weil dann eine unnütze Überfülle an Bildungsarbeit geleistet werden würde, während dringendere Bedürfnisse, z. B. nach besserer Nahrung und Wohnung, ungestillt blieben. Ganz dasselbe trifft aber ein, wenn man die Anzahl der landwirtschaftlichen Arbeiter oder der Maurer vertausendfacht! Die Sicherstellung der wichtigeren Güter vor den jeweils unwichtigeren heißt also nichts anderes als: daß die Verhältnismäßigkeit aller Erzeugungszweige in der Volkswirtschaft gewahrt bleibe; denn jede Einseitigkeit einer Erzeugung beeinträchtigt ihren Nutzen und damit ihre Fruchtbarkeit.

Endlich erscheint Quesnays Lehre von der Seite her gestützt, daß der Landwirt in der oben dargestellten elementaren Gesellschaft den Gerber, Schuster, Holzschneider usw. nur soweit entlohnt, als deren Arbeitsunterhalt erfordere, nicht mehr, so daß ihre Arbeit keinen neuen Wert schaffe. Ohne darauf näher einzugehen, kann gesagt werden, daß es sich hier um einen Vorgang der Preisbildung, nicht der Fruchtbarkeit handelt, und der gleichen Preisbildungstendenz, nämlich nach den Kosten der Arbeit, auch der landwirtschaftliche Arbeiter selbst unterliegt.

Eine ausführliche Behandlung der wirtschaftlichen Fruchtbarkeit s. in meinem Buche „Fundament der Volkswirtschaftslehre" Jena 1918.

c) Der Gutbegriff. Aus dem Bisherigen geht die Wichtigkeit des Gutbegriffes für das gesamte volkswirtschaftliche Denken hervor. Die Bestimmung dessen, was ein Gut ist, ist für die Entscheidung darüber, wer produktiv, d. h. selbständig Güter herstellend, arbeitet, grundlegend. Wenn man noch heute, wie erwähnt, meistens sagt, die Tätigkeit der Lehrer, Gelehrten, Ärzte, Staatsmänner und Politiker, des Handels, der Spekulation seien wirtschaftlich „abgeleiteter" Natur, d. h. unfruchtbar und nur möglich, weil Bauern und Gewerbetreibende ihnen das Einkommen liefern, sie „erhalten"; so ist das eine der physiokratischen verwandte Denkweise und einer solchen Fassung des Gutsbegriffes zuzuschreiben, welche zwar nicht bloß Urerzeug-

nisse als Güter anerkennt, aber jedenfalls nur Sachgegenstände, nicht das Immaterielle. Wie aber die gewerbliche Erzeugung nicht „steril" ist, ist auch die der freien Berufe, des Handels nicht steril — sofern sie nützlich ist. Demgemäß muß als Gut jedes Element, sei es eine Sache (Sachgut), eine Leistung (ideelles Gut), ein Verhältnis, ein Recht betrachtet werden, das in den Zusammenhang wirtschaftlicher Tätigkeiten passiv eingeht, d. h. ein Mittel für die aktiven, führenden Handlungen ist. Gut ist das passive Mittel; somit alles, was als aufbauendes Element in den Wirtschaftsprozeß eingeführt werden kann. Wirtschaftlich fruchtbar ist dann jede Tätigkeit, die ein Gut hervorbringt, wenn sie die formalen Bedingungen der Fruchtbarkeit, besonders „Verhältnismäßigkeit" und „Nützlichkeit", erfüllt.

Die Physiokratie stellte geschichtlich gesehen zunächst eine Reaktion der vernachlässigten Landwirtschaft gegen die vom Merkantilismus geförderte Industrie dar. Sie hat aber trotzdem auch in dieser Einseitigkeit eine geschichtliche Aufgabe erfüllt. Der Merkantilismus kam seinerzeit mit den Landesfürsten gegen die feudalen Stände zum Siege; er war daher absolutistisch und antiindividualistisch. Die Physiokratie verkündete dagegen den Individualismus endlich auch auf wirtschaftswissenschaftlichem Boden, nachdem er im allgemeinen Geistesleben längst zur Herrschaft gelangt war. — In der heutigen Zeit allgemeiner Rohstoffnot hat die physiokratische Hochschätzung der Rohstofferzeugung wieder erhöhtes Interesse gewonnen.

3. Die physiokratische Schule.

Um Quesnay sammelte sich bald eine Schar treuer Anhänger, die sich den Namen „économistes" beilegten. (Die Bezeichnung „Physiokraten" ist erst später entstanden und rührt von Dupont de Nemour, einem Schüler Quesnays, her.) Die Schule, anfangs von der Regierung mit scheelen Augen angesehen, erlangte bald großen Einfluß und kam gewissermaßen an das Staatsruder, denn ihr bedeutendstes Mitglied Jacques Turgot („Gedanken über die Entstehung und Verteilung des Reichtums", 1766, deutsch Jena 1903) wurde 1774 Finanzminister. Der älteste Schüler Quesnays und gleichzeitig das politische Haupt der physiokratischen Schule war der Marquis Victor v. Mirabeau, der sogenannte ältere Mirabeau. (Philosophie rurale, 1764). Bei ihm nimmt das Laissez-faire-Prinzip eine viel beherrschendere Stellung ein als bei Quesnay selbst, und er strebte auch eine radikalere und rücksichtslosere Verwirklichung der reinen Grundsätze des Systems an als dieser. Denn für Quesnay, der immer mit der lebendigen Wirklichkeit in Fühlung blieb und eine empirische Unterlage seiner Lehre im weitesten Maße anstrebte, galt der „ordre naturel" nur als letztes Ziel und Ideal, dem der „ordre positif" nur langsam angenähert werden kann. — Weiter sind als Anhänger der Physiokratie Mercier de la Riviere (l'ordre naturel, 1767), Beaudeau, Dupont, auch der Philosoph Condillac neben anderen anzuführen. Eine Sammlung ihrer Schriften unter dem Titel „Oeuvres des Physiocrates" und „Oeuvres de Turgot", 1844.

Die physiokratische Lehre verbreitete sich auch im Auslande bald, nur in England vermochte sie nicht Fuß zu fassen. Um so größer war ihr Einfluß dagegen in Deutschland, wo der Markgraf Karl Friedrich von Baden mit Hilfe des bedeutsamsten deutschen Physiokraten Schlettwein Versuche machte, namentlich die physiokratische Steuerlehre praktisch zu verwirklichen. Versuche, die aber fehlschlugen. Ähnlich erging es dem Kaiser Leopold II., der in dem Großherzogtum Toskana weitgehende physiokratische Reformen, insbesondere die „Grundsteuer" durchzuführen versuchte; desgleichen Kaiser Joseph II., der eigentlich Merkantilist, daneben aber in widersprechender Weise Physiokrat war. Seine Maßnahmen zur Hebung des Bauernstandes (Aufhebung der Leibeigenschaft 1781/82), sowie seine Steuerreformen (Grundsteuer 1775) waren von physiokratischem Geiste getragen. Auch Katharina II. von Rußland und die meisten aufgeklärten Monarchen waren mehr oder weniger Anhänger physiokratischer Lehren. — Als weitere deutsche Physiokraten sind zu nennen: der Baseler Staatsschreiber Isaak Iselin, Schmalz und der Halbfranzose Mauvillon, durch den der Name physiokratisches System eigentlich erst eingebürgert wurde. — Auch in Italien, Polen, Schweden und anderen Ländern erlangte die physiokratische Lehre Anhänger.

Nach Quesnays Tode (1774) entstanden in Frankreich bald Zwistigkeiten in der Schule, namentlich durch Condillac, der die Fruchtbarkeit von Handel und Industrie behauptete. Die innerlich bereits uneinige Schule wurde vollends auseinandergesprengt, als Turgot 1776 gestürzt wurde. Sein Sturz erfolgte, weil er die gänzlich zerrütteten Staatsfinanzen natürlich nicht in Ordnung zu bringen vermochte, sowie wegen seiner radikalen, zum Teil allerdings doktrinären Maßregeln, in welchen er den Bannrechten der Zünfte und der Bedrückung des Bauernstandes entgegentrat: Befreiung des Binnenhandels, Einführung von Getreidezöllen und Aufhebung der staatlichen Kornmagazine, um den Getreidepreis zu heben. An der letzten Maßregel scheiterte er. —

Unmittelbar nachher aber traten andere Dinge auf den Plan, die das physiokratische System in den Hintergrund drängten: in der Politik die große französische Revolution, in der Wirtschaftswissenschaft das Lehrgebäude des Adam Smith.

IV. Das Arbeits- oder Industriesystem.

(Adam Smith.)

England war als ältestes Großindustrieland der Boden, auf welchem die Fortbildung der individualistischen Volkswirtschaftslehre und auch die Überwindung jener wirtschaftspolitischen Gegensätze stattfinden konnte, die zwischen Merkantilismus und Physiokratismus bestanden, indem der eine in Außenhandel und Großgewerbe, der andere in der Landwirtschaft

das Wesentliche erblickte. Bald sollten dort durch Einführung der Spinnmaschine (Wyatt 1738, Lewis Paul 1741, Arkwright 1769), der Dampfmaschine (Watt 1765, 1770) und später des mechanischen Webstuhls (Cartwright 1785, Jacquard 1801) im Gefüge der gewerblichen Erzeugung Veränderungen vor sich gehen, die den Schwerpunkt mehr und mehr auf die Seite des Großgewerbes verschoben und dadurch erst jenes regere und vielfältigere Wirtschaftsleben schufen, in welchem die vielen theoretischen und praktischen Fragen des individualistischen, des kapitalistischen Zeitalters entstehen, die der Wissenschaft ihre großen Aufgaben stellen.

Der Mann, der an diese Verhältnisse anknüpfend, einen neuen Bau der ökonomischen Wissenschaft schuf, war Adam Smith.

Adam Smith wurde 1723 zu Kirkaldy in Schottland geboren. Anfangs studierte er Theologie, später Philosophie und wurde schon mit 28 Jahren Professor der Logik an der Glasgower Universität. Seiner „Theorie der moralischen Gefühle" (1759) verdankte er den Auftrag, den Herzog Buccleugh nach Frankreich zu begleiten, wo er mit den Physiokraten in persönliche Berührung kam und wichtige Einflüsse empfing. Heimgekehrt zog er sich in seinen Geburtsort zurück und arbeitete in völliger Abgeschlossenheit zehn Jahre hindurch an seinen „Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Völkerreichtums" „An inquiry into the nature and causes of the wealth of nation" (1776; — deutsch vielfach, zuletzt Stuttgart 1910), welche rasch zu ungeheurer Berühmtheit gelangten. Adam Smith starb 1790. Den größten Teil seiner ungedruckten Handschriften hatte er vor seinem Tode verbrannt.

Adam Smith erscheint in einem ähnlichen geistesgeschichtlichen Zusammenhang wie sein Zeitgenosse Quesnay: in dem der Philosophie der Aufklärung, des rationalistischen Individualismus. Von großer Bedeutung ist sein Verhältnis zu dem Philosophen Hume, mit dem er auch in persönlicher Freundschafte eng verbunden war. Hume, der schon vor ihm die merkantilistische Geld- und Handelsbilanztheorie bekämpft hatte, entwickelte eine Moralphilosophie, derzufolge die Sympathie oder Menschenliebe das wichtigste Moralprinzip ist. Dieser Lehre schloß sich Smith an. Sittlich ist ihm eine Handlung, wenn sie der Liebe (Sympathie) zu den Mitmenschen entspringt; gleichzeitig hängt der sittliche Wert einer Handlung aber auch von ihrer äußern Wirkung ab ob sie die Glückseligkeit der Gemeinschaft fördert, gesellschaftlich nützlich ist. Das sind nun widersprechende Elemente. Während das Prinzip der Liebe universalistischen Charakters ist, ist das der Nützlichkeit und Glückseligkeit im Grunde ganz individualistisch („Utilitarismus" — der Fluch aller englischen Bildung). Der Standpunkt Smithens in der Ethik ist schon in sich nicht streng einheitlich; der Widerspruch wird aber noch bedeutender, wenn wir bedenken, daß Smith zugleich Naturrechtler, also in gesellschaftlichen Dingen ganz Individualist und daß für ihn in gleicher Weise wie für die Physiokraten der Eigennutz des Einzelnen die treibende Grundkraft der Wirtschaft war. Diese Unausgeglichenheit erklärt sich hauptsächlich dadurch, daß Smith eine natürliche Zweckmäßigkeit in der Weltordnung annahm, in der das Individuum, auch wenn es seine eigenen Zwecke verfolgt, doch der Gesamtheit dient und nützt. So auch in der Wirtschaft. Nach seiner Ansicht lenkt der Mechanismus des Wirtschaftslebens den Eigennutz der Individuen von selbst zur Harmonie und zum Besten. Durchgängiger und reiner Individualismus, wie bei Quesnay, ist also bei Smith nicht vorhanden, vielmehr geht er ethisch teilweise von dem Sozialprinzip aus. Auf wirtschaftlichem Gebiete hingegen ist er strenger Individualist.

1. Darstellung.

Nicht die Bilanz des Außenhandels oder die Geldmenge oder die landwirtschaftliche Arbeit bestimmen nach Smith den Volksreichtum, sondern: die jährliche Arbeit eines Volkes „ist der Fonds, der es ursprünglich mit allen Lebensbedarfs- und Genußgütern versorgt, die es jährlich konsumiert, und die immer aus dem unmittelbaren Erzeugnis dieser Arbeit oder aus dem bestehen, was für dieses Erzeugnis von anderen Völkern gekauft wird". (Arbeit, die sich nicht auf dauerhafte, nützliche Dinge, die Tauschwert haben, richtet, d. h. nicht auf Sachgüter, erschien Smithen, hierin den Phisiokraten verwandt, nicht produktiv — also Dienstleistung, Schauspiel, staatsmännische Arbeit u. dergl.) Der Reichtum eines Volkes ist um so größer, je mehr Glieder desselben nützlicher Arbeit obliegen, je weniger Müßiggänger also vorhanden sind; was wieder von der Größe der Kapitalien abhängt, die dazu verwendet werden, Arbeiter zu beschäftigen (dem „Lohnfonds"); vor allem aber: je größer die Fruchtbarkeit der Arbeit selber ist. Die Fruchtbarkeit der Arbeit wird hauptsächlich durch die Arbeitsteilung gehoben. Die Arbeits-

teilung ist daher die Hauptursache höheren Wohlstandes. Sie ist aber nur dann in ausgedehntem Maße möglich, wenn ein großer Markt vorhanden ist. (An den berühmt gewordenen Beispielen der Stecknadelfabrikation und Nagelschmiederei hat Smith dies näher erläutert.) Hierzu muß sich wieder ein allgemeines Tauschmittel oder Handelsinstrument, das Geld, ausbilden, und die Waren werden sohin mittels dieses Tauschmittels auf dem Markte umgesetzt, was die Erscheinung der Tauschwert- oder Preisbildung (im Gegensatz zum Gebrauchswert der Ware) begründet. So ergibt sich die Arbeitsteilung als der Springpunkt der ganzen Volkswirtschaft und ihres Aufbaues. Sie ist Ursache des Austausches der Güter, weil niemand von seinen einseitigen Erzeugnissen leben kann (zugleich haben alle Menschen von Natur einen Hang zum Tausch); der Austausch vollzieht sich aber nach dem Tauschwert (Preis); und die Tauschwertbildung ist somit maßgebend: 1. für die Verteilung der Güter (d. h. dafür, wer sie kaufen kann), 2. für ihre Erzeugung, denn diese richtet sich nach dem erwarteten Preise. Daraus folgt:

Die Gesetze, nach denen sich der Tauschwert bildet, erscheinen zugleich als die Gesetze der Reichtumsbildung der Völker, weil nur nach dem Tauschwert erzeugt wird. Der Reichtum hängt sonach nicht zuerst von der Größe der Gütererzeugung, sondern von Tauschwert der Güter ab!

Smith hat zwar diese Anschauung vom Wesen der Volkswirtschaft niemals systematisch entwickelt. Doch fußt er tatsächlich darauf und hat damit den entscheidenden Fortschritt (innerhalb der individualistischen Denkweise) vollzogen. Er erkennt die in der Vertauschung (Preisbildung) gelegenen Bedingungen als unmittelbare Erzeugungsbedingungen und erfaßt damit die allgemeine Grundlage, die allgemeine Triebkraft des Kreislaufes der Wirtschaft. Im „Tableau" hingegen waren die (technischen) Eigenschaften der Erzeugnisse selbst maßgebend, statt der (verkehrsmäßigen, tauschmäßigen) Bedingtheit ihrer Hervorbringung.

Auf diese Weise wird nun eine neue Wendung des volkswirtschaftlichen Denkens vollzogen: während der Merkantilismus und auch noch die Physiokratie auf den erzeugenden Kreislauf der Wirtschaft ausgingen, wird nun zu allererst die Untersuchung der Bedingungen und Gesetze des Tauschwertes der Güter ins Auge gefaßt; die Wert- und Preistheorie wird nun zum Angelpunkt der volkswirtschaftlichen Theorie! Denn die Preisgesetze werden nun, indem sie den Grund bilden für die Erzeugung der Güter, bestimmend dafür, ob und was erzeugt werden soll; und, indem sie beim Verkauf maßgebend sind für die Verteilung, zugleich Verteilungsgesetze.

Smith begründet nun eine eingehende Theorie der Wert- und Preisbildung. Im Urzustande, da noch wenig Kapital und keine Bodenrente vorhanden ist, wird der Wert der Güter allein durch die Arbeit bestimmt, die in ihnen enthalten ist. Der Maßstab für den Tauschwert der Güter ist daher die Arbeit, sie ist ihr „natürlicher Preis"! Also nicht der Nutzen des Guten, sondern der Aufwand (von Arbeit), den es kostet, ist maßgebend. Diese Werttheorie ist eine (Arbeits-) Kostentheorie. — Dem natürlichen Preis steht der „Marktpreis" gegenüber. Der Marktpreis oszilliert je nach Angebots- und Nachfrageverhältnissen um den natürlichen Kostenpreis. Die verschiedenen Teile, aus denen sich der wirkliche oder Marktpreis zusammensetzt, sind aber durch das Privateigentum und die Rechtsordnung gegeben, und zwar: 1. die direkten Arbeitskosten (Lohn); 2. ein Anteil für das Kapital — Kapital sind angesammelte Arbeitsprodukte —, der Kapitalprofit (worunter nach unseren jetzigen Vorstellungen sowohl der Kapitalzins, wie der Unternehmerlohn, wie der eigentliche Unternehmergewinn zu verstehen ist); 3. die Grundrente, sozus. ein Pachtzins, der für die Benutzung des Bodens gezahlt wird (d. i. die Differenz zwischen dem Preis des Bodenproduktes und den Kosten, die z. B. der Pächter für Arbeitslohn plus Profit des Pächterkapitals hat).

Aus dieser Preislehre ergibt sich eine bestimmte Lehre von der Einkommensbildung, denn indem für den Markt auf Grund der Arbeitsteilung erzeugt wird, verteilt sich das Erzeugnis nach den Gesetzen der Preisbildung auf dem Markt. Es ergibt sich die Verteilung des Reichtums aus den Bestandteilen jedes Preises: dem Arbeiter wird der Ersatz für seine Arbeit geleistet, dem Kapitalisten und Gutsherrn eine Vergütung für die Mitwirkung von Kapital und Boden. So fließt das Gesamterzeugnis des Volkes in verschiedenen Strömen als Einkommen zurück: im Arbeitslohne, im Kapitalprofit, in der

Grundrente „und bildet ein Einkommen für die drei großen Volksklassen, nämlich für die, welche von der Rente, die, welche vom Lohn und die, welche vom Gewinn leben. Dies sind die drei großen Stände . . ., von deren Einkommen am Ende das jedes anderen Standes [z. B. der freien Berufe] herrührt". (Diese Theorie des „abgeleiteten Einkommens" der freien Berufe ist noch heute verbreitet, ist aber falsch, s. S. 51 u. 94.)

Heraus entstand später die Lehre von den „Produktionsfaktoren": Arbeit, Kapital und Boden haben je einen bestimmten, eigenen Anteil an der Erzeugung, sind ihre Faktoren.

Die besonderen Theorien Smithens über die Bildung der einzelnen Einkommenszweige, welche zugleich die Entwicklungs- oder Bewegungsgesetze der verschiedenen Anteile am Volkseinkommen (der Verteilung) darstellen, sind kurz skizziert folgende: Die Höhe des Arbeitslohnes bestimmt sich wie sonst der Marktpreis; nach Angebot und Nachfrage schwankt sie um den Unterhaltsbedarf. Je mehr Kapital im Lande vorhanden ist (der **Lohnfonds**), um so größer ist aber die Nachfrage nach Arbeit, infolgedessen um so höher der Arbeitslohn. — Der Kapitalprofit hat die gegenteilige Neigung. Je mehr Kapital, bzw. Kapitalisten, um so mehr unterbieten sie sich. Daher: je mehr Arbeit, je reicher ein Land, um so niedriger im allgemeinen der Kapitalprofit.

Bezüglich der Grundrente besteht ein verwickelteres Triebwerk. Die Verbesserung der Fruchtbarkeit der Arbeit (Abeitsteilung) und die Vergrößerung der Manufaktur führt zum Sinken der Preise der Industrieerzeugnisse. Dies bewirkt selbsttätig, daß die landwirtschaftlichen Erzeugnisse um so tauschfähiger (= teurer) werden. Mit solchem Steigen ihrer Tauschkraft aber erhöht sich die Grundrente. Die Grundrente erhöht sich ferner auch mit der Zunahme des Kapitals: denn indem auf den Boden mehr Kapital und Arbeit verwendet, dieser also mehr ausgenützt wird, muß das Einkommen von Grund und Boden steigen.

Wirtschaftspolitik. Das Wirtschaftsleben gestaltet sich am vollkommensten, wenn es sich selbst überlassen wird. Der Staat hat im wesentlichen nur die Aufgabe, die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten und den Staat vor auswärtigen Feinden zu schützen. **Laissez faire, laissez passer.** Der Eigennutz ist die Quelle aller wirtschaftlichen Erscheinungen, welche, wie bei

Quesnay, im Individuum ihren Ursprung nehmen. Und was dann die harmonische Entwicklung der Volkswirtschaft bei völliger Freiheit ermöglicht und hervorbringt, ist das Wirken des freien Wettbewerbes. Durch dieses schlägt der Egoismus jedes Einzelnen zugunsten der Gesamtheit aus. Und das geschieht so: der Wettbewerb zwingt jeden zur angestrengtesten Verfolgung seiner wirtschaftlichen Ziele, zur vollen Entfaltung seiner Kräfte, zu möglichst billigen Herstellungskosten. Einer ist so der Wächter des anderen, ist der Ansporn für den andern. Alle Schichten der Gesellschaft finden dabei ihren Vorteil. Die Verbraucher werden aufs reichste mit den billigsten Gütern versorgt, die Unternehmer können unbehindert ihre Kräfte verwerten und die Arbeiter ihre Beschäftigung dort suchen, wo sie die beste Bezahlung finden. Auf diese Weise wird ein Zustand der sozialen Harmonie erreicht werden. Gleichzeitig betätigt sich dadurch jeder auf die seinen Fähigkeiten angemessenste und natürlichste Weise. So wird die beste volkswirtschaftliche Arbeitsteilung hervorgerufen, es überwindet die Gesellschaft in ihrem eigenen Mechanismus das ihr ursprünglich feindliche egoistische Prinzip und ermöglicht jedem in der Wahrung des eigenen Vorteils die Befolgung seines natürlichen Rechtes.

Demgemäß hat (wie nach Quesnay) der Staat das Wirtschaftsleben sich selbst zu überlassen; die alten feudalen Gebundenheiten und Untertänigkeitsverhältnisse, die stadtwirtschaftlichen Gebundenheiten in Zunft, Absatz- und Preisregelung, Trennung von Stadt und Land, die merkantilen Gebundenheiten in Zollwesen, Monopolen, Reglementierung der Erzeugung haben wegzufallen. Bauernbefreiung, Berufs- und Gewerbefreiheit, Freizügigkeit sowie politische Autonomie auf allen Gebieten waren die grundsätzlichen Forderungen, die sich hieraus ergaben. Und aus der Forderung der Aufhebung aller Wirtschafts- und Verkehrshemmnisse ergab sich naturgemäß auch die folgenschwere Forderung nach Zoll- und Handelsfreiheit. Smithens Theorie des Freihandels war folgende: bei völlig freiem Handel wird schließlich durch die Wirksamkeit des Wettbewerbes jedes Land jene Waren erzeugen, die es seinen natürlichen Erzeugungsbedingungen gemäß am billigsten herstellen kann. Es wird sich so eine natürliche zwischenstaatliche Arbeitsteilung herausbilden, bei der jedes Volk am meisten seinen Vorteil findet: denn es kann auf dem

freien Weltmarkte am billigsten einkaufen, während es selber seine Erzeugnisse, die es kraft seiner natürlichen Bedingungen dafür am billigsten herstellt, aufs vorteilhafteste verkaufen kann. Smith erkannte indes die Berechtigung von sog. Finanzzöllen an, worunter er solche Zölle verstand, aus denen „dem Staate erfahrungsgemäß die größtmöglichste Einnahme" erwächst, und welche ferner Besteuerungsverschiedenheiten zwischen In- und Ausland auszugleichen haben; ebenso von Retorsions- oder Vergeltungszöllen gegen das Ausland, wenn dieses keine Zollfreiheit gewährt; und schließlich Zölle in Ausnahmefällen, z. B. wenn ein Gewerbe zur Sicherheit des Landes notwendig ist, oder wenn ein Gewerbe durch Beseitigung von bisher bestandenen Zöllen zugrunde gehen würde. Den Freihandel betrachtete Smith als ein kaum je vollkommen verwirklichbares Ideal, wie er denn in seinen unmittelbaren praktischen Forderungen keineswegs dogmatisch war (was ihm seine späteren und auch noch heutigen Gegner mit Unrecht vorwerfen), sondern stets maßvoll und die geschichtlich gegebenen Verhältnisse mit Schonung berücksichtigend.

Entgegen der landläufigen Meinung, welche meist die spätere Umbildung der Lehre durch Ricardo und durch die in den dreißiger Jahren entstandene englische Freihandels- oder sog. „Manchesterpartei" (weil zu Manchester gegründet) mit jener Smithens selber gleichsetzt, ist hervorzuheben, daß Smith kein Gegner der Grundbesitzerklasse war; vielmehr war er gemäß seiner oben mitgeteilten Verteilungslehre der Meinung, daß deren Interesse „im engen und unzertrennlichen Zusammenhang mit dem allgemeinen [Interesse] der ganzen Gesellschaft" sei, weil ihr Einkommen bei zunehmendem Fortschritt des Wohlstandes steigt. Von der Kapitalistenklasse dagegen erklärte Smith, daß ihr Interesse „niemals ganz mit dem öffentlichen zusammenfällt", denn der Gewinnsatz „steigt und fällt nicht wie bei (Grund-)Rente und Arbeitslohn mit dem Gedeihen und dem Verfall der Gesellschaft; im Gegenteil, er ist von Natur niedrig in reichen und hoch in armen Ländern . . ." — Den Arbeitern gegenüber, deren Wohl er dagegen „aufs genaueste an das Interesse der Gesellschaft geknüpft" ansah, verhielt sich Smith sehr freundlich, sprach sich im Gegensatz zu den Merkantilisten für hohe Arbeitslöhne und Koalitionsfreiheit aus, war aber allerdings gegen jede Einmischung des Staates in den Lohnvertrag, in der Meinung, diese könne wegen der Übermacht der höheren Klassen nur gegen die Arbeiter ausfallen.

2. Die Aufnahme und erste Weiterbildung der Lehre Smithens.

Ist die Lehre Smithens in vieler Hinsicht auch keine eigentlich schöpferische Leistung, da ihre Hauptgedanken zumeist schon von früheren Schriftstellern, namentlich den Physiokraten, ausgesprochen waren (daß die Arbeit der Maßstab des Tauschwertes sei, hatte u. a. schon Locke gesagt), so wurde sie doch von geradezu umwälzender Bedeutung. Durch Smith gelangte die Volkswirtschaftslehre sowohl als Wissenschaft wie in ihrem praktischen Gewichte erst zu allgemeiner Anerkennung. Er hatte ausgesprochen, was an der Zeit war, er gab dem individualistischen Geist des Zeitalters den klassischen Ausdruck; seine „Untersuchungen" beeinflußten, in alle Sprachen übersetzt (und sogar mit der Bibel verglichen), schnell und nachhaltig Wissenschaft, öffentliches Leben und praktische Wirtschaftspolitik in allen Kulturstaaten, namentlich aber in Deutschland.

Wie hoch man diesen wissenschaftlichen und praktischen Einfluß auch bewertet, so darf man doch nicht die individualistische Gesinnung jener Zeit schlechthin auf Rechnung der Smithschen Lehre setzen. Die individualistische Welt- und Gesellschaftsauffassung hatte längst allerorten Wurzel geschlagen und war geradezu Bestandteil der höheren Bildung geworden.

In England selbst war der praktische Einfluß Smithens am geringsten, hauptsächlich weil dort unter der parlamentarischen Herrschaft die schlimmsten gewerblichen und feudalen Fesseln schon gebrochen waren. Der prohibitive Industrieschutz, dem England huldigte, wurde beibehalten und selbst 1833 noch ein gemäßigtes Schutzzollsystem angenommen. Erst in den dreißiger Jahren bildete sich zu Manchester unter Führung von Cobden und Bright die sogenannte Manchesterpartei, eine mehr auf Ricardo als auf Smith fußende Freihandelspartei, welche bald als „Anticorn-law-ligue" eine mächtige Agitation gegen die Kornzölle entfaltete. Im Jahre 1846 fielen die Kornzölle, 1860 wurden dann die letzten Überreste des Schutzzollsystems beseitigt und England ging zum reinen Freihandel (mit bloßen Finanzzöllen) über. Infolge der unbedingten Überlegenheit der damaligen englischen Industrie konnte es in der Tat den Wettbewerb anderer Völker außer acht lassen.

Um so größere praktische Wirkung hatten die Smithschen Lehren in Deutschland, vor allem in Preußen. Die Staatsmänner Freih. vom Stein[1]) und Hardenberg führten (1807—1811) beschränkte Gewerbefreiheit ein, setzten die Befreiung der Bauern und die Aufhebung aller wichtigen feudalen Gebundenheiten durch und gaben den Städten und Kommunen nach englischem Muster eine Selbstverwaltung. Im übrigen Deutschland wurden die ländlichen Gebundenheiten in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufgehoben, auch sonst war der praktische Einfluß der neuen Lehre bedeutend. In Österreich wurden die Untertänigkeitsverhältnisse auf dem Lande erst 1848 aufgehoben, nachdem allerdings die Aufhebung der Leibeigenschaft unter Kaiser Jo-

[1]) Ein Bild dieses herrlichen deutschen Staatsmannes gibt das Büchlein „Politisches Testament des Frh. vom Stein" (Hagen i. W., Verlag Bamberger, 1901); und: Arndt, Wanderungen und Wandlungen mit dem Frh. v. Stein (Reclam).

sef (1781/82) vorhergegangen war; die Gewerbefreiheit wurde erst im Jahre 1859 eingeführt, 1868 die letzten ländlichen Gebundenheiten beseitigt. Im Jahre 1869 wurde die Gewerbefreiheit in der Gewerbeordnung des norddeutschen Bundes proklamiert. (Weiteres über die deutsche Entwicklung unten S. 107 ff.)

In Frankreich blieb den Smithischen Ideen wenig Arbeit, da Philosophie, Naturrecht und Physiokratie hier die Geister schon mächtig aufgerüttelt hatten. Die große Revolution (1789) bricht den Bau der Jahrhunderte jäh und rücksichtslos nieder. Alle feudalen Lasten und Vorrechte werden in einer einzigen Nacht, der „unsterblichen Nacht" (am 4. August 1789), ohne alle Entschädigung unter Zustimmung des Adels und Klerus selber aufgehoben. In der Republik fallen (1791) auch die Zünfte und Privilegien, während hingegen das Schutzzollsystem beibehalten wird. — Außerdem aber machten sich die Bestrebungen des vierten Standes mächtig und energisch geltend. Schon vor dem Ausbruche der Revolution hatte er seine wissenschaftlichen Vertreter gefunden. Die sozialistischen Theoretiker Morelly und Mably hatten eine kommunistische Gleichheit aller verlangt und auch Rousseau predigte, wie wir wissen, eine Gleichheit aller im Naturzustande und die Rückkehr dahin. Während der Revolutionszeit bildete sich nun eine praktische Kommunistenbewegung unter der Führung **Babeufs**, der die Aufhebung des Privateigentums und Einführung der Gütergemeinschaft anstrebte. Die von ihm 1796 angestiftete sogenannte Verschwörung der Gleichen wurde aber entdeckt. Als Babeuf und sein Freund Darthé ihr Todesurteil vernahmen, gaben sie sich gegenseitig mit ihren Dolchen den Tod.

Von den wissenschaftlichen Vertretern der Smithischen Lehre ist vor allen der Franzose J. B. Say zu nennen („**Traité d'économie politique**", Paris 1803), „der Taufpate der Lehren von Adam Smith auf dem Kontinent", wie ihn Lorenz v. Stein nannte. Durch die glänzende Beredsamkeit, mit der er die neuen Gedanken vortrug, nahm er an ihrer Verbreitung den größten Anteil. Besonders wichtig ist, daß er ihr eine streng systematische Gestalt gab — was Smith, der eigentlich nur eine Summe einzelner Lehren entwickelte, unterlassen hatte — indem er sie deduktiv als naturrechtlicher Vernunft-Erkenntnis ableitete. Der wissenschaftliche Wert dieses Unternehmens kann zwar im allgemeinen nicht sehr hoch angeschlagen werden, dennoch aber schuf Say dabei die noch heute übliche Einteilung der Nationalökonomie in die Lehre von der Erzeugung (Produktion), der Verteilung (Distribution) und dem Verbrauch (Konsumtion).

In Deutschland begannen v. Jakob (Grundsätze der Nationalökonomie, 1805) und Rau (Lehrbuch der politischen Ökonomie, 1826), beide Anhänger von Smith, die Trennung der theoretischen und praktischen Lehren unserer Wissenschaft durchzuführen, die von nun an in drei Teilfächer zerfiel: die theoretische Volkswirtschaftslehre, die praktische Volkswirtschaftslehre oder Volkswirtschaftspolitik und die Finanzwissenschaft. Unter die ersten Smithianer zählen insbesondere auch Hufeland (Neue Grundlegung der Staatswirtschaftskunst, I. 1807, II. 183) und Lotz (Revision der Grundbegriffe der Nationalwirtschaftslehre, 1811 ff.). Das genannte Rauische Lehrbuch hat ein halbes Jahrhundert hindurch die deutsche Wissenschaft beherrscht und sie auch nach außen hin vertreten.

3. Zur Kritik der Smithischen Nationalökonomie. Erörterung der einzelnen Lehren, Einführung in die Frage des Verfahrens.

Die Smithische Volkswirtschaftslehre hat eine ganz andere Anschauungsweise der Volkswirtschaft zur Geltung gebracht. Zuerst schon durch die Befreiung von der Vorstellung einer einfachen Reichtumsquelle. Die Arbeit ist für Smith zwar die ursprüngliche Quelle des Reichtums, aber es kommt dabei noch auf alle Bedingungen an, denen sie unterliegt, insbesondere auf die Steigerung ihrer Fruchtbarkeit durch Teilung der Verrichtungen; was aber wieder voraussetzt, daß nicht naturalwirtschaftlich, sondern durch Tausch (Geld) für den Markt erzeugt werde. Von dieser Seite des Tausches und Verkehrs aus hat Smith, wie oben schon hervorgehoben, alles gesehen, er hat die volkswirtschaftlichen Erscheinungen als Tausch d. i. als Verkehrsvorgänge und als Verteilungsvorgänge angeschaut und nur darauf seine Erklärung vom Triebwerk der Volkswirtschaft gegründet.

Diese in ihrer Weise geniale Auffassung der Wirtschaft rein von der Seite der Tauschvorgänge aus, möchte ich als die eigentliche originelle Leistung Smithens ansehen. Sie geht nicht wie die frühere Volkswirtschaftslehre von einem einseitigen Reichtums- und Produktivitätsbegriffe (Geld, Handel, landwirtschaftliche Hervorbringung) aus, oder von einem objektiven Güterumlauf, Güterkreislauf, sondern von den formellen Wert- und Preisgesetzen als den Bedingungen der Hervorbringung wie der Verteilung. Da diese Anschauungsweise für die spätere Entwicklung der Nationalökonomie ausschlaggebend war, sei sie hier einer näheren Betrachtung unterzogen.

Smithens Begriff des Reichtums besteht zunächst nur in der Summe der jährlich erzeugten Güter. Dies ist ein recht mechanischer, bloß summierender Begriff, der auf die organische Zu-

sammensetzung keine Rücksicht nimmt. Ferner: Smith rechnet zum Reichtum nur die Sachgüter (ein Irrtum, den heutige Nationalökonomen noch teilen), während doch auch Dienstleistungen, Fähigkeiten, Organisationsformen der Wirtschaft eines Volkes u. a. dazu gehören, außerdem zieht er nur jene Sachgüter in Betracht, die Tauschwert haben. Wasser, Luft, Staatsleistungen und andere nützliche Dinge, die wohl Gebrauchswert, aber keinen Preis haben, würden daher keinen Reichtum begründen. — Aus dieser Betrachtungsweise folgt eben jene eigenartige (für den Anfänger allerdings schwierige) schon gekennzeichnete Anschauung: die wirtschaftlichen Vorgänge rein von der Seite des Umsatzes, Tauschwertes und des Marktmechanismus her zu sehen. Smith hat diese Auffassung zwar niemals ausdrücklich und systematisch als solche entwickelt; wie sie aber systematisch aufgebaut ist, dürfte folgendermaßen zu formulieren sein: Der Reichtum eines Volkes ist in weit höherem Maße von der Fruchtbarkeit der Arbeit als von anderen Bedingungen abhängig. Die Fruchtbarkeit der Arbeit wächst ins Ungeheure durch die Arbeitsteilung, die aber den Tausch der Güter auf dem Markte voraussetzt. Die Güter erlangen sonach ihre Eigenschaft, Güter zu sein, gleichsam erst dadurch, daß sie auf den Markt gebracht werden und Tauschwert erlangen; denn der Markt ist die Voraussetzung der Arbeitsteilung und diese die Voraussetzung der Fruchtbarkeit der Arbeit, somit in gewissem Sinne auch des Ergebnisses der Arbeit, des Produktes selbst. Es ist eine merkwürdige, abstrakte, aber wichtige Eigenschaft der Güter, der auf Arbeitsteilung beruhenden Arbeit entsprungen zu sein und somit für den Tausch, die Erlangung von Tauschwert, hergestellt zu werden. Die Voraussetzung für den Umtausch auf dem Markte ist dann wieder ein allgemeines Tauschmittel, d. i. das Geld; wodurch die umzutauschenden Güter einen gleichwertigen Wertnenner, d. h. Tauschwert in Geld, erhalten. So erscheint alle Arbeit Reichtum schaffend, die Tauschwerte schafft! Von der Tauschwert- oder Preisbildung aus baut sich so die ganze Volkswirtschaft auf. Denn Lohn, Profit und Rente sind Preiselemente, die Preisgesetze auch Verteilungsgesetze.

Hiermit ist ein ganz anderes Bild vom Aufbau der Volkswirtschaft entworfen als im „Tableau économique". Dort war der Fortgang, der Kreislauf der Hervorbringung das wesentliche. Bei Smith erscheint nun maßgebend: zuerst die arbeitsteilige (d. i. marktmäßige, tauschwertmäßige) Bedingtheit der Hervorbringung der Güter;

dann der Markt (Austausch) mit dem Vorgang der Preisbildung; endlich durch diese Preisbildung das Abströmen des Nationalproduktes vom Markt an die Käufer, deren Gütereinkommen („Realeinkommen") so sich bildet, und deren Geldeinkommen schon vorher auf gleiche Weise (durch Verkauf von Arbeitskraft, Kapital und Boden) gebildet wurde. Das Wesen dieser Einkommensformen hat allerdings erst Ricardo näher festgestellt, aber von Smith stammt jene grundlegende, seither nicht mehr verlassene (individualistische) Auffassung des Wesens der Volkswirtschaft, welche Wertbildungs- und Umsatzgesetze in die Mitte der Theorie und vor den Kreislauf der Güter (Quesnay) setzt.

Erschöpfend ist freilich die Anschauung Smithens nicht.

Es ist klar, daß der Versuch, die wirtschaftlichen Vorgänge bloß von der Seite des Tauschwertes her zu begreifen, nur einen Teil des gesamten Triebwerkes der Wirtschaft erfaßt. Zwar hat das zur Ausbildung der überaus schwierigen Theorien der Wert- und Preisbildung und ihrer Annexe (Lohn und Rententheorien usw.) geführt, und der Kreislauf der Wirtschaft kann nun in seinem Verkehrsgefüge genauer und vollständiger begriffen werden als früher. Aber vernachlässigt sind nun: die nicht zum marktmäßigen Umsatz kommenden Güter, ferner die Nachfrage gegenüber dem Angebot, die Erzeugung gegenüber dem Markte, alle Produktivkräfte und endlich der Nutzen, der Gebrauchswert — nichts weniger als die Ursache und der Sinn alles Wirtschaftens! Von jenem Einen Gesichtspunkte aus betrachtet, muß eben das volkswirtschaftliche Bild notwendig einseitig erscheinen.

Von den späteren Gegnern haben, wie wir noch sehen werden, besonders Adam Müller (s. S. 92 ff.) und Friedrich List (s. u. S. 109 ff.) die Fassung des Guts- und Reichtumsbegriffes sowie die Werttheorie Smithens mit Erfolg angegriffen. Die Bekämpfung der Vernachlässigung des Nutzens gegenüber dem Tauschwert war immer das Grundthema der Kritik Adam Müllers wie auch Lists. Und mit Recht! — Dieser Art, alles mechanistisch als Verkehrsvorgang aufzufassen und den Nutzen selber zu vernachlässigen, entspricht es auch, daß die theoretische Betrachtung der Erzeugung gänzlich in den Hintergrund tritt. Erst in letzter Zeit ist es durch die Bildung der Grenznutzenlehre, welche den Tauschwert auf Nutzen und Seltenheit, nicht auf die Kosten (Arbeit) zurückführt, gelungen, die natürliche Grundlage aller Wirtschaft, wenigstens in der reinen Wertlehre zurückzuerobern, den Nutzen, auch theoretisch zu behaupten. Nach dieser Lehre erscheint die Bedeutung der Güter für die Wirtschaft nicht mehr von den Umsatzgesetzen primär abhängig, es ist auch die Beziehung zu den

Zielen (Bedürfnissen) des wirtschaftlichen Handelns theoretisch voll berücksichtigbar, der Nutzen kann im Reichtumsbegriffe zu seinem Rechte kommen. (Näheres darüber s. u. S. 152 ff.)

Im übrigen ist Smithens Werk besonders wichtig durch den Ausbau der sachlichen Einzelerkenntnis der volkswirtschaftlichen Grundvorgänge. Wenn auch die meisten einzelnen Lehren seines Gebäudes heute überholt sind, so haben sie doch durchweg die Grundlage der weiteren Entwicklung gebildet. Seine Lehre, daß sich der Wert der Dinge von der Arbeit, die auf sie verwendet wurde, ableite, haben nach ihrer Weiterbildung durch Ricardo später besonders die Sozialisten aufgegriffen und daraus gefolgert, daß der Arbeiter nicht den vollen Wert seiner Arbeit im Lohn erhalte, also ausgebeutet werde. Marx hat daraus die sogenannte Mehrwerttheorie (s. u. S. 130) gebildet. Heute ist, wie angedeutet, die ganze Auffassung verlassen, indem man statt der Arbeitskosten- die Grenznutzentheorie vertreten wird. Kapitalprofit und Grundrente leitet Smith von der Rechtsordnung ab, während in Wahrheit die wesentlichsten Teile dieser Erscheinungen von den spezifischen Verrichtungen des Kapitals, bzw. des Bodens im Ganzen der Volkswirtschaft herstammen.

Geschichtlich wichtig wurde Smith besonders auch hinsichtlich des Verfahrens seiner Forschung (obzwar weit mehr sein Nachfolger Ricardo für das verantwortlich ist, was man später ihm zuschrieb). Für Quesnay und Smith — mehr noch für ersteren als für letzteren und mehr für die Schulen der beiden Meister als für sie selbst — ist das starke Vorherrschen des sogenannten deduktiven Verfahrens, oder richtiger gesagt: der abstrakten Auffassung der Wirtschaft kennzeichnend.

Unter Deduktion versteht man jene Art der Schlußfolgerung, welche vom Allgemeinen auf das Einzelne schließt. Die deduktive Methode besteht daher darin, aus einer allgemeinen Wahrheit besondere Sätze abzuleiten. Z. B. wird aus der allgemeinen Wahrheit „alle Menschen sind sterblich", gefolgert, daß auch der bestimmte Mensch X sterben werde; oder: aus dem allgemeinen Satze, daß die Urproduktion allein Reinertrag hervorbringe, wird gefolgert, daß sie in Wahrheit allein alle Steuern trage (weshalb sie am besten gleich von vornherein damit zu belegen sei), ferner daß die Handelsbilanz keine Reichtumsbilanz sei u. dergl. — Die induktive Methode (Induktion) besteht darin, aus der Beobachtung vieler einzelner, besonderer Tatsachen eine allgemeine Wahrheit zu gewinnen, sie wird gleichsam aufgeleitet (induziert), nicht aber (aus dem Allgemeinen) abgeleitet. Z. B. aus den Beobachtungen, daß a, b, c... starben, wird gefolgert, daß alle Menschen

sterben, oder: aus den Beobachtungen, daß die Staaten, a, b, c... infolge ihres Handels „reich" wurden, wird gefolgert: daß der Handel die Quelle des Reichtums ist. Induktion ist also der Schluß von den einzelnen Tatsachen auf allgemeine Wahrheiten; Deduktion der Schluß von allgemeinen Wahrheiten auf besondere Wahrheiten oder einzelne Tatsachen.

Die abstrakte Auffassung der Wirtschaft ist damit gegeben, daß die Volkswirtschaft anderen Teilinhalten der Gesellschaft und des menschlichen Lebens: Staat, Politik, Moral, Religion usw. streng isoliert gegenübergestellt wird — d. h. eben abstrakt isoliert, denn in der Wirklichkeit sind die wirtschaftlichen Erscheinungen mit sittlichen, religiösen, ethischen, politischen usw. Dingen untrennlich verknüpft. Das wirtschaftliche Handeln wird dann als seiner Natur nach rein von wirtschaftlichen Erwägungen, vom ökonomischen „Eigennutze", dem rein wirtschaftlichen Grundsatz, bestimmt gedacht. Daß Irrtum, Unwirtschaftlichkeit usf. die reine Wirtschaft stören, wird dabei zugegeben. — Diese Auffassung läßt allerdings dem deduktiven Verfahren einen besonders weiten Spielraum, indem bei der Annahme der Wirksamkeit des einzigen Motivs, des wirtschaftlichen „Eigennutzes" (richtiger: wirtschaftlicher Rationalität), alle Vorgänge bei der Wertbildung, Erzeugung, Verteilung und dem Verbrauch streng gesetzmäßige, im voraus ableitbare sein müssen. Es ist aber klar, daß ohne fortwährende Induktion auch diese Forschungsweise nicht auskommt, weshalb es verfehlt ist, schlechthin von einer „deduktiven Richtung" bei den Klassikern zu sprechen (wie es heute üblich ist); vielmehr ist deren abstrakte Auffassung der Wirtschaft, welche diese von allen anderen gesellschaftlichen Teilinhalten strenge absondert, das Ausschlaggebende. Es ist wichtig, dies festzustellen, da die später in Deutschland aufgekommene geschichtliche Schule, die sich der klassischen gegenüberstellte, sich im Hinblick auf den logischen Weg der Forscherarbeit schließlich doch nur graduell, nicht grundsätzlich, durch stärkere Anwendung des induktiven Verfahrens und der geschichtlichen wie statistischen Betrachtung von den Klassikern unterscheidet; hingegen die abstrakte Absonderung der Wirtschaft von den übrigen gesellschaftlichen Erscheinungen allerdings grundsätzlich verlassen und die volle empirische Wirklichkeit an ihre Stelle setzen will. Und dieses letztere ist allein das Wesentliche und der Kern des noch immer fortdauernden heutigen „Methodenstreites", nicht die Frage nach dem Grade von Induktion oder Deduktion

(Weiteres darüber s. u. bei Ricardo S. 87, Adam Müller S. 90 ff.; bei List S. 109 ff. und Abschnitt IX, S. 141 ff.)

Smith selbst hat übrigens in sehr reichem Maße das induktive Verfahren angewendet, wie er ja überhaupt seine Lehre formell nicht einmal als „System", sondern mehr als Summe einzelner Theorien vorgetragen hat.

V Die Weiterbildung der individualistischen Nationalökonomie.

(Malthus und Ricardo.)

Die rasche Verbreitung, welche die Lehre Smithens fand, war naturgemäß mit vielfacher Kritik, Um- und Weiterbildung verbunden. Fortbildungsversuche mußten sich vor allem darauf richten, das Arbeiterelend und all die Mißstände zu erklären, welche sich im Laufe der schnellen Weiterentwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsweise ergaben. Ihnen gegenüber konnte man sich auf zweierlei Weise verhalten: man konnte entweder an eine grundsätzliche Kritik der kapitalistischen Ordnung ihre Verwerfung knüpfen: der Sozialismus; oder man konnte sie aus Vorgängen, die auf naturgesetzlicher Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit beruhen, erklären und mit pessimistischer Entsagung hinnehmen. Diesen letzteren Weg gingen Malthus und Ricardo.

1. Darstellung der Malthusischen Bevölkerungstheorie.

Robert Malthus, 1766 in Dorking bei London geboren, wurde Geistlicher der anglikanischen Kirche und sammelte in dieser Stellung Erfahrungen in der Armenpflege, die nicht wenig zu seiner Ansicht beitrugen, daß die Hauptursache der Armut in der übermäßigen Bevölkerungsvermehrung liege. Im Jahre 1798 entwickelte er zuerst ohne Namen seine Theorie in dem Buche „Versuch über das Bevölkerungsgesetz" (deutsch zuletzt Jena 1905), 1799 bereiste er Norwegen, Schweden und Rußland, später Frankreich. 1803 erschien der „Versuch" in umgearbeiteter, durch statistisches und geschichtliches Material sehr bereicherter Ausgabe und machte großes Aufsehen. 1804 wurde M. Professor der Geschichte und Ökonomie im East-India-College, 1820 erschienen die im Geiste der Smithschen und Ricardoschen Lehre verfaßten „Grundsätze der politischen Ökonomie" (dtsch. Berlin 1910). Er starb i. J. 1834.

Malthus geht davon aus, daß alles Leben befähigt sei und das Streben habe, sich ins Unbegrenzte zu vermehren. Er verdeutlicht dies an einem Beispiel seines Vorgängers Franklin. Wäre die Erde von anderen Pflanzen frei, so könnte sie nach und nach mit einer einzigen Gattung bedeckt sein, z. B. mit Fenchel, und wäre sie von anderen Bewohnern leer, so könnte sie bald mit einer einzigen Nation angefüllt sein, z. B. mit Engländern.

Es ergibt sich daraus: daß die Bevölkerung die ständige Neigung hat, sich über ihre Unterhaltsmittel hinaus zu vermehren. Nach Beobachtungen, die Malthus an den nordamerikanischen Siedelungen machte, wo fruchtbarer, noch unbebauter Boden vorhanden war und die Bevölkerung sich im wesentlichen fast ungehemmt vermehren konnte, glaubte er feststellen zu können, daß sie sich etwa 1¼ Jahrhunderte hindurch in je 25 Jahren immer wieder verdoppelt habe. Daraus ergibt sich, daß das natürliche Wachstum einer Bevölkerung fortschreite wie 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64 usf. Die Bevölkerung wächst also, ihrer natürlichen, ungehemmten Vermehrungstendenz nach, in geometrischer Progression.

Das Verhältnis, in welchem die Bodenerzeugnisse wachsen, kann hingegen unmöglich ein gleich großes sein. Im günstigsten Falle ist anzunehmen, daß ihre Vermehrung zwar durch fortgesetzte Meliorationen des Bodens, Anbau bisher ungenutzter schlechter Flächen (eines schon voll besetzten Landes) praktisch fast ins Unbegrenzte gehe, notwendig aber muß sich dabei eine fortwährende Abnahme der Vermehrung, eine abnehmende Proportion ergeben: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 usf. — Während die Bevölkerung in geometrischer Fortschreitung wachsen möchte, können die Bodenerzeugnisse nur in arithmetischer Fortschreitung wachsen.

Demgemäß ist die Volksvermehrung notwendig durch die Unterhaltsmittel begrenzt. Infolge ihrer, aus jener Spannung der beiden Zunahmen sich ergebenden Neigung der Vermehrung über die gegebenen Unterhaltsmittel hinaus, wächst die Bevölkerung überall da, wo (sei es infolge intensiver Bodenbebauung oder Einfuhr von Bodenerzeugnissen oder Änderungen im Verteilungsvorgange des Nationalreichtums, z. B. durch soziale Reformen) die Unterhaltungsmitel wachsen. Die fortwährende gewaltsame Begrenzung der Vermehrung durch die Begrenztheit der Unterhaltsmittel macht sich in Hemmnissen (checks) geltend. Diese Hemmnisse des Bevölkerungswachstums sind teils repressive, d. h. nachträgliche, das schon vorhandene Leben zerstörende: Laster und

(Elend (Kriege, Seuchen usw. wirken in gleichem Sinne); teils vorbeugende: Enthaltung von der Ehe, von der Kindererzeugung, spätes Heiratsalter und überhaupt moralischer Zwang (moral restraint).

Wirtschaftspolitik. Malthus folgert aus seinem Bevölkerungsgesetz, daß die vorbeugenden Hemmnisse zu pflegen und von den Regierungen zu begünstigen seien. Aufsehen erregten seine folgenden Worte: „Wer in einer bereits in Besitz genommenen Welt geboren wird, hat, wenn er die Mittel zur Existenz weder von seinen . . . Verwandten noch durch Arbeit finden kann, durchaus kein Recht auf Ernährung; tatsächlich ist er überflüssig auf der Welt. An der großen Tafel der Natur ist kein Gedeck für ihn aufgelegt. Die Natur befiehlt ihm, zu gehen und säumt auch nicht, ihren Befehl zu vollziehen.“ [1]) M. empfahl daher eine auf das notwendigste beschränkte Armenunterstützung. Was man den Armen an Geldunterstützung gebe, nehme man den übrigen Massen der Gesellschaft, insbesondere den knapp über ihnen stehenden arbeitenden Schichten wieder weg, denn die durch jene Unterstützungen verstärkte Nachfrage verteuert die Lebensmittel. Ich kann zwar den Armen vom Ertrage meines eigenen Kartoffelackers mitteilen, da ich dann nur von meinem Überflusse gebe. Schenke ich aber Geld, so heißt es, dem Armen Anweisungen auf einen größeren Anteil der Bodenerzeugnisse ausstellen, „den er nicht erhalten kann, ohne die Anteile der anderen zu schmälern“. Malthus verlangt daher vor allem eine gesetzliche Erschwerung der Ehe. Den Armen, die keine Aussicht haben, eine Familie ernähren zu können, soll das Heiraten nicht erlaubt werden. Malthus ist so nicht nur gegen die merkantilistische Förderung der Volksvermehrung durch Regierungsmaßregeln, sondern er empfiehlt die Ausbildung der vorbeugenden Hemmnisse.

Die Malthusische Lehre hatte eine aufsehenerregende Wirkung und wurde von der Wissenschaft fast durchaus angenommen. Sie machte auch auf die Regierungen starken Eindruck, was sich in der Folge in Verschärfungen der Ehegesetzgebungen äußerte. Noch heute bestehen Reste davon in Bayern und einigen österreichischen Kronländern (Tirol, Krain), indem eine Ehebewilligung der Gemeinde vorgeschrieben wird.

In sonstiger wirtschaftspolitischer Hinsicht ist bemerkenswert, daß Malthus nicht, wie später Ricardo, aus dem notwendigen Anwachsen der Bodenrenten (vgl. unten S. 82 die Ricardosche Bodenrente, deren Grundgedanken aber auch schon Malthus ausgesprochen hat) eine den Grundbesitzern feindliche Stellung ableitete, sondern im Gegenteil für agrarische Schutzzölle eintrat. [2])

[1]) Malthus, An essay (etc.), 2. Ausg. 1803. Bd. 2, S. 383. In der 3. Aufl. hat M. diese Stelle weggelassen.

[2]) Vgl. Malthus, Drei Schriften über Getreidezölle aus den Jahren 1814 und 1815, übers. und hrsg. von Lesser, Leipz. 1896, und Grundsätze der polit. Ökonomie, nach der 2. Aufl. übers. von Marinoff, Berlin 1910.

2. Die Beurteilung der Malthusischen Lehre; Einführung in die Lehre vom abnehmenden Bodenertrag.

a) Freunde und Gegner. Die Lehren Malthusens waren keineswegs ohne Vorgänger. Schon Platon, Aristoteles, Botero, Montesquieu, Quesnay, Mirabeau, Franklin, James, Steuart, Ortes, Arthur Young, Townsend u. a. hatten das Mißverhältnis zwischen Bevölkerungswachstum und Nahrungsspielraum mehr oder weniger klar erkannt. Später hat Darwin aus der Malthusischen Lehre die Anregungen zu seiner (allerdings falschen) Theorie vom Kampf ums Dasein geschöpft [1]).

Unter den Gegnern Malthusens befinden sich vor allem die Sozialisten, ferner List, Carey, Dühring, Spencer u. a. Neuestens hat Franz Oppenheimer [2]) durch heftige Angriffe auf Malthus den Streit um dessen Lehre wieder entfacht, bei der großen Mehrzahl der deutschen Fachgelehrten aber (z. B. bei Adolf Wagner, Dietzel, Bortkiewitsch, Budge) Widerspruch gefunden. Dennoch hat eine Reihe von Gelehrten, so Julius Wolf, Mombert, Brentano, Pohle, Herkner, Diehl gleich Oppenheimern die Meinung vertreten, daß für das moderne Zeitalter das Malthusische Gesetz nicht mehr gelte [3]). — Von den Anhängern des Malthus wird heute in der Regel nur die mathematische Formulierung der beiden Progressionen (die übrigens bei Malthus selbst wenig Rolle spielt) abgelehnt. Hinsichtlich der Bevölkerungsvermehrung mit Unrecht. Hier kann, wenn man nur logisch richtig denkt, bloß bezüglich der Verdoppelungsperiode eine Meinungsverschiedenheit herrschen, die geometrische Progression aber ist eine Notwendigkeit. Der Zeitraum von 25 Jahren, den Malthus annahm, ist wohl zu klein; wie weit man

[1]) Zur Kritik des Darwinismus vgl. Urküll, Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung, München, Bruckmann, 1913.

[2]) Das Bevölkerungsgesetz des Robert Malthus und die neuere Nationalökonomie, Berlin 1901; derselbe, Theorie der reinen u. politischen Ökonomie, 2. Aufl. Berlin 1912.

[3]) Julius Wolf, Ein neuer Gegner des Malthus, Zeitschrift f. Sozialwissensch., Bd. 4 1901; derselbe, Der Geburtenrückgang, die Rationalisierung des Geschlechtslebens, Jena 1912; derselbe, Die Volkswirtschaft der Gegenwart u. Zukunft, Leipzig 1912. — Mombert, Studien zur Bevölkerungsbewegung in Deutschland, Karlsruhe 1907. — Eine gute Übersicht über die ganze Bewegung und die Schriften bei Siegfried Budge, Das Malthussche Bevölkerungsgesetz u. d. theoretische Nationalökonomie der letzten Jahrzehnte, Karlsruhe 1912.

ihr aber spanne: immer wird nach einer gewissen Zeit die Bevölkerung sich verdoppelt haben, und nun steht die zweifache Anzahl mit der potentiell gleichen Vermehrungskraft neuerdings zur Verdoppelung im gleichen Zeitraum bereit, woraus eben das Fortschreiten in Verdoppelungen, also geometrisch, sich ergibt.

Nun könnte man wohl einwenden, daß ja auch die Bodenerträgnisse sich nach einer gewissen Zeit verdoppeln müssen, da selbst beim Fortschreiten 1, 2, 3, 4 —, vier doch eine Verdoppelung von 2 sei. Aber dies ist dennoch etwas anderes; denn die Bevölkerung behält an jedem Punkte der Vermehrung die gleiche Vermehrungskraft bei (z. B.: 4 Personen vermehren sich auf 8; die 8 haben wieder volle Vermehrungskraft usf.); der schon bebaute Boden dagegen hat immer geringere Fähigkeit zur Vermehrung der Erträge, d. i. eine abnehmende Fortschreitung, wie sie von 1 : 1, zu ½, zu ⅓, ¼ usw. geht.

2) Das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages.[1]) Die Vermehrung der Bodenerträge ist indessen in der Wirklichkeit äußerst unstetig und sprunghaft. Der grundsätzliche Tatbestand wird hier durch das „Gesetz des abnehmenden Bodenertrages" bezeichnet, welches besagt: daß in der Bodenbebauung, bei gleichbleibender Technik der Arbeit, jedes Mehr an Kapital und Arbeit über einen gewissen rationellen Stand (das Optimum des Aufwandes) hinaus ein en immer geringeren Ertrag gibt. Demnach haben von jenem Punkte an gleiche Kapital- und Arbeitszusätze nicht mehr gleiche, sondern abnehmende Ertragszuwüchse, oder allgemeiner ausgedrückt: die Mehraufwände arbeiten unter sonst gleichen Umständen mit abnehmender Ergiebigkeit. Bringt z. B. ein Aufwand von 1000 Kapitaleinheiten Erträge von 500, so brächte ein zweites Tausend nur 300, ein drittes nur 200 usf. — Diese Anschauung wurde schon von Turgot, Anderson dann (1777) später von West („Versuch über die Anwendung von Kapital auf den Boden", 1815) begründet. Gewöhnlich wird sie an Ricardos Namen, auch an den noch späteren N. Seniors (geb. 1790 zu Uffington) angeknüpft. (Vgl. unten S. 82 f.) Das Gesetz wird von den meisten Nationalökonomen, trotzdem es auch immer wieder Gegner findet, vertreten. Die Notwendigkeit seiner grundsätzlichen Gültigkeit ist indessen sogar logisch deduzierbar, worauf wir hier allerdings nur in aller Kürze eingehen können. Es genüge der allgemeine Hinweis, daß die Größe (Fläche) eines Grundstückes und damit auch das zugehörige

[1]) Über die Lehre vom abnehmenden Bodenertrage siehe Eßlen, Das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages, Leipzig 1905; Vogelstein, Das Ertragsgesetz der Industrie (Archiv f. Sozialwissensch. 1912).

Maß von Licht, Luft, Feuchtigkeit, Wärme und Nährstoffen entweder streng gegeben oder doch sehr begrenzt ist, so daß also in der agrarischen Erzeugung eine Reihe von Hervorbringungsbedingungen entweder unveränderlich oder nur wenig veränderlich sind, und nur die in Arbeits- und Kapitalsaufwand gegebenen Faktoren beliebig verändert werden können. Wenn aber einige Hervorbringungsbedingungen festgelegt sind, so kann die einseitige Vermehrung der übrigen unmöglich volle, dieser Vermehrung ganz entsprechende Erträge liefern, die immer weiteren einseitigen Zusätze können nur immer kleinere Früchte abwerfen. Ein kurzes Beispiel möge dies verdeutlichen: Gesetzt, es werde bei einer bestimmten Technik und Kapitalaufwendung das Optimum der Bodenbearbeitung in zweimaligem Pflügen und einer Düngung d erreicht. Es würde dann ein viermaliges Pflügen und eine Düngung 2 d zwar einen Mehrertrag ergeben, aber einen kleineren als die früheren Aufwände (denn sonst hätten diese ja nicht das Optimum dargestellt!). Daß nun der Mehrertrag kleiner sein muß, kommt daher, daß alle anderen Erzeugungsbedingungen festgelegt sind, daß nicht auch diese anderen Faktoren verdoppelt werden. Dies ließe sich noch genauer dartun, würde aber hier zu weit führen. Besonders bemerkenswert ist, daß sich das gleiche Verhältnis auch in der Industrie zeigt (wo sonst weitgehend mit der Vermehrung der Aufwände wegen fallender Generalunkosten und steigender Arbeitsteilung ein Gesetz der zunehmenden Erträge gilt): überall dort nämlich, wo ein Teil der Erzeugungsmittel durch irgendwelche Umstände festgelegt wird. Wenn z. B. eine Verdoppelung des Erzeugnisses nicht durch zwei Arbeiter und zwei Maschinen, wo früher nur ein Arbeiter und eine Maschine war, erreicht werden kann, muß durch längere Arbeitszeit, größere Geschwindigkeit der Maschinen, Wahl schnellerer Verfahren u. dgl. jene einseitige Steigerung der veränderlichen Aufwände gemacht werden, die eben teurer ist, zwar absolute Zunahme des Erzeugnisses, aber geringeres Mehr an Reinertrag bringt. Denn die größere Schnelligkeit der Maschine, Wahl schnellerer Verfahren, Leistung von Überstunden sind nicht das Optimum, stellen teurere Erzeugungsaufwände dar (d. h. arbeiten mit abnehmendem Ertrage); sonst wären sie ja schon früher in Anspruch genommen worden.

Durch technische Fortschritte im Landbau wird das Gesetz des abnehmenden Ertrages aufgehoben, bis von dem neu gewonnenen Standpunkte aus infolge der Notwendigkeit, die absolute Menge an Erzeugnissen (z. B. bei wachsender Bevölkerung) zu vergrößern, weitere Aufwände an Arbeit und Kapital stattfinden, die nun natürlich wieder mit abnehmender Fruchtbarkeit arbeiten! Wegen der sprunghaften Vermehrung der Erträge kann diese Bewegung nicht durch eine einfache arithmetische Progression, bei der die Zuwüchse im Verhältnis zum Vorhandenen immer kleiner werden, ausgedrückt werden. —

c) Die Einwände gegen Malthus. Die Einwände der Sozialisten sind zum Teil völlig irrig, wie: daß die Vermehrungskraft der Menschen mit fortschreitender Entwicklung abnehme (so auch Carey [s. u. S. 120] und der englische Philosoph Herbert Spencer); teils treffen sie nicht den Kern der Theorie, wie daß die Erde vorläufig noch genug unbebauten Boden habe. Letzterem Einwande gegenüber ist nur auf die ungeheueren Schwierigkeiten der Urbarmachung und Besiedlung jungfräulichen Bodens hinzuweisen, welche so groß sind, daß sie im wesentlichen eben nur unter dem Drucke der Übervölkerung (vor allem indem er zur Auswanderung zwingt!) bewirkt wird. Die nicht geringen Frachtkosten, die außerdem dabei entstehen, die Grausamkeiten, Kämpfe und Gefahren, die mit der Verdrängung und Ausrottung der Ureinwohner jener Länder verbunden sind, stehen dem weiterhin entgegen. Theoretisch ist mit diesem vielberufenen Hinweise auf überflüssige Böden also nichts widerlegt, ja im Gegenteil, der Gegensatz von Bevölkerungs- und Nahrungsmittelvermehrung damit zugegeben. Praktisch aber ist dieser Einwand deswegen belanglos, weil ein Volk den eigenen Bauernstand durch Einfuhr von außen nicht so schlechthin preisgeben kann. Wenn nämlich die Landwirtschaft eine Zeit lang infolge des steigenden Bedarfes der wachsenden Bevölkerung trotz des Gesetzes abnehmenden Ertrages zu immer unergiebigeren Böden übergegangen ist und nun plötzlich durch neue, billige Verkehrswege ferne fruchtbare Gebiete erschlossen werden, so würde das Hereinlassen dieser, mittels billiger Böden gewonnenen Erzeugnisse großenteils die Vernichtung des eigenen Bauernstandes bedeuten. In einem solchen Falle befanden sich Deutschland, Österreich-Ungarn und fast ganz Europa, als in der Mitte der 70er Jahre durch Vervollkommnung namentlich

der Dampfschiffahrt die billige Verfrachtung von Getreide aus überseeischen Ländern möglich wurde und Deutschland gleichzeitig infolge des Wachstums seiner Bevölkerung zum Getreide einführenden Land wurde. In diesem Falle mußten, sollte die einzelne Nation nicht die Landwirtschaft zur extensiven Wirtschaft treiben und so ihren Bauernstand größtenteils verlieren, durch Zollschutz wenigstens teilweise die Folgen der Übervölkerung getragen werden. Sogar die internationale Arbeitsteilung findet also auf diese Weise am Bevölkerungsgesetz gewisse Schranken.

Unter den Sozialisten hat Karl Marx gewichtigere Gründe vorgebracht, die auf einer Umkehrung des Malthusischen Gedankenganges beruhen. Die überschüssige Arbeiterbevölkerung, die in der von ihm sog. industriellen Reservearmee vorhanden ist, sei nicht durch Übervölkerung, sondern durch die fortschreitende Verwendung arbeitsparender Maschinen entstanden. Sonach ist es die Planlosigkeit der kapitalistischen Wirtschaft, die fortwährend Arbeiter freisetzt — Übervölkerung wäre danach eigentlich ein Verteilungs-, kein Erzeugungsfehler. Hieraus ergibt sich auch der Begriff einer verschiedenen Fassungskraft oder „Kapazität" an Bevölkerung für die verschiedenen Wirtschaftsordnungen, denn in einer sozialistischen Ordnung könnten jene durch die Maschinen überflüssig gewordenen Arbeiter sogleich nützliche Verwendung finden; die gegenwärtige Übervölkerung erscheint daher nur als eine relative Übervölkerung (s. u. S. 130). Ähnlich argumentierte schon List (s. u. S. 114).

Der Begriff einer bloß relativen Übervölkerung begründet nun keineswegs einen Einwand gegen Malthus. Vielmehr hat Malthus selbst mit diesem Begriffe (wenn auch nicht mit dieser Bezeichnung) gearbeitet und die verschiedene Fassungskraft der einzelnen Wirtschaftsstufen und -Ordnungen an Bevölkerung selbst festgestellt. Diese Einsicht ist ja auch ganz unerläßlich, soll man verstehen, warum ein Land, das Jäger und Hirten beherbergt, weniger Menschen ernähren kann, als ein solches, das von Ackerbauern und Gewerbefleißigen bewohnt wird. Auf derartigen Fortschritten beruht ja hauptsächlich die Möglichkeit des absoluten Bevölkerungswachstums — mit oder ohne steigenden Wohlstand! Was Malthus behauptet hat, war nur, daß jede, auch die fortschreitende Gesellschaft, grundsätzlich stets übervölkert ist (so selbst eine stagnierende wie die des heutigen Frankreich, wo die Schwierig-

keit, eine zahlreiche Familie zu erhalten oder zu gründen, vorzugsweise präventiv wirkt!) und mehr Menschen zuerst ein Verarmungsgrund sind. Würde z. B. durch eine sozialistische Organisation der Wirtschaft die augenblickliche Übervölkerung aufgehoben, so würde von nun an die Bevölkerung doch wieder rascher anwachsen als die Unterhaltsmittel. Das haben schon Platon und Aristoteles für ihre Idealstaaten vorausgesehen!

Ein anderer, von Franz Oppenheimer (a. a. O.) vertretener und ausgebauter Einwand (den in verwandter Form Carey und Bastiat (über beide s. u. S. 120 ff.) und Henry George[1]) gemacht haben), ist der, daß das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages zwar zu Recht bestände, daß aber die Ergiebigkeitsverluste in der landwirtschaftlichen Arbeit durch technische Fortschritte in Gewerbe und Landwirtschaft stets und grundsätzlich überkompensiert würden; daher wäre zunehmende Bevölkerung kein Elendsgrund, sondern ein Grund steigenden Wohlstandes. Denn erst die dichte Bevölkerung ermögliche ein billiges Verkehrswesen (Eisenbahnen, Kanäle) und schaffe so die großen Märkte, was wieder eine ausgedehnte Anwendung der territorialen Arbeitsteilung und des Großbetriebes ermögliche; und diese ungeheuren Fruchtbarkeitsfortschritte bedeuten eine reichliche Überkompensation über die Abnahme der Fruchtbarkeit der Mehraufwände in der Landwirtschaft hinaus. So Oppenheimer und George. Carey sagt: Je mehr Menschen, desto mehr wächst ihre Kraft, „Forderungen an die Schatzkammer der Natur zu stellen". — Ein solcher Optimismus ist nicht berechtigt und auch unlogisch. Gewiß muß eine Überholung des Bevölkerungsdruckes durch Ergiebigkeitsfortschritte zeitweise als möglich und auch wirklich zugegeben werden; aber die Überholung kann ihrer Natur nach nur vorübergehend sein! Daß mit jedem neuen Menschen nicht nur ein Esser, sondern auch ein Arbeiter entstehe, ist richtig; daß die Fruchtbarkeit seiner Arbeit allein schon durch die bloße Tatsache der größeren Zahl noch erhöht wird — das wird nur bei seltenen geschichtlichen Zusammentreffen der Fall sein. Das Hinzukommen jedes neuen „Essers" bedeutet nämlich zuerst eine Verarmung, da dessen landwirtschaftliche Bedarfsgüter nur mit abnehmender Ergiebigkeit hergestellt werden können und außerdem seine Erziehungskosten

[1]) Fortschritt u. Armut, 2. Aufl. 1884 (vgl. unten S. 140).

sehr groß sind. (Z. B. wurde in Deutschland vor dem Krieg bei einem Geburtenüberschuß von rund 800 000 ein jährlicher Aufwand von 1½ Milliarden Mark für Wohnungen nötig.) Die Ergiebigkeitsfortschritte durch größere Arbeitsteilung gehen auch nicht ins Unendliche. Fast nur bei großen technischen Fortschritten wird eine Überkompensation eintreten. Da ist aber ausschlaggebend: diese Fortschritte treten keineswegs von selbst mit der größeren Kopfzahl ein, sondern grundsätzlich erst unter dem Drucke der Übervölkerung, sie sind schwer errungene; und weiter: sie gehen keineswegs ins Endlose (während die Bevölkerung immer aufs neue wächst). Wie von einem gewissen Punkte an die dichtere Bevölkerung keine solche Marktvergrößerung mehr bewirkt, die wieder größere Arbeitsteilung und daher billigere Erzeugung bedingen könnte; so treten dann auch im Gegenteil notwendig starke Gegenkräfte (auch in den nicht-landwirtschaftlichen Erzeugungszweigen) auf, namentlich durch große Anhäufung (Agglomeration) der Bevölkerung: z. B. im Steigen der städtischen Bodenrenten, in der Teuerung des Wohnens, den wachsenden Entfernungen, den Frachtkosten für die Nahrungsmittel (ist es doch zweifellos der Fall, daß die Lebensbedingungen größerer Städte im allgemeinen erheblich teurer sind als die kleinerer). Eine stellenweise Überholung des Bevölkerungsdruckes, die, selbst wo sie erreicht wird, nur eine nachträgliche, d. h. durch den Druck selbst veranlaßte ist, bedeutet daher kein Andauern der Überholungsbewegung. Man darf sich überhaupt von den sprunghaften Fortschritten unserer Zeit, die eine unerhörte Ausnahme in der Geschichte bilden, nicht täuschen lassen.

d. Der moderne Geburtenrückgang. Entweder in Verbindung mit jener Oppenheimerisch-Careyschen Beweisführung oder ohne diese hat endlich eine größere Anzahl von Gelehrten mit Hilfe großen statistischen Rüstzeuges auf den steten Geburtenrückgang hingewiesen, der sich seit nun etwa vier Jahrzehnten fast in allen Länder der gesitteten Welt und ganz besonders in Frankreich zeigt. In Deutschland waren es namentlich Julius Wolf und Mombert, die daran eine Anfechtung Malthusens knüpften, in Frankreich hatten schon früher Bertillon Smissen u. a. ähnlich gefolgert. Nun kann kein Zweifel darüber sein, daß ein Rückgang der Geburten wirklich stattfindet, ja für Deutschland (s. Mombert o. S. 73) und Frankreich[1]) ist sicher nachgewiesen, daß dieser Rückgang mit einem Sinken des Heiratsalters

[1]) Vgl. jetzt: Bertillon, La depopulation de la France, Paris, 1911; für früher: Goldstein, Bevölkerungsprobleme (u. s. w.) in Frankreich, 1900

(d. h. Zunehmen früher Eheschließung) verbunden ist, daher vor allem auf einer Einschränkung der Geburtenzahl innerhalb der Ehen beruht, also auf einer künstlichen vorbeugenden Einflußnahme! Andere Ursachen, wie z. B. das Herabgehen der Kindersterblichkeit (welches selbsttätig den Geburtennachschub in der Familie verringern muß) haben dagegen nur verschärfende, aber nicht ausschlaggebende Wirkung.

Nun fragt es sich, ob damit gegen Malthus etwas bewiesen ist? Nein, denn es zeigt sich nur: *daß die vorbeugenden Hemmnisse* (künstliche Kinderbeschränkung, abnehmende Sterblichkeit) *eine weit größere Bedeutung erlangt haben als früher.* In der Gegenwart sind es eben die vorbeugenden Hemmnisse statt der nachträglichen, die eine größere Rolle gegenüber der Neigung der Bevölkerung spielen, sich über den Unterhaltsspielraum hinaus zu vermehren. (In der Geschichte übrigens keine Neuheit, denn auch im sinkenden Altertum war es so!) Für Frankreich im besonderen hat Budge dargelegt, daß namentlich durch gewisse Hindernisse, die dort der Entwicklung der Großgewerbe entgegenstehen, die Nachfrage nach Arbeitskräften und die Größe des Nahrungsspielraumes mehr oder weniger zum Stillstand kommen mußte. — Das Kernproblem liegt aber gar nicht im Vermehrungsstreben der Bevölkerung, sondern darin: *ob ein Mehr an Menschen von selbst einen Wohlstandsgrund oder Verarmungsgrund bilden.*

e. *Das Armenwesen.* Das Problem des Armenwesens ist mit dem Malthusischen Begriff der Enge des Nahrungsmittelspielraumes nur scheinbar gelöst. Denn wenn auch eine Anzahl Menschen überflüssig ist, die Frage bleibt: *Wer* wird in die Armut hinabgestoßen? Ja, diese Frage bliebe auch im sozialistischen Staat, denn auch dieser muß seine Armen haben. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß sich die Masse der Armen vielfach aus Willensschwachen oder aus durch andere Gründe nicht voll Wirtschaftsfähigen zusammensetzt. Über die moderne Lehre vom Armenwesen vgl. *Klumker*, Fürsorgewesen, in dieser Sammlung.

3. Darstellung der Lehren Ricardos.

Ihre Vollendung erfuhr die Smithische Volkswirtschaftslehre durch *Ricardo*, einen Mann von Intuition und äußerstem Scharfsinn, welcher der einflußreichste Wirtschaftsforscher des 19. Jahrhunderts wurde, und welcher der lebendigen, mehr geschichtlichen Art Malthusens die Vollendung des *abstrakten* Elements in der Smithischen Lehre an die Seite stellte.

David Ricardo (1772—1823), als Sohn eines israelitischen Kaufmanns holländischer Herkunft in London geboren, wurde teils in England, teils in Holland erzogen. Er erlernte das Bank- und Börsengeschäft und erwarb sich durch ein großes spekulatives Talent bald Ansehen und Vermögen. Anfangs beschäftigte er sich mit Mathematik und Chemie, wandte sich aber, als er das Werk Adam Smithens kennen gelernt hatte, ausschließlich der Wirtschaftswissenschaft zu. Sein Hauptwerk: „Principles of political economy and taxation" erschien 1817; („Grundsätze der Volkswirtschaft und Besteuerung", deutsch zuletzt Jena, 1906; deutsch

von Baumstark, 2. Aufl., Bd. 1, Leipzig, 1877, Bd. 2 u. 3 Erläuterungen, neu verfaßt von *Diehl*, Leipzig, 1905). Später wurde er Mitglied des Unterhauses.

a) *Wertlehre.* Ricardos Fortbildung der Smithischen Lehre beginnt schon bei der Erklärung des Wertes. Er läßt nicht wie Smith nur im Naturzustande die Arbeit für den Tauschwert der Güter maßgebend sein (der Gebrauchswert wurde als allen Gütern gemein ausgeschaltet), später aber Lohn, Profit und Grundrente; sondern er sagt: den Tauschwert bestimmt stets die zur Herstellung eines Gutes nötige Arbeitsmenge — allerdings nur bei beliebig vermehrbaren (bei nicht seltenen) Gütern und ferner bei freiem Wettbewerb. Die Durchführung dieses Satzes versucht er, indem er die Grundrente als preisbildenden Faktor ausschaltet, d. h. sie als Folge, nicht als Ursache der Preisbildung erklärt, den Lohn auf die Lebenskosten des Arbeiters (= Reproduktionskosten der Arbeit) zurückführt und das Kapital, als vorgetane Arbeit, gleichfalls in ein Arbeits-Kostenelement auflöst nämlich in dem Maße als es sich vernutzt. Den Profit dagegen vermag Ricardo nicht in Arbeitskosten aufzulösen. — Die „Marktpreise" der Güter stimmen mit deren Arbeitswert, den „natürlichen Preisen" zwar nicht genau überein, da Angebot und Nachfrage stets schwanken; jedoch haben sie das Streben, sich den natürlichen Preisen anzunähern, da sich das Kapital immer jenen Erzeugungszweigen zuwenden wird, wo infolge zu geringen Angebotes die Preise hoch sind — *das Gesetz der Gravitation der Preise nach den geringsten Kosten* bei beliebig vermehrbaren Gütern und freiem Wettbewerbe!

Die *Schwierigkeiten* dieser Wertlehre — dieselben, die später bei Marx hervortraten — liegen im Kapital und im Profit (Gewinn). Da nämlich bei freiem Wettbewerb *alle Profite gleich hoch* sind, so müssen jene Geschäftszweige, die viel dauerhaftes Kapital (z. B. Gebäude, Maschinen) verwenden und eine lange Umschlagzeit („Produktionsperiode") haben, ihre Erzeugnisse nach Ricardo *über* dem Arbeitswert verkaufen; denn sonst könnten sie ja bei der langsamen Kapitalnutzung nicht den gleichen Profit machen, wie jene Wettbewerber, die ihr Kapital rasch umsetzen. Dieses Plus über den Arbeitswert nennt Ricardo eine „Verzinsung der Zeit". (Umgekehrt verkaufen die Geschäfte mit sehr kurzer Umschlagzeit unter dem Arbeitswert.)

Ein weiterer tragender Gedanke der R.schen Wertlehre ist: *daß die Summe von Lohn und Profit eine konstante Größe bildet.* Denn da der Tauschwert durch die Arbeitsmenge objektiv bestimmt ist (wenn auch variiert durch die Umschlagzeit, so muß er immer gleich hoch bleiben. Wenn daher z. B. der Arbeitslohn steigt, so kann

das nicht den Tauschwert der Güter berühren (weil es ja nicht die Arbeitsmenge ändert); sondern nur den Profit und umgekehrt, das Steigen des Profites muß den Lohn schmälern — ein Gedanke, der bei R. immer wiederkehrt.

b) Die Bodenrente. Den gleichen Gesetzen der Tauschwertbildung unterliegen auch die Bodenerzeugnisse. Daher wird die Sonderstellung, die ihnen nach der physiokratischen Lehre zukommen soll, verneint. Als Bestandteil des Preises der Bodenerzeugnisse ist nach Ricardo neben den Herstellungskosten nicht wie bei Smith eine selbständige Grundrente anzunehmen, sondern Grundrente entsteht durch Monopolstellung einzelner Bodenklassen. Dieser Grundgedanke der nach ihm benannten Bodenrententheorie, die er allerdings in wesentlich eigener Gestalt vortrug, wurde schon früher von Turgot und von James Anderson (1739—1808, An inquiry into the nature of the corn laws, Edinburgh 1777), ferner von West (1815) und namentlich von Malthus[1]) ausgesprochen. Ricardos Theorie der Grundrente ist folgende.

In einem neu besiedelten Lande, wo Überfluß an Boden ist, wird nur Boden bester Güte (erster Klasse) von den Ansiedlern bebaut werden. Der Preis der nun gewonnenen Bodenerzeugnisse wird, den Preisgesetzen beliebig vermehrbarer Waren folgend, durch die Herstellungskosten bestimmt werden. Infolge der wachsenden Bevölkerung aber wird alsbald eine verstärkte Nachfrage nach Nahrungsmitteln entstehen, welche bewirkt, daß die Bodenerzeugnisse so lange im Preise steigen, bis es auch lohnend ist, Boden zweiter Klasse zum Anbau heranzuziehen; oder aber: auf dem schon bebauten Boden weitere Aufwände mit geringeren Erträgen — nach dem Gesetze des abnehmenden Bodenertrages — zu machen. Die Besitzer des Bodens erster Klasse haben nun gegenüber jenen des Bodens zweiter Klasse eine Monopolstellung; der Unterschied zwischen den Erträgnissen des Bodens erster Klasse und des Bodens zweiter Klasse bildet unter der Voraussetzung, daß gleiche Mengen von Kapital und Arbeit auf verschiedene Böden verwendet werden, die Rente, welche der Boden erster Klasse abwirft. Zweitens werfen die ersten, ergiebigen Aufwände gegenüber den (nach dem abnehmenden Bodenertrag) späteren unergiebigeren eine Rente ab. Im Verlaufe der weiteren Entwicklung wird dann Boden

[1]) Drei Schriften über Korngesetze und Grundrente, herausgegeben von L. Brentano, Leipzig, 1893.

dritter Klasse, vierter Klasse usw. herangezogen werden, und so entstehen immer neue Renten (bzw. wachsen die alten). Alle Bodenklassen werfen Renten ab, nur die jeweilig letzte, noch anbaufähige Klasse nicht. Bei Vollbesetzung alles Bodens kann allerdings auch eine absolute Rente, eine Rente der letzten Bodenklasse — aber nicht des letzten auf den Boden angewandten Kapitals — sich bilden[1]). — Es ergibt sich aus dieser „Differentialrententheorie" außerdem das allgemeine Preisbildungsgesetz: daß die Preise der nicht beliebig vermehrbaren Güter durch die Herstellungskosten der teuersten noch in Anspruch zu nehmenden Verfahren bestimmt werden — Gesetz der Rentenpreise. Hierher gehören nicht nur besonders fruchtbare Böden, sondern auch ergiebige Gruben, patentierte Verfahren und ähnliche Erzeugungen mit monopolartiger Sonderstellung.

Ebenso wie es eine durch die Verschiedenheit des Bodens verursachte Rente gibt, gibt es auch eine durch die Verschiedenheit der Lage der Bodenstücke verursachte Rente. (Vgl. unten bei Thünen, S. 102.)

c. Lohn- und Verteilungslehre. Freihandelslehre. Den Gesetzen der Preisbildung unterliegt auch der Arbeitslohn. Die Arbeit ist nach R. ein beliebig vermehrbares Gut, ihr natürlicher Preis, der Lohn, daher bestimmt durch die Herstellungskosten der Arbeit, das sind die Herstellungskosten der Lebensmittel, welche die Arbeiter zu ihrer eigenen Erhaltung und Fortpflanzung nötig haben. Der Marktpreis hat auch hier, wie bei allen anderen Waren das Streben, sich dem natürlichen Preise anzunähern. Denn sobald der Arbeitslohn steigt, und damit für den Arbeiter die Möglichkeit, früher eine Ehe zu schließen oder mehr Kinder aufzuziehen, gegeben ist, vermehrt sich die Arbeiterbevölkerung in höherem Maße als vorher, und durch das alsbald entstehende vermehrte Angebot an Arbeitskräften wird der Lohn wieder auf sein natürliches Maß herabgedrückt. Wird der Arbeitslohn niedriger als der Unterhaltsbedarf, so werden weniger Ehen geschlossen, mehr Kinder durch größere Sterblichkeit vernichtet und die Arbeiter selber durch größere Entbehrungen in ihrer Anzahl verringert werden. So strebt der Arbeitslohn immer wieder zu seinem natürlichen Preis. Lassalle hat dieses Gesetz später das

[1]) Vgl. zu dieser mit Unrecht bestrittenen Auslegung der Ricardoschen Theorie: K. Diehl, „Gibt es bei Dav. Ricardo eine absolute Grundrente?" Jahrbücher für Nationalökonomie, Jahrg. 1911, I. Bd.

„eherne Lohngesetz" genannt. Durch dasselbe wird die pessimistische Auffassung der individualistischen Wirtschaftsordnung, welche durch Malthus schon vollzogen war, noch von der anderen Seite her vollendet. So endete die von Quesnay und Smith verkündete Lehre von der wirtschaftlichen Harmonie!

Als Lohntheorie stellt sich ferner dar als „Lohnfondstheorie". Ihm ist die Nachfrage nach Arbeitern eine fest bestimmte Größe, festbestimmt durch jenen Teil des Volksvermögens, der zur Erzeugung verwendet wird. Nur durch Vermehrung dieser Größe (des Kapitals, das also Lohnfonds ist) vermehrt sich die Nachfrage nach Arbeit.

Durch die Zurückführung des Lohnes auf die Herstellungskosten der Arbeit gewann R. jene feste Grundlage, die seiner Lehre von der Verteilung und deren inneren Bewegung Halt und Form gibt. Ihren Gedanken hat Karl Diehl so formuliert: Ausschlaggebend für die Verteilung des Volkseinkommens ist die Höhe der Lebensmittelpreise. „Das Volkseinkommen verteilt sich auf drei Einkommenszweige; auf Arbeitslohn, Kapitalprofit [d. i. Zins plus Unternehmergewinn] und Grundrente. Der erste dieser Einkommenszweige, der Arbeitslohn, ist in seiner realen [aber nicht nominellen] Höhe konstant, die letzten beiden veränderlich; denn der Arbeitslohn ist bedingt durch die zum Leben nötige Unterhaltsmenge. Der Preis der notwendigen Lebensmittel ist in der Hauptsache abhängig vom Getreidepreis; der Getreidepreis eines Landes hängt wieder ab von den Erzeugungskosten desjenigen Getreides, das auf dem ungünstigsten Boden gewonnen wird, der noch herangezogen werden muß. In dem „natürlichen" Gang der Volkswirtschaft wird immer mehr Boden zur Deckung des Nahrungsbedarfes benutzt, daher in immer wachsendem Maße Rente abfallen; hierdurch wird der Profit geschmälert, da der Teil des Volkseinkommens, der nicht Arbeitslohn ist, auf Profit und Rente verteilt wird. Die „natürliche" Tendenz eines Landes läßt also ein Steigen der Rente, ein Sinken des Profites und ein Gleichbleiben des [realen] Arbeitslohnes erwerten." (Diehl.) — Aus dem Bewegungsgesetz der Verteilung folgt eine neue Theorie des Freihandels: Profit plus Lohn ist notwendig und immer konstant; der Profit kann daher **nur wachsen durch ein Sinken des (realen) Lohnes; der Lohn** kann dauernd nur sinken durch ein Sinken der Bedarfsartikel, für die der Lohn ausgegeben wird; das wieder kann hauptsächlich

durch Heranziehen der besten auswärtigen Böden geschehen. „Wenn wir anstatt unser Getreide selbst zu bauen . . . einen neuen Markt entdecken, von dem wir uns [mit Gegenständen des Reallohnes] billiger versorgen können, so wird der Lohn sinken und der Profit steigen."

Ricardo stellte auch eine eigene Geld- und Banktheorie, die sog. Quantitätstheorie auf (vgl. unten S. 161 ff).

d. Wirtschaftspolitik. Ricardo vertrat besonders radikal den Freihandel, wie er denn überhaupt weit schärfer als Adam Smith selbst rein individualistische Grundsätze — auch in der theoretischen Nationalökonomie den Grundsatz des Eigennutzes — und das laissez-faire entwickelte.

Dieser Radikalismus ist später fälschlich meist Smithen zur Last gelegt worden und schließlich der „klassischen Nationalökonomie" überhaupt, die so als Verfechterin des mobilen Kapitals, reinen Freihandels und schrankenlosen Individualismus betrachtet wurde. Die spätere Gründung der rein Manchesterlichen Richtung durch Cobden und Bright (s. oben S. 63) geschah aber mehr in Anknüpfung an Ricardo als an Smith. Smithen und der ganzen klassischen Richtung einfach Manchestertum vorzuwerfen, ist eine falsche Verallgemeinerung, der August Oncken mit Recht entgegengetreten ist.[1]) Ricardo hat in der sozialen Wertung der wirtschaftlichen Klassen einen dem Smithschen genau entgegengesetzten Standpunkt eingenommen, indem er den hohen Kapitalgewinn als parallel gehend mit dem öffentlichen Interesse ansah, während Smith erklärte, daß in reichen Ländern der Kapitalgewinn niedrig, in armen Ländern aber hoch sei, so daß das Interesse der Kapitalisten mit dem wirtschaftlichen Fortschritte nicht ganz übereinstimme, wohl aber das der Grundbesitzer und Lohnarbeiter! (Vgl. oben S. 62.) Dagegen folgerte Ricardo aus seiner Grundrententheorie eine Verteilungslehre, wonach die Grundrente auf Kosten der Kapitalisten- und Arbeiterklasse steigt, so daß sich hieraus in wirtschaftspolitischer Hinsicht ein dem Grundbesitzerinteresse feindliches, dem Kapitalisteninteresse freundliches Verhältnis ergab. Auch ist „Freihandel" bei Smith (billigste Ware) und „Freihandel" bei Ricardo (billigste Ware und Preisgabe der schlechten Böden der eigenen Landwirtschaft nach der Rententheorie) ein recht verschiedener Begriff, was man zumeist ganz übersieht! — Die wirkliche praktische Stellungnahme Ricardos den Agrariern gegenüber war übrigens trotz alledem noch maßvoll und nahm auf die Gefährdung der Landwirtschaft, welche durch die reine Handelsfreiheit herbeigeführt werden kann, Rücksicht.

---

[1]) Vgl. besonders: Oncken, Was sagt die Nationalökonomie als Wissenschaft über die Bedeutung hoher und niedriger Getreidepreise? Berlin, 1901; dagegen die Übertreibungen von Held, Zwei Bücher zur allgemeinen Geschichte Englands, 1881.

4. Zur Beurteilung Ricardos.

1. Einzelne Lehren. Ricardos Lehre beruht auf der gleichen grundsätzlichen Auffassung der volkswirtschaftlichen Erscheinungen als bloßer Verkehrs- und Tauschvorgänge wie jene Smithens. Sie will wie die Smithische Lehre durch Erkenntnis der Preisbildung Umlauf und Verteilung der Güter aufs genaueste verfolgen und verstehen. Von der Tauschwertbildung hänget es ja ab, was erzeugt wird, wer die Güter kauft, und wohin sie fließen, sich verteilen. Auf diesem Wege gelangte Ricardo zur Erkenntnis der Verteilungsgesetze und damit zu einer sozusagen naturgesetzlichen, mechanistischen Erklärung jener Mißstände, welche die kapitalistische Entwicklung zeitigte, indem er dieselben im Verteilungsvorgang notwendig beschlossen sah: der Arbeitslohn muß sich immer an der unteren Grenze halten, der Profit muß im Laufe der Zeit immer kleiner werden und die Grundrente dagegen immer steigen. Wenn auch der Satz, auf dem sein Verteilungsgesetz ruht: daß die Summe von Lohn und Profit eine konstante Größe sei, nicht richtig ist (weil nach der modernen Grenznutzentheorie mit dem Lohn auch der Profit steigen kann, wenn nämlich die Fruchtbarkeit der Arbeit steigt); so ist doch in der Verteilungs- und Bewegungslehre Ricardos, ferner in der Grundrenten- und Lohnlehre wie auch im Begriff des Wettbewerbes zum ersten Male die von Malthus dargelegte Tatsache des Übervölkerungsdruckes verwertet worden. Die Bevölkerungsvermehrung erscheint bei Ricardo als eine ökonomische Grundkraft welche die Gültigkeit des ehernen Lohngesetzes einerseits, die Steigung der Grundrente andererseits verbürgt. Damit bringt die Ricardosche Lehre gleichzeitig einen anderen, neuen Gesichtspunkt in die Wirtschaftswissenschaft: den Gesichtspunkt der Bewegung der Volkswirtschaft, der Entwicklung. Die Volkswirtschaft erscheint nun nicht mehr bloß als Gesamtprozeß, dessen Teilerscheinungen gesetzmäßiger Gestaltung unterliegen, sondern der auch infolge der fortgesetzten Wirksamkeit der ihn gestaltenden Kräfte eine selbständig fortschreitende, gesetzmäßige Entwicklung nimmt.

Heute setzt die Wissenschaft in der Wertlehre eine Nutzwerttheorie („Grenznutzentheorie") der ganz unhaltbaren Ricardoschen „Arbeits-" oder „Kostenwerttheorie" gegenüber (s. unten S. 152 ff., über die Grundrente s. S. 155 f.) R. hat aber in seiner Rentenlehre schon das spätere „Grenzwertgesetz" vorweggenommen, denn der letzte Boden, der „Grenzboden", bestimmt ja den Preis. — Ricardos Wert- und Lohntheorie wurde später die Grundlage für die Lehren von Rodbertus

und Marx, insbesondere für die Mehrwerttheorie Marxens. Eigentlich erscheint schon bei Ricardo der Profit als eine nach Lohnzahlung und Kapitalersatz übrig bleibende Größe, als eine Art Restgröße — oder wie Marx das genannt hat, als „Mehrwert"! (s. u. S. 130, 133).

2. Die Verfahrenfrage. Lohntheorie. In methodischer Hinsicht ist die entschieden abstrakte Auffassung der Wirtschaft und der Gebrauch des deduktiven Verfahrens für Ricardo bezeichnend. Der wirtschaftliche Eigennutz des Individuums (worin freier Wettbewerb und Privateigentum eingeschlossen ist) und die ständige Übervölkerung sind die einzigen Voraussetzungen, mit denen er arbeitet. Aus dem Eigennutze leitet er die Tauschwertbildung ab; bei der Untersuchung der Gesetze des Arbeitslohnes und der Rente kommt dann noch die aus der Übervölkerung erfließende volkswirtschaftliche Triebkraft hinzu. Aus der Erfassung dieser Vorgänge gewinnt Ricardo dann abermals rein abstrakt-deduktiv einen Begriff von dem Aufbau und dem Entwicklungsgange der Volkswirtschaft. Dabei betrachtet er die wirtschaftliche Lebenstätigkeit des Menschen rein für sich, ohne auf Triebkräfte, die anderen Bereichen der menschlichen Gesellschaft entstammen, bedacht zu sein. Und so wird seine Lehre in höchstem Maße individualistisch und abstrakt isolierend, d. h. unsoziologisch. Zugleich ist sie aber auch die Vollendung der individualistischen Auffassung: alles ist nun quantifiziert (Kostensubstanz!), alles mechanisiert und atomisiert (Eigennutz, Wettbewerb, Selbständigkeit des Individuums als Tauschpartei und der Ware auf dem Markte als gleichsam gefrorene Arbeit, objektiver Wert!) — der ordre naturel Quesnays, die feste, kausalgesetzliche Ordnung ist in reinster Gestalt gezeichnet. Was Schwächen sind daher gesteigert jene Smithens: Vernachlässigung der Nachfrage gegenüber dem Angebot, von Erzeugung und Produktivkraft gegenüber dem Tausch (vgl. S. 67).

Es ist nun die Gefahr des abstrakten Verfahrens, auch nachträglich, nachdem die individualistischen Gesetze des wirtschaftlichen Handelns gefunden sind, eine Berichtigung aus dem universellen geschichtlichen Leben heraus nicht vorzunehmen. So insbesondere beim ehernen Lohngesetz.[1])

[1]) Von neueren Schriften über Lohnwesen: v. Zwiedineck-Südenhorst, Lohnpolitik u. Lohntheorie, 1900; R. Schüller, Die Nachfrage nach Arbeitskräften, Archiv f. Sozialwissensch., Jahrg. 1911 (Bd. 33).

Ricardo hat die niedrige Lebenshaltung der Lohnarbeiter insofern als notwendig erklären können, als er sie in den natürlichen Preisgesetzen enthalten sah. Das ist in wesentlichen Punkten leider richtig und auch nach der modernen Grenznutzentheorie kommt der Masse der ungelernten, gelernten und selbst der höheren Lohnarbeit schließlich bloßer „Kostencharakter" zu. Dennoch sind sowohl theoretische und geschichtliche Einschränkungen nötig. Erstens: Die Arbeit ist nicht immer ein praktisch beliebig vermehrbares, sondern in vielen Teilmärkten auch ein knappes Gut. Zum Zweiten hat R. die Ergiebigkeit der Arbeit theoretisch übersehen. Wenn nämlich technische Fortschritte eintreten und (was oft dasselbe ist), wenn die Kapitalausstattung auf den Kopf wächst, so heißt dies: die Nachfrage nach Arbeit (der „Lohnfonds") steigt; und vor allem: der Arbeitsfrüchte sind mehr, das ganze Volkseinkommen ist größer geworden und damit der Gesamtvorrat, aus dem der Anteil der Arbeiterklasse bestritten wird. Nur dadurch ist ja bei steigender Bevölkerung auch steigender Wohlstand möglich (s. o. S. 77). Allgemein theoretisch gesehen, wird der Anteil der Arbeiter am Volkseinkommen dann mehr wachsen als der Anteil für Grundrente, Zins und Unternehmergewinn, wenn der Faktor Arbeit verhältnismäßig seltener wird, d. h. die Bevölkerung weniger wächst als das Kapital (und damit auch als die Grundrente). Auf Grund der Malthusischen Lehre ist dieser Fall fortgesetzt möglich, trotz steten Bevölkerungsdruckes. — Praktisch schafft zum Glück die Wirklichkeit weitere wesentliche sittliche und politische Einschränkungen, die bedeuten, daß die Arbeit eben doch keine Ware wie jede andere ist. R. hat selbst betont, daß es das herkömmliche Maß der Lebenshaltung („standard of life"), nicht aber das physiologische Existenzminimum ist, auf das sich der Lohn gründet. Sodann ist der Arbeitsmarkt in viele, gegeneinander wenig ausgleichsfähige Teilmärkte (Männer-, Frauen-, Kinderarbeit, ungelernte, gelernte, hochqualifizierte Arbeit, persönliche Dienste, Beamte, freie Berufe) geteilt, die jeweils nicht gleichmäßig „überfüllt" sind. Die stärksten Gegenwirkungen werden indessen dem Lohngesetz erwachsen durch monopolistische und politische Einwirkungen seitens der Arbeiter selbst sowie durch staatlichen Schutz. Wenn die Arbeiter in Gewerkschaften sich organisieren, den Wettbewerb untereinander ausschalten und gemeinsam in Abwehr und Angriff vorgehen (Streik, Verruf, kollektiver Arbeitsvertrag), dann vermögen sie die rein ökonomische Preisbewegung zu ihren Gunsten abzuändern und den einmal erlangten Lebensfuß beträchtlich zu steigern. Und noch mehr kann der Staat (durch Schutzgesetze, Arbeiterversicherung, progressive Besteuerung, Festsetzung eines steuerfreien Existenzminimums und viele andere sozialpolitische Maßnahmen) den Arbeitern einen größeren Anteil am Volkseinkommen sichern, somit der natürlichen Lohngravitation erfolgreich entgegenwirken. — Geschichtlich ist in der Tat ein allmähliches und stetes Aufsteigen des Arbeiterstandes in allen Industrieländern nachweisbar. Vgl. Ashley, Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen in Deutschland, Tübingen 1906.

VI. Die deutsche Volkswirtschaftslehre.

Während die Ricardo-Malthusische Volkswirtschaftslehre damit endigte, die Mißstände, die der Kapitalismus gezeitigt hatte, durch den Nachweis ihrer Unvermeidlichkeit zu rechtfertigen; und während andererseits sozialistische Strömungen diese Übelstände zwar gleichfalls als unbehebbar erklärten, aber daraus die Notwendigkeit einer neuen Wirtschaftsordnung folgerten; erstand in Deutschland eine Denkrichtung, die dem System der natürlichen Freiheit allmählich ein System der planmäßigen Einwirkung des Staates auf die Wirtschaft entgegenstellte. Dies geschah praktisch in den verschiedensten Formen und Graden. Im Hinblick auf die Grundsätze aber nicht nur, indem die Einseitigkeit des individualistischen Standpunktes durchbrochen und eine die Forderung der Gesamtheit im Auge behaltende Auffassung der Wirtschaft angebahnt wurde, sondern indem sich von Grund auf ein Umschwung vollzog: dem individualistischen wurde ein universalistischer Gesellschafts- und Wirtschaftsbegriff entgegengestellt. Die Geburtsstunde dieses Umschwunges schlug, als Fichte 1796 seine „Grundlagen des Naturrechtes" erscheinen ließ und darin zum erstenmal über das individualistische Naturrecht wirklich hinausging.

1. Die Romantiker.

Der Schwerpunkt der philosophischen und damit allmählich auch der staats- und sozialwissenschaftlichen Entwicklung Europas beginnt nun, sich nach Deutschland zu verrücken.

Die entscheidende Umwälzung vollzog sich in der Philosophie. Es war eine der größten Leistungen des deutschen Geistes in der Geschichte, als der alte naturrechtliche Individualismus in der nachkantischen Philosophie zerstört und eine streng universalistische, organische Staatsauffassung an seine Stelle gesetzt wurde. Man bezeichnet diesen Vorgang oft als die „Wiedergeburt der antiken Staatsidee", aber nicht ganz mit Recht. Denn die neue universalistische Idee von Staat und Gemeinschaft wurde ganz unabhängig von der antiken Philosophie im wesentlichen aus Kantischen Voraussetzungen heraus gewonnen. Fichte war es, der, wie oben erwähnt, in den „Grundlagen des Naturrechtes" das Naturrecht innerlich überwand, indem er den Begriff des

absoluten, sich selbst genügsamen Individuums vernichtete, und den der lebendigen, schöpferischen Gemeinschaft, des lebendigen Ich- und Du-Verhältnisses an dessen Stelle setzte! Kant konstruierte nur die Autonomie, die Selbstbestimmung des Menschen (und blieb damit noch im Individualismus befangen); Fichte ließ diese bestehen, konstruierte aber den Menschen erkenntnistheoretisch nicht als Einzelnen, sondern als Vielheit, d. h. als Einzelnen in Wechselseitigkeit mit Vielen. „Sollen Menschen überhaupt sein, so müssen mehrere sein", sagte Fichte. „Sobald man den Begriff des Menschen vollkommen bestimmt, wird man von dem Denken des Einzelnen ausgetrieben zur Annahme eines zweiten, um den ersten erklären zu können."[1]) — Schelling, Hegel, Schleiermacher, Krause und andere haben diesen Staatsbegriff weitergebildet, ihn in der Sittenlehre und Staatstheorie angewendet. Eine geschichtliche Auffassung in der Jurisprudenz (Savigny und Puchta), welche auf diesem Staatsbegriffe fußte, kam gegenüber der abstrakten Rechtsauffassung der Naturrechtslehre bald zur Herrschaft.

Insbesondere aber war es die Romantik, welche, in der Kunst und in der Staatswissenschaft ganz von der Philosophie abhängig, die universalistische Auffassung vom Wesen der Gemeinschaft vertrat und durchführte.

Die Romantik war eigentlich eine bestimmte Kunstrichtung — die Brüder Schlegel, Novalis, Tieck, Brentano, Achim v. Arnim, Th. A. Hoffmann, Eichendorff gehören ihr an —, die indessen ihrer besonderen Natur zufolge auf alle Gebiete des Lebens wie der meisten Wissenschaften übergriff. Ihr Wesen ist aber ganz mit ihrem philosophischen Charakter bezeichnet, denn das Verhältnis zum Übersinnlichen, Transzendenten, Göttlichen, Unendliche beherrscht bewußt oder unbewußt die romantische Kunst und Wissenschaft völlig. Romantik ist zuerst Weltanschauung, nicht Kunst. Es ist das Gefühl von der Rätselhaftigkeit des Daseins, das die Romantik bis in die letzten Fasern erfüllt, der Schmerz über das Unzulängliche, das Böse, den Tod in der Welt, und doch zugleich die Sehnsucht, sich in dem Ungeheuren und Ewigen, das der Anblick der Welt uns bietet, zu beruhigen, sich diesen Übermächtigen ganz zu vertrauen. Das Ringen und

[1]) Fichte, Grundlagen des Naturrechtes 1796, S. 47.

Schwanken aber zwischen diesen beiden Polen von Verzweiflung und frommer Hingebung macht das Romantische aus. Nicht die Abenteuerlichkeit, Formlosigkeit und Subjektivität sind die eigentlichen Kennzeichen romantischer Poesie, wie meist behauptet wird; sondern jenes philosophische Grundgefühl der Rätselhaftigkeit des Daseins selber, jener Zwiespalt von Skepsis und Mystik ist das Wesentliche, und aus ihm erst folgen traumhafte Verworrenheit, Zusammenhanglosigkeit und Abenteuerlichkeit alles Geschehens; aus ihm erst folgt die Formlosigkeit romantischer Dichtung, folgt die Subjektivität des zwischen Ich und Welt den Schwerpunkt wechselnden Ichs.

Nur so begriffen, nämlich als Weltanschauung, erklärt sich der Einfluß der romantischen Kunst auf alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft: indem der Mensch als Teil des Universums erfaßt wird, wird er trotz aller Subjektivität nicht individualistisch, nicht isoliert und einzelhaft, sondern ganz und gar als Glied gleichsam der kosmischen Gemeinschaft angeschaut. Und so erscheint er denn auch in Staat und Gesellschaft nicht als Subjektives und Autarkes, sondern als Teil des (gesellschaftlichen) Lebenszusammenhanges. Das Kosmische wird auf die Gesellschaft übertragen: die Skepsis und Mystik des Ich muß sich auch auf die Gemeinschaften erstrecken, Staat und Gesellschaft werden so Gegenstand romantischer Betrachtung.

Man rechnet zu den Vertretern der romantischen Richtung in der Staatswissenschaft: Adam Müller, Friedrich Gentz (geb. 1764 in Breslau, gest. 1832 in Wien) und Carl Ludwig von Haller (geb. 1768 in Bern, gest. 1854 zu Solothurn; Hauptwerk: „Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes", 6 Bde. 1816 bis 1819). Streng genommen bilden diese drei aber mehr eine politische, keine theoretische Einheit; von wahrhaft romantischen Voraussetzungen ging eigentlich nur Adam Müller, der weitaus bedeutendste unter ihnen, aus, dessen Vorstellungen vom Wesen der Gemeinschaft besonders mit Novalis übereinkamen. (s. Novalis' „Fragmente".)

Adam Müller wurde 1779 in Berlin geboren. Er studierte anfangs Theologie in Berlin, später Rechts- und Staatswissenschaften in Göttingen. 1805 trat er in Wien vom protestantischen zum katholischen Glauben über. 1806—09 lebte er in Dresden und gab mit Kleist den „Phöbus" heraus, seit 1811 meist in Wien, wo er mit Fr. Schlegel, Zacharias Werner, Clemens Hofbauer engen Verkehr pflegte und wo er

1829 als Mitglied der österreichischen Staatskanzlei, Freund Gentzens und wie dieser Vertrauter Metternichs, starb. Hauptwerke: „Elemente der Staatskunst", 3 Teile, Berlin 1809; Versuche einer neuen Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien, 1816; Vermischte Schriften, Wien 1812, 2. Aufl. 1817. In M.'s späteren Schriften ist ein Bruch gegenüber seinen jüngern, romantisch-pantheistischen. M. redete sich immer mehr in einen unfruchtbaren kirchlich-doktrinären Standpunkt hinein: „Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften", Leipzig 1819. Jetzt neu abgedruckt in der „Summa" Bd. I Hellerrau, 1917; Die innere Staatshaushaltung. Beide Arbeiten mit vielen andern wieder abgedruckt in „A. M.s gesammelte Abhandlungen", I. (einziger) Bd. München bei G. Franz 1839.

Adam Müller übertrug den neu errungenen Gemeinschaftsbegriff der Philosophie auf die Volkswirtschafts- und Staatslehre. Der Staat war ihm „die Totalität der menschlichen Angelegenheiten in Verbindung zu einem lebendigen Ganzen",[1] etwas absolut Belebtes und Geistiges, „das ewige bewegte Reich aller Ideen" — eine ethische Gemeinschaft, die als Einheit entsteht in der Hingabe seiner Glieder an die Welt, in der Liebe zu den Menschen. Durch dieses mittelbare Verhältnis zur Welt (Gott) erhält der Staat ein kosmisches, ein religiöses Gepräge und auch Allgemeingültigkeit; denn nun gibt es streng genommen kein Privatglück für sich, sondern nur Glück in der Hingabe; aus diesem kosmischen Verhältnis allein entspringt der Mensch.

Dieser Staatsbegriff ging philosophisch auf Fichte und Schelling zurück, für seine Anwendung und praktischen Inhalt aber war das deutsche Mittelalter das Ideal mit seinem Lehnsrecht und persönlichen, beseelten (nicht kommerziellen) Zusammenschluß der Glieder. Im englischen Staatswesen, das die Rezeption des (rationalistischen) römischen Rechtes nicht mitgemacht hatte, glaubte Adam Müller diesen Geist noch am meisten verwirklicht zu sehen. Er verehrte besonders auch den englischen Parlamentarier und Schriftsteller Edmund Burke[3] (1729 bis 1797), einen heftigen Gegner der französischen Revolution.

Adam Müller bekämpfte mit zerschmetternder Wucht die Naturrechtstheorie und Adam Smithens individualistische Auffassung

[1] Elemente. I. 60.
[2] Ebenda 63.
[3] Betrachtungen über die französische Revolution. Deutsch von Fr. Gentz. 3. Aufl., Braunschweig, Vieweg, 1838.

von der Wirtschaft — diese „Lehre von der allmählichen Zersetzung, Auflösung und Dismembration des Staates" und der Volkswirtschaft! Der römische und naturrechtliche Begriff des absoluten Privateigentums und Smithens Begriff des reinen Einkommens, des „Privatisierens aller Beschäftigungen" (an Stelle der Familien- und Korporationsrechte)[1] sind wesensgleich und gleich verhängnisvoll. Ebenso bekämpft er die Theorie des Montesquieu von der Teilung der Gewalten im Staatsleben. Er stellt der individualistischen, vom Eigennutze ausgehenden, isolierenden Betrachtung des Wirtschaftslebens eine solche gegenüber, die Zusammenhang und Einheit aller sozialen Elemente aufs eindringlichste betont und zugleich ihre geschichtliche Bestimmtheit berücksichtigt. (Geschichtliches Verfahren.) Er spricht von einem „Geheimnis der Gegenseitigkeit aller Verhältnisse des Lebens"; und die Durchdringung aller Seiten der Gemeinschaft: des Wirtschaftlichen, Staatlichen, Religiösen und Sittlichen war ihm die Voraussetzung alles sozialwissenschaftlichen Denkens. Hier eben bricht das spezifische Romantische durch, das alles unter den einzigen oben gekennzeichneten philosophischen Gesichtspunkt stellt. Ebensowenig wie die Einheit des Staates eine Trennung von Staats- und Privatrecht duldet, ebensowenig soll es einen Gegensatz von Leben und Philosophie — oder Kunst — geben. Wie das Leben geistig in Philosophie, Kunst und Religion eine Einheit sein muß, so muß es auch handelnd in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft sich einheitlich darstellen. Mit der historisch-universalistischen verbindet sich hier also eine soziologische, d. h. auf das Ganze des gesellschaftlichen Lebens gehende Auffassung. (Gegensatz zu Smithens abstrakter, isolierender Auffassung.)

Im einzelnen bekämpfte Adam Müller die Lobpreisung des Wettbewerbes als bildender Kraft der Volkswirtschaft und stellte ihr die lebendige Kraft des persönlichen Zusammenhanges aller Glieder der Gemeinschaft, z. B. im patriarchalischen Hauswesen, in Zunft- und Stadtwirtschaft entgegen. Auch den rein wirtschaftlichen und mechanistischen Begriff des Reichtums und überhaupt die Güterlehre Smithens bekämpfte er aufs heftigste. Denn der Reichtum liege nicht bloß in den Sachen, sondern im Gebrauch, in der Nutzung. Nicht bloß die Sachdinge

[1] Elemente II. 121.

sind Güter, sondern auch ihr „bürgerlicher Charakter" und die Kräfte der Nutzung (geistige Güter) selbst. Daher ist der größere Reichtum nicht dort, wo mehr äußeres Vermögen ist, sondern wo die stärkeren Kräfte sind, die es halten und die bedeutenderen Gefühle, die es schätzen [1]). Dem entsprach Müllers Produktivitätslehre. Nicht nur die auf Sachdinge gerichtete Arbeit (wie bei Smith) ist ihm produktiv, sondern auch die „idealische Produktion", die Leistung des Staatsmannes und Künstlers. „Die idealische Produktion . . . der schönste Gewinn einer Nation . . . hätten nach Smith, wenn es auf einen Anschlag des Nationalreichtums ankam, keinen . . . Wert; die Worte des Staatsmannes, welcher vielleicht Millionen wirklichen Geldes hervorbrachte; die Worte des Geistlichen, des Künstlers, welche vielleicht das Herz und die Erfindungskraft der Nation um vieles bereicherten oder veredelten . . . wurden nicht gezählt. Aus dem einfachen Grunde, höre ich mir einwenden, weil . . . [sie] doch immer wieder greifbare Sachen ergeben müßten." M. entgegnet: „Die nationale Existenz selbst in ganzem Umfang ist der wahre Reichtum einer Nation." [2]) Wahrhaft genial sind seine Worte über die Fruchtbarkeit der staatlichen Arbeit: „Jede einzelne Kraft kann nur produzieren . . . . sofern sie selbst wieder von einer höheren Kraft produziert . . . wird. Hört der Staat auf sich zu produzieren, so hören alle die kleineren Produktionen . . . . von selbst auf." [3]) Und das „Produkt aller Produkte" oder die „Verinnigung" derselben ist das ökonomische Gemeinwesen, die Volkswirtschaft. — Der Wert- und Preistheorie Smithens, die zu mechanistisch ist, stellt er eigene Theoreme entgegen. Neben dem individuellen Gebrauchswert ist ein öffentlicher oder „Geselligkeitswert" (die Übereinstimmung der individuellen Gebrauchswerte) der Güter zu unterscheiden. Diese gesellschaftliche Brauchbarkeit (Nützlichkeit) ist ihm auch für seine Geldtheorie maßgebend. Alle wirtschaftlichen Dinge haben Geldeigenschaft, sofern nämlich Sachen und Dienste mit Sachen und Diensten vergolten werden! „Geld ist eine allen Individuen der bürgerlichen Gesellschaft inhärierende Eigenschaft, kraft deren sie . . . mit den übrigen Individuen in Verbindung zu treten und auch wieder die verbundenen Individuen auseinander zu setzen vermögen", ist persönliche und sachliche „Allgemeingültigkeit", „Umsetzbarkeit", „öffentlicher Wert". Das, was wir sonst allein „Geld" nennen, hat diese Eigenschaften der Verbindung und Auseinandersetzung, diese Eigenschaft des öffentlichen Wertes bloß am vollkommensten [1]), aber nicht allein. Daher das Geld in solchem weitesten Sinne nicht erst ein Ergebnis mechanistischen Markt- und Tauschverkehrs ist, sondern zu den Urbedürfnissen gehört! Wie der Staat der lebendige, das Gesetz der juridische, ist das Geld der ökonomische Ausdruck jener inneren, geistigen Einheit Vieler, die der Natur des Menschen entspricht. Das Metallgeld ist nicht der einzige, aber vollkommenste Ausdruck des „Nationalwertes", der „Nationalkraft". Die Wechselwirkung von Metall- und Papiergeldwirtschaft ergibt das sicherste Geldsystem. [2]) — Die Handelsfreiheit ist erst am Platze, wenn „der Staat in seinem Innern diejenige Bindung erhalten hat, die nur den wahren . . . Überschuß, aber keine wesentliche Lebenskraft fahren läßt". [3])

[1]) Vgl. Aufsatz über A. Smith, 1808, abgedr. in „Ges. Abhandl." I. 113.
[2]) Ebenda S. 112 ff.
[3]) Elemente II. 257.

Der Gesamtaufbau der Volkswirtschaft ist nach M. folgender: Der Erzeugung liegen vier Elemente zugrunde: Land, Arbeit, physisches Kapital, geistiges Kapital. Das Land repräsentiert das Element der Dauer, die Arbeit die Beweglichkeit (Entwicklung) und das Kapital, in dem die Vergangenheit ruht, vereinigt beide, indem es bald beschleunigt, bald hemmt. Diese vier Elemente führen zu den vier Elementen der Familie sowohl — Jugend (Vorwärtsstreben), Alter (Hemmung), Männlichkeit (Produktion), Weiblichkeit (Konservation) — wie zu den vier Grundgeschäften des nationalen Staates, denen die vier Stände dienen: Lehrstand, Wehrstand, Nährstand, Verkehrsstand, die durch ihre Gegensätze die Harmonie des Ganzen erzeugen müssen. Dabei entspricht die erzeugende Natur dem weiblichen Prinzip der Konservation und führt zum Adel (Grundbesitz, Konservation); die Arbeit dem männlichen und führt zum Bürgerstand, das physische Kapital durch das im Kapital enthaltene Element der Jugend zum Verkehrs- oder Kaufmannsstand, das geistige Kapital durch das im Kapital enthaltene Element des Alters zum Lehrstand oder der Geistlichkeit. Mit der richtigen Verhältnismäßigkeit dieser völkischen Arbeitsteilung ist die lebendigste Wechselwirkung, die Verbindung zu einem organischen Ganzen gegeben. — Auch nichtwirtschaftliche, soziale Erscheinungen hat Adam Müller in den Bereich seiner Betrachtungen gezogen. So erklärte er den Krieg nicht bloß als Konsumtionserscheinung, sondern er war ihm gleichzeitig der Er-

[1]) Elemente II. 192 ff. — „Ges. Abhandl." I. S. 86.
[2]) Weiteres s. u. S. 162.
[3]) Ges.-Abhdl. I. 353.

zeugen mächtiger belebender Kräfte im Staate. Das Institut des Adels betrachtete er als ein wichtiges Mittel, die frühere Generation mit der späteren zu verbinden, da die Gesellschaft auch einen organischen Zusammenhang in der Zeit haben muß, wie er denn überhaupt das Problem der Dauer zu den höchsten sozialwissenschaftlichen Problemen rechnet.

Das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages, die Lehren Ricardos und Malthus' scheinen Müllern unbekannt geblieben zu sein. Wenigstens konnte ich in allen Arbeiten, die mir zugänglich waren, keine Spur davon auffinden. Andrerseits hat aber M. mit sicherem Blick die spätere Thünensche Unterscheidung der marktnahen — „merkantilen", intensiven — und der auf sich selbst angewiesenen, extensiven, „nationalen" Bodenbebauung bereits erkannt. (Agronomische Briefe in „Ges.-Abhandl." I. u. ö.)

Leider ist Adam Müller über den großartigen Anlauf, den er in seinem Jugendwerke „Elemente der Staatskunst" genommen, nicht mehr wesentlich hinausgekommen. „Hätte sich Müller, der beim Erscheinen der ‚Elemente' 30 Jahre alt war," sagt Roscher[1]), „nachher in normalster Weise fortentwickelt; hätte er seine Kenntnisse gründlicher und praktischer, seine Ideen klarer und konsequenter gemacht, so wäre er unstreitig einer der ersten Nationalökonomen aller Zeiten geworden." An Intuition kann sich kein anderer Volkswirt mit ihm messen. Aber seine Einzeluntersuchung war von Anfang an oft verschwommen und den großen Grundgedanken wenig angemessen; das Nichtausführen seine Schwäche. Später wurde das Analytische noch ärmer, die Glut der Gedanken verblaßte, die pantheistisch-romantische Grundlage entwickelte sich ganz ins Kirchlich Doktrinäre. Dennoch liegt in seinen volkswirtschaftlichen Anschauungen ein noch ungehobener Schatz. Bis heute wird Adam Müller unterschätzt, der vielleicht als Charakter nicht vollkommen fest, doch als Mensch eine edelste Kulturblüte seiner Zeit, als Wirtschaftstheoretiker von unvergleichlicher Anschauungskraft und fähig war, die innersten Schwingungen der gesellschaftlichen Seele zu erlauschen. Es ist kaum zum allgemeinen Bewußtsein gekommen, daß fast alle Grundgedanken seiner Fehde gegen Smith zum Gemeingut der heutigen Wissenschaft geworden sind! Jedoch wird mit dem Aufsteigen des soziologischen Geistes in der Volkswirtschaftslehre die Wertschätzung Adam Müllers notwendig steigen,

[1]) „Die romantische Schule der Nationalökonomie in Deutschland", Tübinger Zeitschrift 1870, S. 91.

und schon beginnt sich ein eigenes Schrifttum über ihn zu bilden[1]).

Die ganze romantische Nationalökonomie kam nicht zu höherer Entwicklung und auch nicht zu großem praktischen Einflusse. Die Ursache für diesen letzteren Umstand lag hauptsächlich in der übertriebenen, stockreaktionären Wirtschaftspolitik, welche sowohl Adam Müller wie Gentz und besonders auch Haller vertraten. Es ist ausdrücklich festzustellen, daß sich die „Schule" fast bloß in den praktischen Bestrebungen zusammenfand; denn rein theoretisch läßt sich nur in uneigentlichem Sinne von einer romantischen Schule sprechen. Gentz ist eine a-metaphysische, unromantische Natur, Haller nicht wahrhaft bedeutend. (Bloß in seiner 2. Periode näherte sich M. der Staatsauffassung Hallers.) Dagegen hat wahre Verwandtschaft mit Adam M. der als Sozialphilosoph bis heute fast übersehene Franz Baader († 1841), ein genialer, aber wenig systematischer Kopf (Grundzüge der Sozietätsphilosophie, gesammelt v. Fr. Hoffmann 1857, Neudruck Hellerau 1917); ferner Görres. — Es war die vollständige Ablehnung aller liberalen Reformen, nicht nur der Gewerbefreiheit, sondern auch der Aufhebung der ständischen Unterschiede und der Bauernbefreiung (!), die Rückkehr zu mittelalterlichen Zuständen, welche ihr wirtschaftspolitisches Programm bildete. J. J. 1811 ließ M. eine Denkschrift an Hardenberg überreichen, in der er die Stein-Hardenbergschen Reformen verwirft, dagegen die Wiederherstellung der Provinzialverfassung und Einberufung eines Landtages verlangt. Gentz und Adam Müller wurden überdies die politischen Helfershelfer des argen Dunkelmannes Metternich in Österreich. Während aber Haller den Staat nach mittelalterlichster Weise in einzelne Abhängigkeits- und Herrschaftsverhältnisse auflösen wollte, war bei Adam Müller die Rückbildung als eine Reformation gedacht, als „eine Rückkehr, die zugleich Fortschritt ist". „Die Elemente alles politischen Lebens .... sind im Mittelalter zu finden. Die Verbindung dieser Elemente .... war unvollkommen, weil sie mehr föderativ als organisch vollzogen .... wurde[2]) — ohne Zweifel ein Wort von hoher Weisheit!

Auch das wird unterschätzt, wie sehr List (s. u. S. 117) und wie sehr die später aufgekommene geschichtliche Schule der Nationalökonomie (s. u. S. 141 u. S. 145) aus Adam Müller geschöpft hat. Die hohe Schätzung Müllers aber, die wir bei Roscher finden, und die eingehende Darstellung und Würdigung,

[1]) Ludw. Stephinger, Die Geldlehre Adam Müllers, Stuttgart 1909; Friedr. Lenz, Agrarlehre und Agrarpolitik der deutschen Romantik, Berlin 1912; Tokary-Tokarzewski-Pharasewicz, Adam H. Müller v. Nittersdorf als Oekonom, Literat, Philosoph und Kunstkritiker, Wien, Gerold, 1913; Melchior Palyi, Die romantische Geldtheorie, Archiv f. Sozialwissensch., Bd. 42 (1916); Bruno Moll, Logik des Geldes, München, 1916; Spann, Vom Geist der Volkswirtschaftslehre, Jena, 1919.

[2]) Elemente II. 134.

die Hildebrand[1]) ihm angedeihen läßt, zeugen allein schon von einem innigen Verhältnis der Gründer der Schule zu ihm.

2. Heinrich v. Thünen.

Die beiden Volkswirte, von denen her die größere Selbständigkeit der deutschen Wissenschaft erst datiert, sind Thünen und List. Beide, obzwar bewußter philosophischer Grundlage entbehrend, sind dem individualistischen Staatsbegriff abgewandt und von organischer, universalistischer Auffassung beherrscht.

a) Darstellung.

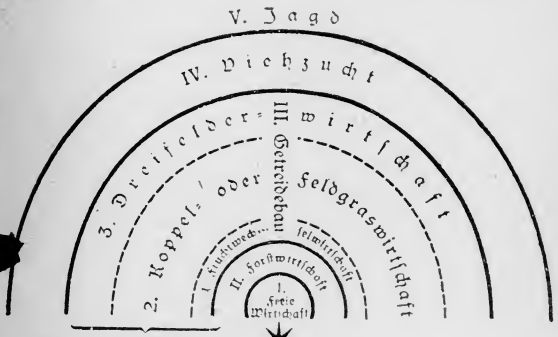
Johann Heinrich v. Thünen, 1783 als Sohn eines Gutsbesitzers in Oldenburg geboren, verdankte trotz kurzem Besuches der Universität Göttingen seine höhere wissenschaftliche Bildung eigenem Studium. 1810 erwarb er das Gut Teltow bei Rostock in Mecklenburg, wo er eine Musterwirtschaft mit Gewinnbeteiligung führte. Sein Hauptwerk „Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie" erschien 1826. (2. Aufl. Rostock 1842—63.) Thünen starb 1850 auf Teltow.

1. Die Landbausysteme im isolierten Staat. Die Voraussetzungen, die Thünen zur Untersuchung der Standorte der verschiedenen Systeme der landwirtschaftlichen Erzeugung machte, sind folgende: „Man denke sich eine sehr große Stadt in der Mitte einer fruchtbaren Ebene gelegen . . . Die Ebene selbst bestehe aus einem durchaus gleichen Boden . . . In großer Entfernung von der Stadt endige sich die Ebene in eine unkultivierte Wildnis, wodurch dieser Staat von der übrigen Welt gänzlich getrennt wird."

Es entsteht die Frage, wie sich unter diesen Verhältnissen je nach der größeren oder geringeren Entfernung von der Stadt, d. i. vom Marktorte, der Ackerbau gestalten würde. Thünen antwortet: Die größere Entfernung vom Marktorte wirkt, wegen der zunehmenden Transportkosten, wie ein Sinken der Preise bei gleichbleibender Entfernung. Infolgedessen muß mit der wachsenden Entfernung vom Markte immer mehr zu solchen Bewirtschaftungssystemen übergegangen werden, welche, wenn sie auch geringere Roh-Erträge liefern, so doch weniger Kostenaufwand (Kapital und Arbeit) erfordern, indem sie immer größere Teile des Erzeugungsprozesses der Natur selber über-

[1]) „Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft", 1848, S. 35.

lassen, d. h. es wird mit immer zunehmender Extensität gewirtschaftet. Es folgt also: „daß in der Nähe der Stadt solche Produkte gebaut werden müssen, die im Verhältnis zu ihrem Wert ein großes Gewicht haben . . . und deren Transportkosten nach der Stadt so bedeutend sind, daß sie aus entfernten Gegenden nicht mehr geliefert werden können [weil die Transportkosten im Verhältnis zum Preis zu hoch wären],; sowie auch solche Produkte, die dem Verderben leicht unterworfen sind . . ." — deren entfernter Anbau also unmöglich wäre. So werden sich stufenweise die Anbauorte einzelner Erzeugnisse vom Marktort entfernen, d. h. aber: es werden sich um die Stadt ziemlich scharf geschiedene konzentrische Kreise bilden, in welchen jeweils andere Gewächse das Haupterzeugnis ausmachen, und andere Bewirtschaftungsweisen herrschen. Und zwar ergeben sich folgende konzentrische Kreise:



Im ersten Kreis werden solche Erzeugnisse gebaut werden müssen, die überhaupt keine Beförderung vertragen, oder deren Beförderung im Verhältnis zum Wert sehr kostspielig ist: Gemüse (mittels Gartenwirtschaft), Milch (durch intensiven Futterbau und Stallfütterung), Verkauf von Heu und Stroh, der Kornbau ist dabei Nebensache; ferner Güter, die durch Beförderung aus weiter Ferne zu teuer werden: Kartoffeln, Kohl, Rüben,

grüner Klee. Es findet hier also statt: 1. Gartenwirtschaft, 2. intensivste freie Wirtschaft mit Dungankauf aus der Stadt. — Zum zweiten Kreise muß Forstwirtschaft zur Versorgung der Stadt mit Brenn- und Bauholz getrieben werden, und zwar näher der Stadt Brennholz, entfernter Bauholz, dessen alte, wertvolle Stämme die Beförderung leichter bezahlen. — Im dritten Kreis findet Getreidebau mit abnehmender Intensivität statt, so daß sich hier drei Unterabteilungen (Teilkreise) ergeben: Zunächst die intensive, d. h. den meisten Aufwand an Kapital und Arbeit erfordernde, die Fruchtwechselwirtschaft; dann die sogenannte Koppel- und Feldgraswirtschaft; dann die extensivste oder Dreifelderwirtschaft. (Eine kurze Erklärung dieser Ackerbausysteme folgt unten S. 105.) — Im vierten Hauptkreis wird Viehzucht, und zwar in der Form betrieben, daß in den der Stadt näher gelegenen Gegenden Jungvieh gezüchtet wird, das zur Mästung in die Zone des Getreidebaues geschickt wird, während in den entfernteren Gegenden Transporttiere gezüchtet werden, also wertvollere Tiere, welche die Beförderungskosten wirtschaftlich leichter ertragen. — Im letzten Kreis kann nur noch Jagd, deren wertvollere Nebenerzeugnisse wie Felle, Hörner u. dergl. auf den Markt gebracht werden können, betrieben werden.

2. Übrige Theorien Thünens. Th. ist zwar über Ricardos Wertlehre systematisch nicht hinausgekommen, trotzdem er selbst nachwies, wie ungenügend sie ist; jedoch hat er Erklärungen des Zinses und Lohnes gefunden, die den Boden jener Wertlehre gänzlich verlassen und Gedanke wie Konstruktion der modernen Grenznutzenlehre (s. u. S. 155 und 160) vorwegnehmen.

Th. hält sowohl beim Kapital wie bei der Arbeit die Verschiedenheit der Nutzungen auseinander, welche die ersten und letzten Aufwände verursachen. „Die Sorgfalt der Arbeit, z. B. beim Auflesen der Kartoffeln, darf nicht weiter gehen, als bis die zuletzt aufgewendete Arbeit noch durch das Plus des Ernteertrages vergütet wird." (Isol. Staat, 2. A. II/1 11 u. 175.) — Die Höhe des Zinsfußes „wird bestimmt durch die Nutzung des zuletzt angelegten Kapitalteilchens". (Das gleiche Zinsgesetz heute bei Böhm-Bawerk! s. u. S. 160.) — Der Zusammenhang der beiden Einkommenszweige Zins und Lohn ist folgender: „Die Verminderung der [Zins-]Rente beim Anwachsen des Kapitals (die aus dem Zinsgesetz notwendig folgt) kommt dem Arbeiter zugute und erhöht den Lohn . . ." — ein gesunder Widerspruch zu Ricardos Verteilungsgesetz. — Th.s Lohntheorie ist zugleich bezeichnend für seine wirtschaftspolitische Denkrichtung. Das eherne Lohngesetz Ricardos fand er „empörend." Er suchte eine Formel für den naturgemäßen und zugleich gerechten Arbeitslohn. Naturgemäß könne nur ein Lohn sein, bei dem jene Lohnarbeit, die Gebrauchsgüter herstellt (aus ihren Erzeugnissen) ebenso hoch bezahlt werde, wie jene die Kapitalgüter herstellt. Es ergibt sich dann die Formel $\sqrt{a.p}$, wobei a den „Notbedarf" (= die Reproduktionskosten der Arbeit in Mengen oder Geld ausgedrückt), p das Produkt (in Mengen oder Geld ausgedrückt) bedeutet. Dieser Lohn sei zugleich ein Maximalwert, bei dem der Überschuß (y) über den Notbedarf die größte Höhe erreicht. — Ein anderes und der modernen Grenznutzenlehre wieder ganz entsprechendes Lohngesetz hat Th. im Zusammenhang mit der Erörterung der Betriebsgröße entwickelt. „Da es im Interesse der Unternehmer liegt — diese mögen Landwirte oder Fabrikanten sein — die Zahl der Arbeiter so weit zu steigern, als aus deren Vermehrung noch ein Vorteil erwächst, so ist die Grenze dieser Steigerung da, wo das Mehrerzeugnis des letzten Arbeiters durch den Lohn, den derselbe erhält, absorbiert wird. Umgekehrt ist auch der Arbeitslohn gleich dem Erzeugnis des letzten Arbeiters" (II/1 177 f.), d. h.: der Lohn des zuletzt angestellten Arbeiters muß das Normierende sein. (II/1 183.)

b) Besprechung.

a) Die Folgerungen aus der Thünenschen Standortlehre: Gesetz des abnehmenden Bodenertrages, relative Rationalität der Landbausysteme, Grundrententheorie, Zollschutztheorie.

Aus der strengen Ableitung der Landbausysteme folgt zunächst die grundsätzliche Richtigkeit des oben (S. 74 f.) besprochenen Gesetzes des abnehmenden Bodenertrages. Denn nur wenn die extensivere Wirtschaft weniger Kosten für die erzeugte Einheit erfordert, ist sie imstande, die größeren Frachtkosten wettzumachen, kann sie bei niedrigem Preis die rationellere sein. Besonders deutlich zeigt sich dieses Verhältnis im Kreise der Getreideerzeugung, wo der nächstliegende Teilkreis die intensivste, der entfernteste liegende, bei dem Getreidebau noch möglich ist, die extensivste, mit dem geringsten Aufwand von Kapital und Arbeit, aber mit dem größten Aufwand von Boden arbeitende Erzeugungsweise wählen muß.

Ferner ergibt sich aus dem System der Thünensche Kreise die Einsicht: daß den einzelnen Wirtschaftssystemen nur verhältnismäßige Nützlichkeit zukommt. (Relative Rationalität der Wirtschaftssysteme.) Nicht das technisch vollkommenste Wirtschaftssystem mit den größten Roherträgen, nicht die intensivste Hervorbringung ist wirtschaftlich die jeweils richtigste, sondern es hängt von wirtschaftlichen Voraussetzungen (den Preisen und Kosten) ab, welche Erzeugungsweise die rationellste ist. (Das Gleiche gilt für die industrielle Technik, jedoch ist bisher ein einheitliches Ge-

etz hier nicht gefunden worden, dies vor allem deswegen, weil neben dem Preis die Marktgröße Bedingung der Betriebstechnik ist.)

Von der Lehre der nur relativen Nützlichkeit der Bewirtschaftungssysteme aus ergibt sich von selbst eine Theorie der Grundrente, welche im wesentlichen mit der Ricardos zusammenfällt. Thünen behandelt hauptsächlich die Rente der Lage, in zweiter Reihe die damit verbundene Rente der Intensität des Landbaues, während sich Ricardo hauptsächlich mit der Rente der Fruchtbarkeit befaßte. Der dem Marktort nähergelegene Grund und Boden genießt durch seine Lage eine Rente, weil er die Preise wegen der kleineren Frachtkosten mehr ausnützen kann, während der entfernt gelegene Boden nur die um die Frachtkosten verminderten Preise für seine Früchte erzielt. Der nähere Boden genießt außerdem durch die Intensität der Kultur eine Rente. — Am Rande des isolierten Staates ist die Grundrente gleich null.

In wirtschaftspolitischer Hinsicht hat Thünen die Smith-Ricardosche Freihandelstheorie mit ähnlichen, wenn auch nicht so ausgebildeten Beweisgründen, wie Friedrich List, bekämpft, indem er den Zusammenhang zwischen „Gewerbeprofit" und Grundrente hervorhob. (Vgl. Bd. II, 292 ff.) Er trat für nationalen Zollschutz ein.

b) Die empirische Giltigkeit der Standortlehre. Thünens Theorie der Standorte der landwirtschaftlichen Erzeugung bleibt die vornehmste theoretische Grundlage der Agrarpolitik. Sie gilt freilich nur unter Voraussetzungen, die in der Wirklichkeit niemals voll zutreffen: gleichartiger Boden und gleichartige Verkehrsverhältnisse. Dennoch zeigt die Erfahrung oft starke Annäherungen. Den ersten Thünenschen Kreis der Gartenwirtschaft kann auch heute jedermann sehen, der mit der Bahn eine Großstadt verläßt. Im Mittelalter aber war die Thünensche Aufeinanderfolge der Wirtschaftssysteme, z. B. für die Umgebung Berlins, deutlich nachweisbar. Die größte Störung erfolgt heute durch Eisenbahnen, Kanäle und sonstige billige Verkehrsmittel, welche weit entfernte Orte in größte Marktnähe rücken können. So sind heute die Getreidelieferanten Deutschlands: Rußland, Nord- und Südamerika. Infolge der Weltwirtschaft gilt die Thünensche Konfiguration daher heute eigentlich schon nicht mehr

im Umkreis der Städte, jedoch für das Gesamtsystem der im Verkehr befindlichen Länder, indem die dichtbevölkerten, industriereichen Länder (besonders England und Deutschland) die Märkte für die entfernteren, dünnbevölkerten Agrargebiete bilden. Daher ist für die Großstädte heute in der Regel nur noch der erste Kreis erkennbar (der z. B. für Wien ganz Niederösterreich, Südmähren und Nordsteiermark, welche Gemüse, Milch usw. liefern, umfaßt). Ja man kann sagen, daß heute grundsätzlich ganz Innereuropa und England im ersten Kreis liegen, sofern es sich um eisenbahnnahe Gebiete handelt, schlechter Boden und Klima kein Hindernis bilden. — Im einzelnen sind durch die überaus verwickelten Verkehrsverhältnisse (— ein Ort, der zwei Tagemärsche von einer Bahnstation abseits liegt, kann wirtschaftlich marktferner sein, als eine geographisch vielleicht zehnfach so weite Bahnstation —), durch verschiedene Bodenbeschaffenheit, verschiedenes Klima und anderes die Standorte meist ähnlich durcheinandergewürfelt. Knies hat übrigens eine Ergänzung an der Thünenschen Lehre angebracht durch das Gesetz: daß die marktfernen Gebiete, wenn sie durch eine Verkehrsverbindung Marktnähe erlangen, eine Hebung des Bodenpreises (auf Grund der Möglichkeit, zu intensiverer Bewirtschaftung überzugehen) erfahren, die marktnahen Gebiete aber dadurch eine Senkung ihres Bodenpreises (wegen der nunmehr größeren Gesamterzeugung und Konkurrenz) erleiden. — Im einzelnen ist zur Berichtigung und Fortbildung der Standortlehre manches zu sagen. Zuerst, daß die Landwirtschaft von sich heraus ganz kleine Industriezentren bildet (landwirtschaftliche Industrien), worauf schon Dühring (Kursus d. Nationalökonomie. 3. A. 1892. S. 251 ff.) aufmerksam machte. Im Anschluß daran möchte ich auf folgenden Umstand hinweisen: Wo Brennerei, Zuckerfabrikation usf. unmittelbar mit der Landwirtschaft verbunden ist, ist als Abfallerzeugnis Viehfutter gegeben; dadurch wird die Viehzucht mitten in den intensivsten Getreidekreis gerückt, so daß das System der Kreise von innen her eine Umbildung erfährt. Überhaupt bedarf die Stellung des Viehkreises einer besonderen Erläuterung. Wir haben heute in Deutschland viel mehr Viehzucht als den Thünenschen Kreisen entspräche. Ursache ist die (volkswirtschaftlich verkehrte) Zollpolitik, die das Vieh mehr schützt als das Getreide, daher den Getreide-

kreis hinaustreibt und den Viehkreis hereinzieht! — Eine Berichtigung erfährt Thünens Ableitung übrigens, wenn man die Betriebsform untersucht. Neuere Erfahrungen bei der Innenkolonisation haben deutlich gezeigt, daß die bäuerliche Betriebsform mehr Vieh, die Großwirtschaft mehr Getreide auf demselben Boden erzeugt. — Endlich sind manche der Thünenschen Ableitungen heute durch technische Neuerungen im Frachtwesen veraltet. Indem z. B. Milch, Butter, Fleisch, lebendes Vieh, Gemüse teils durch größere Schnelligkeit des Verkehrs, teils durch besondere Konservierungsverfahren nunmehr aus großen und größten Entfernungen geliefert werden können (sibirische Butter, argentinisches Fleisch, eigene Gemüsezüge von Ungarn nach Berlin!), sind sie nicht mehr wie zur Zeit Thünens durchaus an die Erzeugung in bestimmter Entfernung gebunden. So kann insbesondere die Erzeugung von Milch zum Verkauf, die früher der marktnahen Milchwirtschaft (in „Abmelkereien") vorbehalten war, mit der Weidewirtschaft verbunden werden.

All dem gegenüber muß hervorgehoben werden, daß die Thünenschen Ableitungen grundsätzlich unumstößlich bleiben. Der für den ersten Blick auffallende Platz der Forstwirtschaft als zweiten Kreis, den v. d. Goltz angegriffen hat (in Schönbergs Handbd. pol. Ökonomie, Bd. II 1), ist völlig richtig. Holz ist nicht so weit verfrachtbar wie Getreide. Wenn wir nicht gewohnt sind, die Forstwirtschaft neben die intensivsten Lagen zu stellen, so kommt dies nur daher, daß überall schlechte, billige Böden vorhanden sind, die nur für Wald brauchbar sind. Daher wird Holz außer der Zone weit von seinem Standort gebaut. Alpen, Karpathen, Böhmerwald usf. sind unsere natürlichen Holzlieferanten. Da der Bedarf an Brennholz immer mehr durch Kohle und Gas gedeckt wird, kommt heute übrigens mehr die Bauholzzone als die Brennholzzone in Betracht.

c) Die Lehre vom gerechten Arbeitslohn. Thünen wollte die Formel des idealen Lohnes $\sqrt{a\,p}$ sogar auf seinen Grabstein gesetzt haben. Sie wird mit Unrecht von der heutigen Wissenschaft so ganz verständnislos abgelehnt; enthält sie doch die wichtige, von Ricardo übersehene und erst wieder von der Grenznutzenlehre entdeckte Wahrheit: daß der Lohn mit der steigenden Ergiebigkeit der Arbeit (p) gleichfalls steigt. (Siehe u. S. 155 f.)

d) Das Verfahren Thünens. Während das Verfahren von Quesnay Smith und Ricardo ganz atomistisch ist und als Hauptmittel der Abstraktion denn auch Robinson, als Hauptziel die Erklärung der Werte hat; ist Thünens Verfahren, obzwar nicht minder

abstrakt (Gott sei Dank! — denn wo bliebe ohne Abstraktion die Wissenschaft?), um eine ganze Welt davon verschieden. Thünens Kreise stellen den ganzen Kosmos der Landbauarten dar, die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit des Wirtschaftens auf dem Boden, die Abhängigkeit der einzelnen Wirtschaftsarten (Bebauungsweisen) voneinander, ihren organischen Zusammenhang, ihre Abhängigkeit vom (Effektiv-) Preis. Trotz unerhörtester Abstraktheit wird hier die besonderste, handfeste Wirklichkeit voll erfaßt, ein wahrhaft Shakespearischer Blick in die Wirklichkeit getan. Hier ist universalistischer Geist am Werke, die Theorie der Wirtschaftsrechnung wird beiseite gelassen und die organische Gestaltung wirtschaftlichen Handelns und Leistens der eigentliche Gegenstand der Forschung.

In Thünens Verfahren kommt auch die heute in den Vordergrund gerückte Unterscheidung von beharrender (statischer) und fortschreitender (dynamischer) Wirtschaft voll zur Geltung. (Vgl. z. B. Bd. II/1. S. 155 f.)

c) Kurze Erklärung der wichtigsten Ackerbausysteme[1]).

I. Die Dreifelderwirtschaft (vom 9. bis 19. Jahrhundert in Europa herrschend gewesen). Das Ackerland ist in drei möglichst gleich große Teile geteilt, von denen in jährlichem Wechsel je einer brach liegt, einer mit Wintergetreide, einer mit Sommergetreide bestellt wird. Neben dem Ackerland sind ständige Weiden und Wiesen vorhanden.

Durch allmähliche Ausdehnung des Ackerlandes wurde die Düngererzeugung zu klein. Um eine bessere Viehhaltung mit reichlicher Düngerproduktion zu ermöglichen, ging man zur verbesserten Dreifelderwirtschaft über. Das Ackerland ist in 6, 9 oder noch mehr Felder geteilt, ⅓ ist mit Winter-, ⅓ mit Sommergetreide bestellt, ⅓ statt brach zu liegen, ganz, oder wenigstens teilweise, mit Futterpflanzen bebaut. (Das System wird heute noch in zahlreichen bäuerlichen Wirtschaften angewendet.)

II. Die Feldgras- oder Koppelwirtschaft. Das Ackerland wird eine Reihe von Jahren mit Getreide, und zwar abwechselnd mit verschiedenen Getreidearten, bebaut, und dann eine Reihe von Jahren zum Grasbau (gewöhnlich als Weide) benutzt. Es sind zu unterscheiden:

Die wilde Feldgraswirtschaft, bei der ein Teil so lange mit Körnerfrüchten bestellt wird, als der Ertrag lohnend erscheint; dann läßt man das Land als Weide liegen, während dafür vom früheren

[1]) Vgl. von der Goltz, Art. Ackerbausysteme im Handwörterb. d. Staatsw., 3. Aufl., Jena 1908; Areboe, D. Bewirtschaftung von Landgütern u. Grundstücken I. Allg. landw. Betriebslehre, Berlin 1917.

Weideland ein Stück der Bearbeitung unterzogen wird (war früher neben der Dreifelderwirtschaft gebräuchlich).

Bei der geregelten Feldgraswirtschaft ist eine größere Anzahl von Schlägen oder Koppeln, z. B. 7, 10, 15, die in bestimmter Fruchtfolge bebaut werden, vorhanden (z. B.: 1 Brache, 2 Wintergetreide, 3—5 Sommergetreide, 6—10 Gras bzw. Weide); unter dem Einfluß der Fruchtwechselwirtschaft wurden in 3—5 Hülsenfrüchte, in 6—10 Wurzelgewächse eingeschoben, wodurch eine Art Vereinigung von Feldgras- und Fruchtwechselwirtschaft erfolgt, und eine Verminderung der Schläge möglich ist.

Eine Abart der Feldgraswirtschaft ist die Egartenwirtschaft, in den Alpen und in den süddeutschen Gebirgsländern noch jetzt gebräuchlich. Das Ackerland wird mehrere Jahre hintereinander mit Ackerfrüchten bestellt, dann eine Reihe von Jahren dem natürlichen Graswuchs überlassen und als Weide oder Wiese (zum Grasbau) benutzt. Manchmal wird das Ackerland auch in bestimmte Schläge mit fester Fruchtfolge eingeteilt.

II. Die Fruchtwechselwirtschaft. Hier findet, womöglich ohne Brache, alljährlich ein regelmäßiger Wechsel zwischen dem Bau von Getreide und Blattfrüchten (Hülsenfrüchte, Futterpflanzen und Handelspflanzen) statt (nicht zwischen Getreide- und Grasbau). Z. B. enthält der sogenannte Hohenheimer Fruchtwechsel folgende Reihe: 1. Brache, 2 Raps, 3. Wintergetreide, 4. Wurzelgetreide, 5. Sommergetreide, 6. Klee, 7. Wintergetreide. Die Fruchtwechselwirtschaft hat an die physikalischen Beschaffenheiten und die Tragfähigkeit des Bodens dadurch günstige Wirkungen, daß sich die Pflanzen in ihrem Bedarf an Nährstoffen möglichst ergänzen. (Stickstoffanbäuende Wirkung der Hülsenfrüchte.) Sie wird dort notwendig, wo der Bedarf an Futtermitteln — um mehr und besseres Vieh halten zu können und mehr Dünger zu erzeugen — und an Ackerprodukten groß wird, und diese Produkte zu entsprechenden Preisen abgesetzt werden können. Die Fruchtwechselwirtschaft kam im Anfang des 19. Jahrhunderts in England, dann in Deutschland und Frankreich zur Anwendung. Sie ist ein intensives Bewirtschaftungssystem und bedingt wegen der oftmaligen Durcharbeitung des Bodens und starken Düngung einen großen Aufwand an Kapital und Arbeitskräften, sowie große Sachkenntnis und Intelligenz des Landwirtes. Sie ermöglicht durch Stallfütterung intensive Mast und Molkerei.

IV. Die Weide- und Graswirtschaft. Der größte Teil des nutzbaren Bodens dient der Grasnutzung, der Ackerbau tritt ganz in den Hintergrund, der Schwerpunkt liegt in der Haltung von Vieh, als Milchvieh oder Mastvieh. Dieses in allen seinen Formen extensive Betriebssystem kommt namentlich in den Alpen vor, wo geringere Dichtigkeit der Bevölkerung, Boden und Klima die Viehnutzung besonders vorteilhaft erscheinen lassen; aber auch in den Marschen von Schleswig-Holstein, Ostfriesland, Holland, wo neben dem Boden auch die Absatzverhältnisse dieses Wirtschaftssystem günstig erscheinen lassen. In den Alpen wird Milchvieh-, in den deutschen Marschen Mastviehnutzung betrieben.

V. Die freie Wirtschaft kennzeichnet sich dadurch, daß man sich nicht an einen festen Gang der Fruchtfolge bindet, sondern die Grundstücke jährlich nach fachmännischen Erwägungen bestellt. Sie trägt im Ganzen das Gepräge der Fruchtwechselwirtschaft an sich, gestattet aber infolge reichlicher Düngung, Bodenbearbeitung und Maschinenanwendung, den Anbau unabhängig von den Wachstumsverhältnissen mehr nach den wirtschaftlichen Konjunkturen zu richten, so daß die höchsten Gelderträge erzielt werden. Sie ist die intensivste, den größten Kapital- und Arbeitsaufwand erfordernde Betriebsweise. Auf sehr großen Gütern ist sie kaum durchführbar, am günstigsten hingegen auf Gütern mit zahlreichen zerstreut liegenden, in Größe und Beschaffenheit sehr verschiedenen Grundstücken.

3. Friedrich List.

a) Wirtschaftsgeschichtlicher Rückblick.

In Deutschland hatte zwischen dem praktischen Schutzbedürfnisse des Großgewerbes und der herrschenden Lehre des Freihandels längst ein Widerspruch bestanden. Sobald die deutschen Einzelstaaten mit der Gründung des deutschen Bundes (Wiener Bundesakte 1815) ihre Souveränität erlangt hatten, gingen sie alsbald daran, sich mit hohen Zöllen zu umgürten. Da sie aber zu klein waren, um den großen Industrien hinreichende Märkte zu bieten, so konnte schließlich aus den vielen Zöllen kein ausgiebiger Schutz erwachsen. Zwar hatte Preußen zum Teil schon seit 1816 alle Binnenzölle aufgehoben, so daß wenigstens ein freier, erleichterter innerer Markt geschaffen war, und 1818 einen sehr gemäßigt schutzzöllnerischen Tarif (10—15 % vom Wert der Waren) eingeführt. Damit waren aber die Unzuträglichkeiten im übrigen Deutschland nicht behoben. Auch in Österreich waren die einzelnen Kronländer durch Mauthen und Zölle getrennt geblieben, bildeten daher eigene Marktgebiete. Schon im Jahre 1819 strebten die mittel- und süddeutschen Fabrikanten, deren Gebiete unter staatlicher Zersplitterung am meisten zu leiden hatten, durch eine berühmte, von Friedrich List entworfene Petition um „Aufhebung der Zölle und Mauthen im Innern Deutschlands“ und „Aufstellung eines allgemeinen, deutschen, auf dem Grundsatz der Retorsion beruhenden Zollsystems“ dem abzuhelfen — also noch im freihändlerischen Geiste. Die Wiener Regierung unter Metternich hatte aber in ihrem von politischer Angst eingegebenen Abschließungsstreben kein Verständnis für solche Forderungen. Erst im Jahre 1833 führten die Anstrengungen patriotischer Männer,

vor allem Friedrich Lists, und preußische Regierungsweisheit zur Gründung des deutschen Zoll- und Handelsvereins, der auf der Grundlage des preußischen Zollsystems zwischen den deutschen Staaten zustande kam — wegen seiner politischen Bedeutung allerdings nur mit Ausschluß Österreichs. Damals geschah es hauptsächlich, daß die Ausschließung Österreichs aus dem Reiche, trotzdem es die politische Vormacht gegenüber Preußen noch unbestritten innehatte, vorbereitet wurde.

Zur Zeit der Gründung des Zollvereins herrschte die Lehre Smithens und damit die Theorie des Freihandels in den Gelehrten- und Beamtenkreisen Deutschlands noch uneingeschränkt. Diesen Standpunkt hatten sowohl der badische Staatsrat Nebenius in seiner Denkschrift v. J. 1818 über die deutsche Zollfrage, welche er dem Wiener Kongreß vorlegte als auch der damalige Tübinger Professor Friedrich List in der erwähnten Bittschrift der mittel- und süddeutschen Industriellen vertreten. Der Zollsatz von durchschnittlich 10 % des Wertes, mit dem man im Zollverein den Übergang zum wirklichen Freihandel vollzogen zu haben glaubte, war aber praktisch für die junge Industrie ein viel zu schwacher Schutz. Jedoch entwickelte sich der Tarif von selbst immer mehr zum wirklichen Schutztarif, dadurch nämlich, daß die ursprünglichen Preissätze trotz der eingetretenen, steten Verbilligung der Waren beibehalten wurden. So verblieb es nur rechnerisch bei dem 10%igen Zollsatz, in Wahrheit ergab sich eine höhere Belastung. Dieser Entwicklung widersprachen nun die Freihändler, und so vergrößerte sich der Widerspruch zwischen Lehre und Leben immer mehr. Da trat Friedrich List hervor, um ihn mit einer neuen handelspolitischen Theorie zu lösen.

b) Darstellung.

Friedrich List wurde 1789 als Sohn eines Gerbermeisters in Reutlingen geboren und besuchte bis zum 14. Jahre das Gymnasium, erlernte dann das Handwerk seines Vaters, kam aber bald in die Stadtschreiberei zu Blaubeuren und arbeitete sich, seine weitere Bildung hauptsächlich durch Selbststudium erwerbend, allmählich zu höheren Stellungen im Verwaltungsdienst empor. Als das liberale Ministerium Wangenheim zur Regierung kam, berief man ihn zur Mitarbeit an der Verwaltungsreform und 1817 zum Professor der Staatspraxis an der Universität Tübingen. Schon damals versuchte er in seinen Vorträgen neue Gedanken über die Wirkungen des Zollschutzes zu gewinnen, angeregt durch die Beobachtung, daß die Kontinentalsperre, indem sie Deutschland vor der überlegenen englischen Industrie Schutz gewährte, sehr günstig auf das heimische Gewerbe gewirkt hatte. „Die erstaunlichen Wirkungen des Kontinentalsystems und die zerstörenden Folgen seiner Aufhebung lagen damals noch zu nahe, als daß ich sie hätte übersehen können," erzählt List selber. Allein schon 1819, als List die Gründung eines Vereins der mittel- und süddeutschen Industriellen bewirkte und die oben erwähnte Bittschrift um die Beseitigung der Binnenzölle verfaßte, mußte er seine Entlassung nehmen.

Als Geschäftsführer jenes Vereins ist er schon damals als „der intellektuelle Repräsentant der Idee eines deutschen Zollvereins" zu betrachten (Dühring). 1820 wurde er in die württembergische Kammer gewählt. Infolge seiner freiheitlichen Anschauungen wurde er 1822 zu zehnmonatlicher Festungshaft verurteilt, der er sich aber anfangs durch die Flucht entzog. Später zurückgekehrt, wurde er in der Festung Asperg in Haft gesetzt. Gegen das Versprechen der Auswanderung entlassen, ging er nun (1824) mit seiner Familie nach Amerika.

Die amerikanische Volkswirtschaft zeigte in handelspolitischer Hinsicht einen ähnlichen, aber viel krasseren Widerspruch zwischen der Staatspraxis und der Theorie des Gehen- und Machenlassens, wie die deutsche. List erkannte dies. 1827 verfaßte er zwei Broschüren, in denen er zum ersten Male eine Theorie des Schutzzolles versucht. Durch die Entdeckung eines Steinkohlenlagers in bessere Verhältnisse gelangt, kehrte er, der glühende Patriot, 1830 wieder nach Deutschland zurück. Hier war er durch rastlose Werbearbeit für die Idee des Zollvereins sowie für die Hebung des Eisenbahnwesens tätig. Die meisten ersten Eisenbahnbauten Deutschlands (so die Dresden-Leipziger Bahn) sind auf seine Förderung und Anregung zurückzuführen. Hauptwerk: „Das nationale System der politischen Ökonomie", 1840.

Trotzdem List in Deutschland manche Anerkennung, besonders durch Nebenius, fand (weniger indessen bei den Fachgelehrten, wo ihn fast allein Hildebrand [1848] und später erst in voller Wertschätzung Eugen Dühring zu Ehren brachte), und trotzdem sein „Nationales System" in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, kam List doch immer mehr in eine sorgenvolle innere und äußere Lage. Dazu kamen quälende körperliche Leiden. Im Jahre 1846 hat er sich bei Kufstein in Tirol erschossen.

List wendet sich gegen die Smith-Ricardosche Auffassung der Volkswirtschaft, und zwar mit Beweisgründen, die denen Adam Müllers vielfach verwandt sind. Smith habe bloß den Tauschwert, sogar bloß den Tauschwert der Sachgüter zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht, und nur die körperliche Arbeit als die produktive Kraft betrachtet. Dieser „Theorie der Werte" müsse eine Theorie der produktiven Kräfte, die hinter den Werten stehen, an die Seite gestellt werden. „Die Prosperität einer Nation ist nicht . . . um so größer, je mehr sie Reichtümer anhäuft, sondern je mehr sie produktive Kräfte entwickelt hat." „Theorie der Werte" — das heißt nur: Theorie des Wertes und Preises von schon fertig gebildeten Gütern; „Theorie der produktiven Kräfte" — das heißt dazu: Erkenntnis der Bedingungen jener Wertbildung, der wirkenden Ursachen von Güterentstehung, von der Wiedererzeugung des Volksreichtums. Denn die Ursachen des Reichtums sind etwas ganz anderes als der Reichtum selbst! Die Gesetze eines Staates, seine öffentlichen Einrichtungen, Wissenschaft und Künste, Religiosität, Sittlichkeit,

Intelligenz und Bildung, Rechtssicherheit, politische Macht des Staates und vor allem: harmonisches Nebeneinander von Agrikultur, Manufaktur und Handel in einer Nation — alle diese Umstände, gleichgültig, ob sie unmittelbare Werte erzeugen oder nicht, stellen nach List fruchtbare Kräfte, Quellen dauernden Reichtums dar. „Die christliche Religion, die Monogamie ... die Erblichkeit des Thrones, die Erfindung der Buchstabenschrift, der Presse, der Post ... und die Transportmittel sind reiche Quellen produktiver Kraft ... Um den Einfluß der Gewissensfreiheit auf die produktiven Kräfte ... kennen zu lernen, braucht man nur die Geschichte von England und dann die von Spanien zu lesen. Die Öffentlichkeit der Rechtspflege, die parlamentarische Gesetzgebung ... gewähren den Bürgern ... wie der Staatsgewalt eine Summe von Energie und Kraft, die sich schwerlich durch andere Mittel erzeugen läßt. Kaum ist ein Gesetz ... denkbar, wodurch nicht auf die Vermehrung oder Verminderung der produktiven Kraft ... Einfluß geübt würde". (Nationales System, S. 209.)

Es ist daher nicht richtig, daß eine Nation ebensogut wie der einzelne Kaufmann ihre Waren da kaufen soll, wo sie am wohlfeilsten zu haben sind, wie die Freihandelslehre will, und daß Schutzzölle bloße Monopole der Gewerbetreibenden auf Kosten der Nation seien.

Zuerst und vor allem gilt dies deswegen nicht, weil die durch den Schutz neu gepflanzten Industrien ein Glied in der Gegenseitigkeit der Wirtschaftszweige bedeuten, ein Wachstum an fruchtbaren Kräften im Ganzen der Volkswirtschaft. Wie geschieht dies? Dadurch, daß der Schutzzoll nicht dieses oder jenes einzelne Großgewerbe schützt, sondern das gesamte Gebäude des Gewerbefleißes. Ich möchte diese großen Gedanken Lists von der fruchtbaren Wirkung der Gegenseitigkeit so verdeutlichen: Die Bergwerke gedeihen am besten, wenn sie marktnahe Abnehmer in inländischen Hochöfen, die Hochöfen, wenn sie angeschlossene oder marktnahe Walzwerke haben; diese wieder am besten, wenn sie marktnaher Abnehmer in Maschinenfabriken, Eisenbahnen, Bauindustrien usf. sicher sind; die Maschinenfabriken wieder, wenn Maschinen verwendende Gewerbe, jene anderen, wenn die Verbraucher für ihre Leistungen da sind. Ergebnis: Das eine Gewerbe gedeiht nur, wenn alle da sind! Denn die Rohstoffherstellung gedeiht nur, wenn das Veredelungsgewerbe dahinter steht, dieses nur, wenn ihr die Fertigerzeugung folgt. Aber auch zwischen den Zweigen der Fertiggewerbe unter sich bestehen wieder dieselben Beziehungen. Wenn z. B. die chemische Farbenerzeugung durch einen Zoll im Inland, obwohl nur teurer, ermöglicht wird, so ersteht damit für die inländische Textilindustrie in der neuen chemischen Arbeiterbevölkerung ein neuer Markt. Und dadurch kann die Last der Verteuerung der Färbemittel von der Textilindustrie selbst dann getragen werden, wenn eine geringe Verteuerung der Textilware nötig wäre, denn der Markt ist zugleich erweitert worden. — Die gleiche Abhängigkeit besteht abermals zwischen Landwirtschaft und Industrie. Die Industrie ist Abnehmer der Landwirtschaft und nützt ihr um so mehr, ein je näherer Markt sie für die Landwirtschaft ist. List kommt hier zu dem mit den Thünenschen Lehren ganz übereinstimmenden Ergebnisse: daß die Ergiebigkeit der Landwirtschaft mit der Nähe des Absatzmarktes wachse. Ein marktnahes Großgewerbe ist der natürlichste Förderer der Landwirtschaft, daher ihm Schutzzölle für diese nicht notwendig erscheinen. So sind Ackerbau und Industrie von Natur aus bestimmt, „im ewigen Frieden" zu leben. — In ähnlicher Weise besteht ein inniger Zusammenhang zwischen Gewerbefleiß und Transportwesen. Ein gutes Verkehrsnetz bewirkt eine Erweiterung des Marktes, ermöglicht dadurch Maschinenanwendung und Großbetrieb, und damit wieder: Herabsetzung der Preise.

Zum zweiten gilt der Grundsatz der Freihandelstheorie, daß man da erzeugen und kaufen solle, wo es augenblicklich am billigsten möglich sei, selbst für den Einzelnen, nur augenblicklich, aber keinesfalls für das Ganze. Denn sobald die fruchtbaren Kräfte durch den Schutz entwickelt sind, arbeiten die betreffenden Gewerbe nicht mehr teurer, sondern mindestens um die auswärtigen Fracht- und Handelskosten billiger. Die Schutzzölle verteuern also nur im Anfang die gewerblichen Güter, aber das sind nur Opfer, die die Gegenwart für die Zukunft bringt. „Im Laufe der Zeit werden die Produkte bei einer zur Aufbringung einer vollständigen Manufakturkraft [d. h. zur Erziehung einer Industrie] befähigten Nation wohlfeiler im Inland fabriziert als von außen eingeführt ..." Der Verlust von Tauschwerten, den das Land durch den Zollschutz anfangs erleidet, ist nur das Erziehungskapital

für die Industrie. Durch diese Erziehung wird dem Lande mit vorübergehenden Opfern eine dauernde Produktivkraft, eine große Vermehrung an Bevölkerung und Reichtum gewonnen. Der Schutz der Industrie ist aber allerdings nur so weit dem Gedeihen des Volkstums zuträglich, als er dem Grad der industriellen Bildung entspricht: die Zölle sind Erziehungszölle, jeder überflüssige Schutz, jede Übertreibung ist nachteilig.

Der Grundgedanke der Freihandelstheorie wird so, indem es nur eine Erziehung der Kräfte gilt, auch bei List zwar das letzte Ziel. Aber: damit das Freihandelssystem natürlich wirken könne, müssen erst die minder vorgerückten Nationen auf jene Stufe der gewerblichen Ausbildung gehoben werden, die den überlegenen (damals England) schon eigen ist. So schiebt sich zwischen Individuum und Menschheit die Nation, d. h.: nicht alle Individuen der Menschheit können gegenseitig Gewerbefreiheit, freien Handel üben. Das gilt nur innerhalb der nationalen Volkswirtschaft, innerhalb jenes Mittelgliedes, in dem der Einzelne seine unmittelbare Wohlfahrtsgemeinschaft findet. Erst hier kann sich die Teilung der Arbeit voll entfalten. „Diejenige Nation wird die meiste Produktivkraft besitzen, folglich die reichste sein, welche die Fabrikationskräfte nach allen Verzweigungen innerhalb ihres Territoriums zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet hat, und deren Territorium und landwirtschaftliche Produktion groß genug ist, um ihre Fabrikbevölkerung mit dem größten Teil der ihr erforderlichen Lebensmittel und Rohstoffe zu versehen."

List gibt also bei seiner Begründung des Zollschutzes den theoretischen Kern der Freihandelslehre bloß in dem Sinne zu, daß Freihandel nur als Ergebnis zöllnerischer Entwicklung, nur zwischen Nationen wirtschaftlich gleicher Stufe gelte, da nur dann ein Wettkampf mit gleichen Kräften möglich sei; dagegen inmitten überlegener Industriestaaten ein Agrarstaat niemals eine Industrie entwickeln könne. Denn jene alten Industrien haben wichtige Vorteile vor den neuaufstrebenden voraus: die große Schulung der Unternehmer, die gebahnten Absatzwege, den geschulten Arbeiterstand, die Größe der überschüssigen Kapitalien und ein entwickeltes Verkehrswesen. Andererseits ist es durchaus nicht der Fall, daß nur einzelne Völker, z. B. Engländer und Franzosen, zur großgewerblichen Tätigkeit vorherbestimmt seien. Vielmehr ist jedes Volk dazu befähigt, sobald es den nötigen Überschuß an Kapital und Bevölkerung erzeugt hat.

Daß der gleiche handelspolitische Grundsatz allen Zeiten und Völkern angemessen sei, schien ihm schon deshalb unmöglich, weil die Wirtschaft der Völker verschiedene Entwicklungsstufen durchmacht. So kommt List zu einer Lehre von den Wirtschaftsstufen. Er unterscheidet: 1. das Jägerleben, 2. das Hirtenleben, 3. den Ackerbaustaat, 4. Agrikultur-Manufakturstaat, 5. den Agrikultur-Manufaktur-Handelsstaat. Dieser letztere ist das Ideal, ist der vollkommene Wirtschaftsstaat, in dem „der Tausch von einheimischen Manufakturprodukten gegen einheimische Agrikulturprodukte" stattfindet. Die verschiedenen Stufen erfordern je eine andere Handelspolitik. Den ersten drei Entwicklungsstufen ist der Freihandel angemessen. Denn dieser bedeutet für die primitiven Stadien sowie für den reinen Ackerbaustaat, dessen Bevölkerung zu dünn ist und dessen Kapitalien zu gering sind, um mit Hoffnung auf Erfolg ein Großgewerbe erziehen zu können, den vorteilhaftesten Eintausch von gewerblichen Gütern. Hat aber der Ackerbau den nötigen Kapital- und Bevölkerungsüberschuß erzeugt, dann kann die Anlegung jenes Kapitals, die Beschäftigung jener Bevölkerung erfolgen, d. h. eine Industrie erzogen werden. Ist dann nach längerer Wirksamkeit des Schutzsystems die Stufe des vollendeten Wirtschaftsstaates erreicht, so sind alle Schutzmaßregeln überflüssig, ja sogar schädlich, weil der Wettbewerb des Auslandes als Sporn zur Weiterentwicklung notwendig ist. Das letzte Ziel ist wieder der Freihandel, der so auf der untersten wie obersten Stufe der passende Grundsatz der Wirtschaftspolitik ist. Auf der Stufe des Ackerbaustaates erklärte List damals Italien, Spanien, Portugal, die Türkei und Rußland; auf der Agrikultur-Manufakturstufe Deutschland und Nordamerika, wofür ihm in Deutschland insbesondere in der starken Bodenzersplitterung und massenhaften Auswanderung der Beweis vorlag. Auf der letzten Stufe fand er Großbritannien, das in der Tat auch bald (1846) zum reinen Freihandel überging, und zum großen Teil auch Frankreich. Deutschland bedarf zum Übergang in die letzte Stufe eines ausgedehnten Territoriums, weshalb List neben dem Schutz aller inländischen Fabrikationszweige die Erweiterung des Zollvereines bis an die Meeresküsten im Süden und Norden, eine deutsche Seemacht und Navigationsakte forderte. Lists politisches

Ziel ging aber noch weiter. Er erträumte ein Deutsches Reich, das von Dünkirchen bis Riga und von der Nordsee bis zur Adria reicht.

Mit der Entwicklungstheorie in Zusammenhang steht Lists Bevölkerungslehre. Nach ihm hat jede Wirtschaftsordnung ihre eigene Fassungskraft für Bevölkerung, die sogenannte Bevölkerungskapazität — je höher der wirtschaftliche Zustand, um so höher die Bevölkerungskapazität. Mit diesem Beweisgrund und weil Landwirtschaft und Industrie unabsehbare technische Fortschritte zu machen vermögen, wendet sich List gegen die Malthusische Übervölkerungstheorie. „Wenn in einer Nation die Bevölkerung höher steigt als die Produktion an Lebensmitteln, wenn die Kapitale sich am Ende so anhäufen, daß sie in der Nation kein Unterkommen mehr finden . . . so ist dies nur ein Beweis, daß die Natur nicht mehr haben will, daß Industrie, Zivilisation, Reichtum und Macht einer einzigen Nation ausschließlich zuteil werden [und] daß ein großer Teil der kulturfähigen Erde nur von Tieren bewohnt sei . . ."

c) Zur Beurteilung Lists, insbesondere die Lehre von Freihandel und Schutzzoll.

Ein Urteil über Lists Lehre gewinnen wir, wenn wir Freihandel und Schutzzoll einander gegenüberstellen.

Bestechend erscheint das Ideal des Freihandels: eine zwischenvölkische Arbeitsteilung, die bewirkt, daß die Waren stets an jenen Orten erzeugt werden, welche die besten Bedingungen dafür bieten, so daß die Herstellung am billigsten erfolgen kann. (Dies die Begründung Smithens, jene Ricardos s. o. S. 81 f.) Es ist der Grundsatz der Gewerbefreiheit ins Weltwirtschaftliche übertragen; völkische und zwischenvölkische Gewerbefreiheit und Arbeitsteilung sollen dieselbe Bedeutung haben! List hat dagegen a) die wechselseitige Bedingtheit der Erzeugungszweige gestellt und b) gezeigt, daß (vor Eintreten des freien Wettbewerbes) die produktiven Kräfte erst erzogen werden müssen (wie oben dargelegt). — Die gegenwärtige Wissenschaft schwankt noch immer zwischen beiden Theorien hin und her. Mir kann kein Zweifel sei, daß die Zollschutztheorie den unendlich größeren Wahrheitsgehalt hat. Die Freihandelstheorie ist eine dürre Konstruktion, die von Gütern und Erzeugungsvorgängen als von Gegebenheiten ausgeht (List nannte das „Theorie der Werte"), statt vom Werden; und die von Gegenseitigkeit keine Ahnung hat. Im Besonderen ist ihre Behauptung unhaltbar, daß unter zwei tauschenden Nationen beide denselben Gewinn haben. Die verschiedene Kapitalkraft, mit der die einzelnen

Nationen arbeiten, wird immer eine große Verschiedenheit des nationalen Gewinnes bedingen, indem der kapitalkräftigere im natürlichen Vorteil bleibt; und wie die Größe des Handelsgewinnes auf beiden Seiten verschieden ist, so auch der Grad der Abhängigkeit, in dem sich die einzelnen Nationen voneinander befinden (Hildebrand).

Nicht schlechthin richtig ist dagegen die Ansicht Lists, daß nach genügender erzieherischer Wirksamkeit der Zölle der einfache Übergang zum Freihandel erfolgen könne. Der Schutzzoll bewirkt immer, daß sich in größerer Anzahl Unternehmungen bilden, die nur noch durch den Vorteil des Zolles lebensfähig sind, während die anderen, besser gestellten Unternehmungen eine Vorzugsrente genießen. (Eine solche Stufenleiter von Unternehmungen bildet sich übrigens, durch die individuelle Verschiedenheit der Geschäftsbedingungen verursacht, auch ohne Schutzzoll.) Und so würde bei Auflassung des Zolles die ganze Gruppe der Schwächsten einfach dem Untergange preisgegeben werden. Daher ist der Übergang von einem einmal eingeführten Schutzzoll zum Freihandel so überaus schwierig! — Aber selbst hiervon abgesehen, wird der reine Freihandel nicht selten die Gefahr bringen, daß auch die kräftigen und gesunden Industriegruppen schweren Kämpfen entgegengeführt werden. In dem zwischenstaatlichen Wettbewerb haben die kapitalreichsten und mit den besten natürlichen Vorteilen ausgestatteten Industrien den endlichen Vorteil, und so können die mit bedeutenden Opfern großgezogenen einheimischen Produktivkräfte der Zerstörung ausgeliefert werden.

Die Schattenseite des Schutzzolles ist, daß er, weil nicht alle Erzeugungszweige in den Anlagen eines Volkes, in seinem Boden, Klima, seiner Kapitalkraft die vollständigen Voraussetzungen haben können, leicht eine dauernde Festlegung relativ unfruchtbarer Kapitalien und Arbeitskräfte in Teilhausindustrien auf Kosten der ertragreichen Zweige des Gewerbes bewirkt — ein Einwand, den Lujo Brentano in den Vordergrund gerückt hat. Diese Schwierigkeit löst sich aber in einer Gradfrage des Schutzes und in eine Frage nach dem Gelingen des Zolles auf. Im Einzelfalle ist daher der Listischen Theorie gegenüber der nur relative Wert von Schutzzoll wie von Freihandels allerdings zu bedenken. Diese Erkenntnis steht aber nicht im Widerspruch zu dem Geist der Theorie von List! Die Grundgedanken der Erweckung produktiver

Kräfte und ihrer Erziehung durch den Zoll; sowie der Gegenseitigkeit als ihre Lebensbedingung ist das Wesentliche. Und diese beiden Gedanken gehören in dem Maße zum dauernden Bestand der Volkswirtschaftslehre, als diese sich von atomistischem Denken befreit, nicht beim jeweilig Gegebenen stehen bleibt, sondern auf die dahinter liegenden Gegenseitigkeiten und lebendigen Zusammenhänge (universalistisch) zurückgeht; als sie wirklich von einer atomistischen Theorie der Werte zu einer universalistischen Theorie der Leistungen (Funktionen) wird!

List's Lehre ist kein vollständiges Gebäude der Volkswirtschaftslehre, sondern nur eine Theorie des internationalen Güteraustausches, und zwar als Theorie jener fruchtbaren Kräfte, die durch den internationalen Austausch in Mitleidenschaft gezogen werden. Man kann Lists Theorie auch als eine Erweiterung der Lehre von der Arbeitsteilung betrachten: nicht die Teilung und Vereinigung der technischen Verrichtungen innerhalb einer Fabrik allein ergibt nach ihm die höchste Fruchtbarkeit; sondern erst die Vollständigkeit der Arbeitsteilung innerhalb der ganzen Volkswirtschaft; die Vermehrung der Fruchtbarkeit durch Teilung muß sich fortsetzen bis zum Gesamtverband der Volkswirtschaft: durch nationale, nicht durch internationale Teilung kann das Höchstmaß an Fruchtbarkeit entwickelt werden.

List ist vor allem noch in seinem Verfahren bedeutsam. Die systematische, streng theoretische Untersuchung war weniger seine Sache; dagegen hat er eine universalistische und wahrhaft geschichtliche Betrachtungsweise und eine Berücksichtigung der gesellschaftlichen Zusammenhänge der Wirtschaft durchgeführt, wie vor ihm nur Adam Müller. Er ist nicht beim Atomismus der Schule Ricardos stehen geblieben. Indem er die Beurteilung des Gütertausches zwischen den Volkswirtschaften vom Stande der wirtschaftlichen Entwicklung, den Reichtum an Kapitalien, der Schulung von Unternehmern und Arbeitern usw. abhängig machte, kam er über die abstrakte Betrachtungsweise Smithens und besonders Ricardos, die schematisch vom Individuum schlechthin ausgegangen waren, hinaus. Die Einführung des Begriffs der konkreten kulturellen Gemeinschaft mit dem Begriffe der Nation (anstelle unbeschränkten, also kosmopolitischen Verkehrs der Individuen) vollendet methodisch dieses Vorgehen. Hildbrand sagt von ihm geradezu: „List hat die Nationalökonomen Deutschlands zum historischen Studium hingedrängt." Und in der Tat hat er — obzwar in weniger grundsätzlicher und wuchtiger Beweisführung von geschichtlicher und universalistischer Grundlage ausgehend als Adam Müller — durch reichliche Heranziehung seines Beweismaterials aus der Geschichte, den lebendigsten Eindruck gemacht. An der Hand der Geschichte von Italien, England, Frankreich und anderer Staaten suchte er zu zeigen, wie der Gewerbefleiß durch merkantilen Schutz großgezogen wurde; und an den Beispielen von Amalfi, Genua, Venedig, Pisa und der deutschen Hansa, wie sie durch den Mangel an Nationaleinheit und einer vollständigen Ausbildung aller inneren erzeugenden Kräfte verfiel! — Eine im engsten Sinne geschichtliche Methodik der Volkswirtschaftslehre darf man aber List freilich nicht zuschreiben. Zwar behauptet er „in direktem Widerspruch mit der Theorie zuallererst die Geschichte" um ihre Lehren zu befragen; doch sind es in Wahrheit mehr die Beobachtungen im zeitgenössischen Wirtschaftsleben, die Lists ganze Lehre tragen: die Kontinentalsperre, Deutschlands provinzielle Zollverfassung und die Verhältnisse in den amerikanischen Agrarstaaten.

Wichtig ist auch die Verwandtschaft Lists mit Adam Müller in der grundsätzlichen Auffassung der Wirtschaft. Der Gedanke, daß es nicht allein auf die Tauschwerte, sondern noch mehr auf die geistigen und moralischen Kräfte als den Bedingungen der Wertvorgänge, und auf die organische Zusammensetzung des Ganzen, auf die Verhältnismäßigkeit der Teile im Ganzen ankomme, war ja der tausendfach abgewandelte Grundgedanke Adam Müllers! List und Müller trafen sich mit diesem Gedanken nicht nur im Widerstreit gegen Smith, sondern auch im Aufbau ihrer eigenen Lehrgebäude. List hat hier eigentlich nur (außer in seiner Folgerung auf die Theorie des auswärtigen Handels) in der Darlegung der konkreten Zusammenhänge Fortschritte gemacht, nämlich in der Darlegung des die Produktivität bedingenden und erhöhenden Zusammenhanges der Industriezweige untereinander, sowie desjenigen von Landwirtschaft und Industrie; denn den allgemeinen, theoretischen Zusammenhang hatte schon Adam Müller klargestellt. Allerdings zielt bei Müller alles auf den strengsten organischen (universalistischen) Staatsbegriff ab, während bei List eine nur vage, vom Zwecke des Individuums durchbrochene, oft auch liberalisierende Durchführung des Universalismus anzutreffen ist. Und allerdings will Müller durchaus auf mittelalterliche, im Persönlichen begründete Verhältnisse, unter entschiedenster Bevorzugung der Grundaristokratie, List überall auf die Ausbildung der modernen Geldwirtschaft und Großgewerbe hinstreben ohne Bevorzugung der Grundbesitzer, deren Interesse er für die damaligen Verhältnisse schon durch die Erziehung

eines marktnahen Großgewerbes genug gefördert sah. Aber die allgemeinste Methodik ihres ökonomischen Denkens ist die gleiche, wie beide auch in der Betonung des Momentes der Dauer und der ganzen Entwicklung übereinstimmen[1]). — Übrigens ist auch darauf hinzuweisen, daß schon Quesnay und Smith, sofern sie die Quelle des Reichtums in den Bedingungen für die Wiedererzeugung der Güter sahen, den Unterschied zwischen den Produktivkräften und dem schon gegebenen Sachgütereinkommen der Volkswirtschaft erkannt hatten, wenn auch diese Unterscheidung nicht verwertet und durchgeführt wurde.

Nicht voll zutreffend ist die übliche Parallele zwischen List und dem Merkantilismus, die Lists Lehre einfach als Neumerkantilismus bezeichnet. Innere Verwandtschaft zwischen List und dem Merkantilismus ist wohl vorhanden, jedoch ist die Theorie der Produktivkräfte und der Wechselwirkung aller Zweige der Volkswirtschaft doch etwas wesentlich anderes als eine bloße Erneuerung der merkantilen Zolltheorie. Während die letztere an Geldeinfuhr, Handelsbilanz, Überwindung der Naturalwirtschaft orientiert ist, beruht die Listsche auf dem Grundsatz der industriellen Gegenseitigkeit und Erziehung; während für List der Freihandel das formale Ziel ist, die zollmäßige Beschränkung nur Mittel, kennt der Merkantilismus diese Unterscheidung nicht. — Über Lists Einwand gegen Malthus vgl. oben S. 77.

4. Deutsch-russische Wirtschaftsforscher.

An dieser Stelle sei auch die sogenannte deutsch-russische Schule welche Roscher für die ältere Nationalökonomie unterscheidet, erwähnt. Ihre wichtigsten Vertreter sind Storch, Canerin und Bernhardi. Das Hauptwerk des letzteren „Versuch einer Kritik der Gründe, welche für großes und kleines Grundeigentum angeführt werden" (Petersburg 1849) ist vielleicht das bedeutendste Werk dieser Gruppe. Sein Hauptinhalt ist, entgegen seinem Titel, dogmenkritischer Natur. Bernhardi wendet sich besonders gegen Ricardo und Say, indem er deren Vernachlässigung der landwirtschaftlichen Interessen bekämpft und selbst eine Schutzzollpolitik empfiehlt, die alle drei Formen, den Groß-, Mittel- und Kleinbesitz berücksichtigt. Da alle drei

[1]) Von diesem engen Verhältnis beider, das heute übersehen wird, war man denn auch damals, als ihre Wirksamkeit noch lebendig war, durchdrungen. Z. B. schreibt Hildebrand (Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft, 1848, S. 69): „Man hat List mit Burke verglichen, man hat ihn sogar einen ökonomischen Luther genannt, und man hat ihn andererseits für einen kenntnislosen Marktschreier erklärt, der das wenige Gute in seinen Schriften von Müller gestohlen, und noch dazu mißverstanden wiedergegeben habe." — Auch die eingehende Abhandlung des Verhältnisses zwischen List und Müller bei Hildebrand (S. 59—62), die allerdings nicht ganz zutreffend ist, beweist mir dasselbe.

Betriebsformen ihre verhältnismäßigen Vorteile haben, ist keine absolut zu bevorzugen, sondern ihre Erhaltung in entsprechender Verteilung anzustreben.

VII. Der Optimismus Careys und seine europäischen Entsprechungen.

1. Die Lehre Careys.

Die amerikanische Volkswirtschaftslehre wird hauptsächlich vertreten durch das System Henry Charles Careys.

Carey (1793—1879) war der Sohn eines aus Irland eingewanderten amerikanischen Verlagsbuchhändlers. Seine Hauptwerke sind die Principles of political economy, 3 Bde., 1837/40 (in diesem Werke ist Carey noch Freihändler), und Principles of social science, 1858/59 („Grundlagen der Sozialwissenschaft", deutsch von C. Adler, 1863/64); Lehrbuch der Volkswirtschaft u. Sozialwissenschaft, deutsch von C. Adler, München 1866.

Careys Lehre ist eine Lehre der Harmonie und des Optimismus, der er als Leitspruch das Wort Keplers voranstellte: „Das Weltgebäude ist ein harmonisches Ganzes."

Der Volksreichtum als Summe aller Nützlichkeiten wird (ähnlich wie bei List) in Gegensatz zur Summe aller Tauschwerte gebracht. Nützlichkeit ist die Macht des Menschen über die Natur; Wert ist die Macht der Natur über den Menschen, d. h. der Widerstand, den die Natur dem Besitz der begehrten Dinge entgegensetzt. Wert ist mithin = den Reproduktionskosten. Die Macht des Menschen über die Natur steigt fortwährend, ihr Widerstand sinkt. Daher steigt der Reichtum, die Werte sinken. Dem Boden kommt keinerlei Sonderstellung unter den Erzeugungsmitteln zu, denn dieser ist, wirtschaftlich betrachtet, ein durch Menschenhand gebildetes Werkzeug. Ebenso wie man aus Eisen ein Dampfmaschine baut, wird der Boden zum Erzeugungsmittel umgeformt, nämlich urbar gemacht. Weil auf diese Weise der Boden ebensogut zu den „gemachten" Werkzeugen gehört wie alle übrigen, ist Grundeigentum einfach Kapitalbesitz; nur eine besondere Art, nämlich von im Boden fest aufgespeicherter Arbeit. Die Grundrente fällt nicht wie nach Ricardos Lehre dem Besitzer umsonst in den Schoß, sonder ist eine Kapitalrente. Die Erzeugung auf dem Boden folgt denn auch demselben für die ganze Volkswirtschaft gültigen

Gesetz steigender Nutzbarkeit der Arbeit und fallender Tauschwerte der Erzeugnisse.

Carey wendet sich gegen Malthus und Ricardo. Es sei nicht richtig, daß man infolge zunehmender Bevölkerung zu immer schlechteren Böden greifen müsse, wodurch immer neue Grundrente entstehe. Die Beobachtung des wirklichen Ganges der Bodenkultur lehre vielmehr das Umgekehrte. Nicht den besten Boden habe man zuerst angebaut, sondern den schlechteren, ebenso wie man bei allen übrigen Erzeugungsmitteln erst mit dem dürftigen Material begonnen habe (z. B. begann man mit der steinernen Axt und ging erst dann zur eisernen über). Zuerst wird der höher gelegene, trockene, leichte Boden, der Bergabhang, der sich von selbst entwässert, angebaut, und erst später die besseren, tiefer liegenden Böden, die mit Morästen bedeckt, von Überschwemmungen und ungesundem Klima heimgesucht sind. Die Besiedelungsgeschichte von Ägypten bis Amerika bezeugt dies.

Damit wird die pessimistische Ansicht von der Entwicklung der individualistischen Wirtschaftsordnung ihrer Grundlage beraubt und eine optimistische Ansicht begründet. Die Entwicklung strebe auch dahin, das Nationalprodukt in immer günstigerer Weise zu verteilen. Weil, wie schon erwähnt, die Macht des Menschen über die Natur wächst, muß die Geltung des Arbeitsfaktors steigen. Es ergibt sich folgendes Verteilungsgesetz: Der Kapitalzins und die Grundrente müssen im Laufe der Entwicklung immer mehr sinken, der Anteil der Arbeit am Reinertrage steigen. Anders gesagt: Die Grundrente und übrige Kapitalrente fällt wegen der sich immer mehr vermindernden Herstellungskosten der Bodenerzeugnisse. Aber damit hat dennoch auch die Kapitalistenklasse Anteil an der Entwicklung. Die Quote des Zinses wird zwar geringer, aber der absolute Betrag nimmt zu, eben weil die Ergiebigkeit zugenommen hat. Die sozialen Interessen befinden sich so in schönster Harmonie. Diese Harmonie wird befestigt durch das „Gesetz der verhältnismäßigen Zunahme der Nahrung und Bevölkerung". Malthus hat fälschlich die Vermehrungsfunktion als eine konstante Quantität gesetzt. In Wahrheit gilt: Fruchtbarkeit und Entwicklungsstufe stehen in umgekehrtem Verhältnis zueinander. „Die Geistes- und die Zeugungskräfte des Menschen reifen gleichzeitig".[1]) Infolge der steigenden Fruchtbarkeit des Kapitals vermehren sich die Nahrungsmittel stärker als die Menschen. (Weiteres darüber s. o. S. 76 u. 78.) — Oncken hat nicht mit Unrecht Carey den ins Agrarische übertragenen List genannt, da er bei gleichartigem Begriff des Reichtums dem Ackerbau die erste Stelle unter den Erzeugungszweigen zuweist. Der stete, einträchtige Fortschritt aller Klassen ist ihm an die Bedingung geknüpft, daß alle mineralischen Bestandteile des Bodens schließlich wieder diesem zugeführt werden, da sonst mit der Zeit eine gänzliche Erschöpfung des Bodens einträte. „Es ist sonderbar," sagt er, „daß die neuere Nationalökonomie die Tatsache gänzlich übersehen hat, daß der Mensch nur von der Erde borgt, und daß diese, wenn er seine Schulden nicht zahlt [d. h. den Dünger nicht zurückgibt], wie andere Gläubiger verfährt und ihn von seinem Besitz forttreibt." Dies kann nur geschehen, wenn Erzeuger und Verbraucher, Landwirtschaft und Großgewerbe, beieinander wohnen. Zugleich bedeutet dieses Nebeneinanderwohnen die möglichste Ausschaltung des Zwischenhandels („Dezentralisation der Erzeugung".) Hieraus folgt nach Carey das „Schutzzollsystem im Sinne von Colbert"; und ferner die Solidarität der Interessen der Grundbesitzer und Arbeiter (weil sowohl Boden wie Arbeit beim Schutzsystem im Preise steigen), aber der Gegensatz zum Handelsinteresse. Carey ist sonst ein strenger Anhänger des Systems der natürlichen Freiheit, des laissez-faire-Grundsatzes. — Er hat auch eine eigene Geld- und Kreditlehre ausgebildet.

[1]) „Lehrbuch", S. 588.

2. Die europäischen Entsprechungen.

In Deutschland hat der als Mathematiker, Physiker, Philosoph und Volkswirt bedeutende, aber sehr einseitige Privatgelehrte Eugen Dühring (geb. 1833) die Lehre Careys aufgenommen, aber allerdings in nicht unwesentlichen Punkten, namentlich in sozialpolitischer Richtung, umgestaltet.

Volkswirtschaftliche Schriften: Careys Umwälzung der Sozialwissenschaft und Volkswirtschaftslehre, München 1865; Kritische Grundlegung d. Volkswirtschaftslehre, 1866; Kursus d. National- u. Sozialökonomie, Lpz. 1900. Bei aller Anerkennung gewisser Leistungen Dührings (so: erste Würdigung Lists, Kritik des Marxismus) und seines reinen, unbestechlichen Strebens, das großes Unrecht zu erleiden hatte, kann man in ihm doch nur eine Art Zerrbild Schopenhauers sehen. Dessen ätzender Tadel wurde bei ihm zur erbitterten Schimpfwut, dessen Genie hat er aber schließlich bloß ein unharmonisches Talent, das über den Positivismus nur wenig hinauskam, an die Seite zu stellen.

Viel einflußreicher waren die den Ideen Careys entsprechenden Werke von Fr. Bastiat in Frankreich gewesen (1801—1850, Hauptwerk: „Les harmonies économiques", 1850).

Die von Dühring u. anderen erhobene und heute weit verbreitete Beschuldigung, daß Bastiat Carey ausgeschrieben und mit Unrecht die Ursprünglichkeit für seine Lehre in Anspruch genommen habe, geht wahrscheinlich zu weit. Denn Bastiat knüpfte an eine alte optimistische Überlieferung der französischen Volkswirtschaftslehre an, wie sie eigentlich schon von Quesney her bestand. Auch ist sein Werk als Ganzes dafür zu selbständig, wenn es auch in manchen wichtigen Stücken von Carey beeinflußt war (vgl. Gide und Rists u. S. 167 angef. Werk.). Der Optimismus Bastiats ist noch geschlossener als jener Careys, da er in jeder Hinsicht strenger Individualist ist und den Schutzzoll absolut ablehnt.

Bastiats mit glänzender Beredsamkeit vorgetragene Lehre hat außer in Frankreich besonders auch in Deutschland großen politischen Einfluß erlangt. Hier, wo mittlerweile das Schutzzollsystem zur Herrschaft gekommen war, lieferte es dem freihändlerischen Rückschlag Nahrung. Unter der Führung von Prince-Smith, dem Übersetzer Bastiats, O. Michaelis, J. Faucher, Léon Faucher, Michel Chevalier u. a. erstand (nach 1846) in Frankreich wie Deutschland eine mächtige Freihandelspartei, die gegen alle Beschränkungen des Wirtschaftslebens, besonders gegen den Schutzzoll, ankämpfte und auch tatsächlich bedeutende Erfolge erzielte (französisch englischer Handelsvertrag 1860). Auch andere Wirtschaftsforscher, die dieser Partei nicht angehörten, wie z. B. Max Wirth (geb. 1822), folgen den Lehren Bastiats und Careys.

3. Zur Beurteilung Careys.

Careys Lehre ist voller intuitiver Geistesblitze, hat aber wenig systematische Durcharbeitung. Sein Optimismus erscheint zwar dem Aufstreben eines an natürlichen Hilfsmitteln überreichen Landes angemessen, beruht aber auf irrtümlicher Auffassung. Der eine grundlegende Gedanke des Systems, daß der Boden allem anderen Kapital (Werkzeugen) gleichzustellen sei, daher wachsende Ergiebigkeit besitze, ist unhaltbar; der andere, daß die Macht des Menschen über die Natur stetig wachse, ist für sich wohl richtig, schlägt aber alle Gegenkräfte, die im Gesetz des abnehmenden Bodenertrages und der wachsenden Bevölkerung liegen, geflissentlich in den Wind. Daher ist auch die Verallgemeinerung bis zu einem sozialen Optimismus und Harmonismus unberechtigt. Die Widerlegung Careys ist m. E. am strengsten durch die

Thünenschen Kreise gegeben. Wer das dort Gesagte (s. o. S. 101 ff.) sinngemäß anwendet, wird Wahrheit und Irrtum bei Carey leicht scheiden. Der eine Begriff: „Verhältnismäßige Nützlichkeit der Wirtschaftssysteme" sagt alles. — Im einzelnen bemerke ich noch folgendes. Wohl ist es, was den Boden betrifft, der Fall, daß alle wirtschaftlichen Güter nur geformte Naturstoffe darstellen; doch ist die Vermehrbarkeit des Bodens doch eine wesentlich geringere als die der meisten beweglichen Erzeugungsmittel. Während die sog. beliebig vermehrbaren Güter praktisch gesehen im Ganzen die Neigung haben, im Preis den geringsten Kosten ihrer Herstellung zu folgen, folgen die sog. nicht beliebig vermehrbaren denjenigen Herstellungskosten, welche sich bei der teuersten noch in Anspruch zu nehmenden Herstellungsweise ergeben. Der Grund und Boden gehört zu ihnen; und da mit steigender Bevölkerung stets teuere Herstellungsarten gewählt werden müssen (sei es durch Inanspruchnahme schlechteren Bodens oder durch abnehmend fruchtbare Kapitalaufwendungen auf dem schon vorhandenen Boden), so bleibt der Grundgedanke der Ricardoschen Grundrententheorie ebenso unerschüttert wie das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrage. Carey arbeitet immer mit dem Beweisgrund der technischen Fortschritte, die den abnehmenden Bodenertrag überkompensieren (s. o. S. 78 ff.). Solches trifft aber nur in gewissen lockeren Augenblicken der Geschichte, beim großen Sprung des Übergangs zu neuen Systemen zu — siehe Thünens Kreise! Und dann: das Gewonnene wird alsbald durch steigende Bevölkerung geschmälert. Daß die Careysche Schilderung des geschichtlichen Ganges der Bodenkultur (bei aller Übertreibung) richtige Gesichtspunkte enthält, soll gerne zugegeben werden. Das besagt aber für die Rententheorie nichts, weil der von Ricardo angenommene Entwicklungsgang wirtschaftlich logisch und daher theoretisch richtig ist. Auch geschichtlich betrachtet ist nämlich doch immer der zu gegebenen Zeiten als der beste sich darbietende Boden in Anbau genommen worden und so innerhalb des gegebenen technischen Könnens der Übergang zu technisch ungünstigeren Böden nötig gewesen! Daß nach später vorgenommenen Veredlungen z. B. die entwässerten Böden der Niederungen die fruchtbarsten wurden, ist ein Ergebnis der gestiegenen Getreidepreise sowohl (die jene Veredlung lohnend machten), wie der fortgeschrittenen tech-

nischen Entwicklung — alles mit dem Ricardoschen und Malthusischen Gedankengange vereinbar!

Im übrigen sucht Careys Vorstellungsweise die Volkswirtschaft als Teilinhalt der gesamten sozialen Erscheinungswelt festzuhalten, wodurch seine Lehre — im Gegensatz zu den atomistischen Konstruktionen Ricardos — Fülle und Lebendigkeit sowie jenen organischen Grundzug gewinnt, der ihn zu einem Verwandten Adam Müllers und Fr. Lists macht. Ungelöst bleibt aber bei ihm ebenso wie bei Dühring der Widerspruch zwischen schroffem Individualismus und dem universalistischen Schutzzollgedanken.

Über Careys Einwände gegen Malthus, die im wesentlichen auf die technischen Neuerungen gegründet sind, vgl. oben S. 74 ff.

VIII. Kurzer Bescheid über die Entwicklung des Sozialismus.[1])

Begeisterung, was falsch ist, zu entwirren,
Und Freudigkeit, wo's öde wird auf Erden,
Verleihe denen, die dich redlich suchen!
Eichendorff.

Die Geschichte des Sozialismus gehört nicht mehr in den Rahmen dieses Buches. Es muß daher ein knapper Überblick zur Herstellung des Zusammenhanges hier genügen. Der Sozialismus ist nicht eigentlich eine Theorie des Wirtschaftsganges. Er ist seinem eigentlichen Wesen nach eine sittliche Idee, die eine bestimmte Einrichtung der Wirtschaft und des Staates fordert, und erst um dieser Forderung willen sich volkswirtschaftlicher Lehren (zumeist anderer Theoretiker) bedient, Eigenes daher fast nur in der Kritik der bestehenden Ordnung geleistet hat. Das bezeichnendste Wort für das letzte Wollen und Wesen des Sozialismus hat Sombart herausgegriffen[1]), das man der gesamten sozialistischen Literatur als Leitspruch voranstellen könnte: „Frei wollen wir werden, wie die Vögel des Himmels; sorgenlos in heiteren Zügen und süßer Harmonie durchs Leben ziehen wie sie" (Weitling) — es ist die Idee der Beglückung aller Menschen, die allgemein hinter dem Sozialismus steht.

1. Begriff des Sozialismus. Über den Begriff des Sozialismus herrscht viel Unklarheit. Als seine wichtigsten äußerlichen Merkmale sind zu betrachten: die Umgestaltung der individualistischen Wirtschaftsordnung durch Beseitigung des Privateigentums an Erzeugungsmitteln oder wenigstens durch Abschaffung des Erbrechtes sowie alles arbeitslosen Einkommens (Grundrente, Kapitalzins), wodurch das „Recht auf den vollen Arbeitsvertrag" verwirklicht würde; eine andere Gruppe verlangt aber noch das Recht auf gleiche Existenz, auf Gleichheit.

Kann man den Sozialismus als ein rein universalistisches System bestimmen? Das will nicht gelingen! Die Abschaffung des Privateigentums und die Kollektivierung der Wirtschaft ist wohl etwas Universalistisches: aber das Ziel: „Recht auf den vollen Arbeitsvertrag", dieses Ziel (das fälschlich universalistisch anmutet), ist ganz individualistischer Art! Denn daß jeder die Frucht seiner Arbeit für sich allein habe und genieße, ist individualistisch gedacht und setzt auch voraus, daß der wirtschaftliche Prozeß so beschaffen sei, daß dies möglich wäre: die Vorstellung von Autarkie der einzelnen Wirtschaftsbestandteile. Universalistisch ist dagegen das Recht auf Gleichheit, individualistisch sind wieder die demokratischen und Freiheitsforderungen. Immer aber zeigt sich der Sozialismus in irgendeiner Art als Mischform individualistischer und universalistischer Denkweise. (Vgl. dazu unten S. 135.) — Darum kann der Sozialismus auch als Grad-begriff gefaßt werden, so daß Bodenreform (s. unten S. 140) und Sozialpolitik (s. unten S. 148), weil sie irgendeine Organisierung der Wirtschaft wollen, Stufen des Sozialismus genannt werden könnten.

[1]) Aus dem ungeheuren Schrifttum hier nur folgende Hinweise: Sombart, Sozialismus u. soziale Bewegung. 8. Aufl., Jena 1919; Muckle, Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. 2. Aufl., Leipzig 1918; Andr. Voigt, Die sozialen Utopien, Lpz. 1906; Anton Menger, D. Recht auf den vollen Arbeitsertrag. 3. Aufl., Stuttgart 1906; Pöhlmann, Geschichte d. sozialen Frage u. d. Sozialismus i. d. antiken Welt. 2. Aufl., München, Beck, 1912. Simkhovitch, Marxismus gegen Sozialismus, dtsch. v. Jappe, Jena 1913, Plenge, Zur Vertiefung des Sozialismus, Lpz. 1919. (Weitere Schriften im Verlaufe dieses Abschnittes.)

[1]) a. angef. Orte S. 25.

2. **Vom antiken Sozialismus.** Der a. S. ist keineswegs, wie heute behauptet wird, von dem modernen grundsätzlich verschieden. Im Altertum kommt sowohl ein richtiger Kapitalismus wie eine der unsern gleichartige soziale Frage, wie eine der unsern gleichartige soziale Theorie vor.[1]) Ihren Höhepunkt fand sie in den Utopien des Euhemeros und Jambulos (beide in hellenistischer Zeit), namentlich der letztere trägt allermodernste Züge. Eine nähere Behandlung ist hier nicht möglich[2]). Doch soll noch des entgegengesetzten Irrtums gedacht werden, Platon sei mit seinem „Staat“[3]) ein Vertreter des Sozialismus im heutigen Sinne. Platons „Staat“ ist nicht eigentlich sozialistisch, weil er nicht demokratisch ist, sondern von den besten und weisesten Kräften, u. zw. autoritativ regiert wird. Hier kommt das „Beste“ zur Geltung, nicht die Masse und auch nicht die Gleichheit.

3. **Hauptvertreter bis Rodbertus.** Sozialistische Bewegungen spielen in der Neuzeit in dem Maße eine Rolle, als die individualistische Wirtschaftsordnung durchbricht. Neueren wirtschaftswissenschaftlichen Sozialismus gibt es erst etwa seit der französischen Revolution, wo Babeuf und Marat (s. oben S. 64) Bewegungen entfachten, die auf Gleichheit und Gütergemeinschaft abzielten; nachdem schon zuvor Morelly, Rousseau, der Abbé Mably und Brissot sich gegen das Privateigentum gewendet hatten. Der erste bedeutendere sozialistische Systematiker aber war der Graf St. Simon († 1825, „Nouveau Christianisme“, 1825; „Die Nationalökonomie des St. Simonismus, übers. von Villaret, Lpz. 1905) der zum ersten Male den inneren Gegensatz von Kapital und Arbeit hervorhob. Er hatte eine Anzahl begeisterter Schüler; die bedeutendsten waren Enfantin und Bazard. Bazard formulierte St. Simons Grundgedanken so: „Jedem nach seiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihrer Leistung.“ — Charles Fourier († 1837) geht davon aus, daß in der Natur absolute Harmonie herrsche. So auch in der Gesellschaft. „Les attractions sont proportionnelles aux destinées“, die Neigungen sind proportional den Zielen (der Arbeit), war sein Grundsatz. Der Sinn ist, daß es für jede Arbeitsart Menschen geben muß, die dafür bestimmt, geeignet und willig sind. Die Arbeit muß zum Genuß erhoben werden. Die gerechte Verteilung erblickt F. darin, daß die Arbeit $^5/_{12}$, das Talent $^4/_{12}$ und das Kapital $^3/_{12}$ des Gesamtertrages erhalte. Fouriers bedeutendster Schüler war Considérant. — Ebenso wie die bisher Genannten dachte sich auch der Engländer Robert Owen († 1858, „Neue Ansicht der Gesellschaft“, 1813, deutsch von Collmann, Leipzig 1900) die Verwirklichung sozialistischer Pläne hauptsächlich auf genossenschaftlicher Grundlage. Nach Owen ist (wie nach Rousseau) der menschliche Charakter hauptsächlich ein Erzeugnis von Erziehung und Verhältnissen, daher könnten die Regierungen durch vernünftige Gestaltung der Verhältnisse tüchtige und glückliche Menschen schaffen.

[1]) Selbst der Bolschewismus fehlt nicht. Die Nachweise bei Pöhlmann a. angef. O., z. B. II. Bd. 410, I. 425 ff.

[2]) Alles Nähere bei Pöhlmann a. a. O. II.

[3]) dtsch. v. Schleiermacher (Philosoph. Bibliothek, Lpz.); griech. u. deutsch, Verlag Engelmann, Lpz. 1881.

Die Erzeugung soll auf der Grundlage von Produktivgenossenschaften organisiert werden. Große Verdienste hat sich Owen durch sozialpolitische Einrichtungen in seiner Fabrik zu New-Lanark, sowie durch Ausbildung der Idee freier Konsumtiv- und Produktionsgenossenschaften erworben. Als bedeutendster Schüler Owens ist William Thompson († 1833, „An inquiry into the principles of the distribution of wealth most conducive to human happiness“, 3. Aufl. 1869, deutsch von Collmann, Berlin 1903/04) zu nennen. — Nur zu den Kritikern der individualistischen Wirtschaft, nicht zu den Sozialisten selbst gehört der Genfer Simonde Sismondi († 1852, „Nouveaux principes d'économie politique“, Paris 1819, „Neue Grundsätze der politischen Ökonomie oder der Reichtum in seinen Beziehungen zur Bevölkerung“, dtsch. v. Robert Prager, Berlin 1901). Er bekennt sich zum System von Adam Smith, fordert aber systematische Einwirkung des Staates zum Schutze der Armen ohne Kollektivierung der Erzeugung — „System der regulierenden Staatsintervention“.

Louis Blanc († 1882, „Organisation du travail“, 1839, deutsch von R. Prager, Berlin 1899) wollte keine soziale Revolution, sondern ein allmähliches Hineinwachsen der jetzigen Ordnung in die neue, was er auf dem Wege einer genossenschaftlichen Produktivassoziation der Arbeiter erreichen wollte. Louis Blanc war Begründer einer Arbeiterpartei und 1848 Mitglied der provisorischen Regierung, konnte aber seine Pläne nicht durchsetzen und mußte noch im Herbst 1848 nach Belgien fliehen. Er war einer der wenigen Sozialisten, welche bevölkerungstheoretisch auf dem Boden der Malthusischen Lehre standen.

Pierre Proudhon (Hauptschriften sind: „Système des contradictions économique ou philosophie de la misère“, 1846, dtsch. von K. Grün, 2 Bde., Darmstadt 1847 (gegen welches Werk Karl Marx eine Gegenschrift „La misère de la philosophie“ 1847 erscheinen ließ), ferner: „Qu'est-ce-que la propriété“? 1841, welche Frage Pr. dahin beantwortet: „la propriété c'est le vol“ — Was ist Eigentum? Eigentum ist Diebstahl). Pr. sieht die Wurzel aller ökonomischen Übel im Kapitalzins und überhaupt in jeder Art von Rente und Geld. Eine Tauschbank, die jedem Erzeuger seine Güter gegen eine Anweisung, die der aufgewendeten Arbeit entspricht, abkauft und unentgeltlich Kredit gibt, schlägt er zur Abhilfe vor. Niemand wird dann bei den Kapitalisten gegen Zins Geld ausborgen, und diesen werde daher schließlich nichts übrig bleiben, als selbst zu arbeiten. Der freie Wettbewerb bleibt bestehen, wodurch sich Proudhon von allen anderen Sozialisten unterscheidet.

In Deutschland pflegt zuerst der Philosoph Fichte („Der geschlossene Handelsstaat“, 1800; „System der Rechtslehre“, 1812, von dem die Überwindung des Naturrechtes („Grundlage des Naturrechtes“, 1796) und die Ausbildung einer streng universalistischen Staatsidee ausging, unter den Sozialisten genannt zu werden. Fichte hat zuerst die notwendige Geschlossenheit aller Gemeinwirtschaft erkannt. Von seiner Staatsauffassung aus sucht Fichte eine gerechte wirtschaftliche Ordnung zu konstruieren. Der Staat bemißt die wirtschaftlichen Tätigkeiten der Erzeugung und des Handels und verteilt sie so auf die einzelnen organisierten Stände, daß alle Bürger ungefähr gleich angenehm leben können.

Der auswärtige Handel, der das Gleichgewicht dieser Organisation stören könnte, ist nach Möglichkeit auszuschließen. Um aber möglichste Selbstgenügsamkeit erreichen zu können, muß der Staat genügend weite Grenzen haben. — Sodann sind zu nennen: Karl Winkelblech († 1865, schrieb unter dem Decknamen Karl Marlo, „Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder das System der Weltökonomie", 4 Bde. 1850/59), welcher ein föderatives System zünftlerischen Charakters vorschlug, und der Schneidergeselle Wilhelm Weitling (geb. 1808 in Magdeburg, † 1871 in New-York, „Evangelium eines armen Sünders", 1845), dessen Lehre streng kommunistisch, aber naiv und verworren ist. Er hatte an der Schöpfung der deutschen Arbeiterbewegung großen Anteil.

4. Rodbertus. Als eigentlicher Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus in Deutschland hat der auf Ricardo, Proudhon und Saint-Simon weiterbauende hervorragende Theoretiker Karl Rodbertus-Jagetzow zu gelten.

Rodbertus lebte 1805—1875; Schriften: „Zur Erkenntnis unserer staatswirtschaftlichen Zustände", 1842; „Soziale Briefe an v. Kirchmann", 1850 f.; „Zur Erklärung und Abhilfe der heutigen Kreditnot", 2 Bde. 1868 f.; Kleine Schriften, hrsg. v. Wirth, Berlin 1890.

Den grundlegenden Mangel der kapitalistischen Ordnung sieht Rodbertus, der von Ricardos Arbeitswert- und Lohntheorie ausgeht, in dem Vorhandensein des von ihm so benannten „Gesetzes der fallenden Lohnquote", wonach der absolute Anteil der Lohnarbeiterklasse an dem Volkseinkommen bei steigender Ergiebigkeit der wirtschaftlichen Gesamtarbeit ziemlich stabil bleibt, während die Anteile der Grundbesitzer- und Kapitalistenklasse ständig wachsen; damit wird die Quote der Arbeiter immer kleiner, die der Grund- und Kapitalbesitzer immer größer. (Zur Kritik: s. o. S. 86 ff.). Hierin findet Rodbertus nicht nur die Ursache des sozialen Notstandes, sondern auch der Krisen (Theorie der Unterkonsumtion). Diesem ungerechten Zustande kann nur dadurch ein Ende gemacht werden, daß Boden und Kapital in das Eigentum des Staates übergehen und die Erzeugung eine einheitliche Leitung erfährt; dadurch wird zugleich Kapitalzins- und Grundrente ausgeschaltet und das Recht auf den vollen Arbeitsertrag verwirklicht. Aber erst eine jahrhundertelange Übergangszeit kann zu diesem staatssozialistischen Ideal, und zwar durch ein soziales Königtum der Hohenzollern, führen. Inzwischen sind Reformen zu erstreben, die in einem staatlich zu normierenden Lohnsystem gipfeln. An die Stelle des jetzigen Zeitarbeitstages soll ein „Werkarbeitstag" treten mit staatlich festgesetztem Lohnsatz, der nach Maßgabe der steigenden Produktivität jeweils erhöht wird. Sowohl der Lohn wie der Preis aller Waren wird in Normalarbeitsstunden (Arbeitsgeld) festgesetzt (etwa ähnlich wie in den Höchstpreisen während des Krieges). Und für die Organisation der Landwirtschaft stellt er sein Rentenprinzip auf, das in einem Vorschlag des Ersatzes der Hypothek durch unkündbare Rentenbriefe gipfelt. Daraus ist das moderne Rentengut erstanden. Rodbertus ist Gegner der Freihandelstheorie und politisch vielfach konservativ. Trotzdem er weit weniger Wirkung ausübte als Marx, ist er der größere und schöpferischere Forscher.

5. Karl Marx. Den Höhepunkt des wissenschaftlichen Sozialismus bezeichnet das Lehrgebäude von Karl Marx.

Marx wurde 1818 zu Trier als Sohn eines vom jüdischen zum christlichen Glauben übergetretenen preußischen Justizrats geboren. 1847 verfaßte er in Brüssel zusammen mit Friedrich Engels das berühmte „Kommunistische Manifest" und gab in Köln die „Neue Rheinische Zeitung" heraus; als diese aber noch 1848 unterdrückt wurde, flüchtete er nach Paris, bald darauf nach London, wo er dauernd blieb und 1883 starb. Hauptwerke: „Das Kapital, Kritik der politischen Ökonomie", dessen I. Bd. 1867 erschien (III. 1894 von Friedrich Engels herausgegeben); Zur Kritik der polit. Ökonomie, 1859; Theorien über den Mehrwert, aus dem Nachlaß hrsg. v. K. Kautsky. — Gesamtausgabe des literar. Nachlasses von Karl Marx, Fr. Engels, Ferd. Lassalle, Stuttgart 1902, 4 Bde. hrsg. v. Mehring. An seiner Lehre hat auch Friedrich Engels (1820—1895, mit dem er in inniger Freundschaft verbunden war, einigen Anteil, ist aber hauptsächlich als Popularisator des Marxismus bedeutend. Von seinen Schriften: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft 1877 (sämtliche genannte Schriften in neuen Ausgaben i. Verlag Dietz, Stuttgart).

Aus dem großen marxistischen Schrifttum: Hilferding, Das Finanzkapital, Wien 1911.

A. Darstellung.

In Marxens Lehrgebäude ist zu unterscheiden: seine Wirtschaftstheorie und seine Geschichtssoziologie, der sog. „historische Materialismus".

a) Die Wirtschaftstheorie Marxens ist fast ganz auf dem Grunde Ricardos aufgebaut. Den Begriff des Reichtums faßt Marx ebenso streng mechanistisch wie Smith und Ricardo. Der Reichtum ist ihm „eine ungeheuere Warensammlung und die einzelne Ware seine Elementarform" (s. dagegen A. Müller, der die organische Zusammensetzung und das geistige Element im Reichtum hervorhebt, oben S. 93 f.!). In der Wertlehre schaltet er jede Beachtung von Seltenheit und Nutzen, (die bei Ricardo immerhin eine Rolle spielten) aus und vollendet so die mechanistische Auffassung der Klassiker. Der

Wert aller Waren beruht nach Marx auf der zu ihrer Herstellung notwendigen gesellschaftlichen Durchschnittsarbeit, (so daß also die menschliche Arbeit der einzige Faktor der Gütererzeugung ist); der Wert der Arbeitskraft (der Lohn) beruht desgleichen auf der zur Herstellung der Unterhalts- und Erziehungsmittel des Arbeiters notwendigen Arbeit. Wenn nun die Güter nur nach den Arbeitsmengen ausgetauscht werden, die in ihnen enthalten sind; die Arbeiter aber nur jenen Teil ihres Produktes erhalten, der für den notwendigen Unterhalt (die „Reproduktion der Arbeitskraft", z. B. 4 Stunden) kaum hinreicht, so entsteht ein Unterschied (z. B. von 4 Stunden auf 12 Stunden), der „Mehrwert", den der Kapitalist in die Tasche steckt! Daraus folgt, daß die kapitalistische Produktionsweise auf der Aneignung unbezahlter Arbeit, auf der Ausbeutung, „Exploitation", des Arbeiters beruht. Das wichtigste Gesetz der kapitalistischen Erzeugungsweise, zugleich ein Entwicklungsgesetz, liegt in der Konzentration des Kapitals. Im Wettkampfe siegen nämlich immer mehr die größten Kapitalisten, deren Betriebe mit den besten Maschinen, dem meisten Kapital, der weitestgehenden Arbeitsteilung arbeiten. Und zwar geht die Konzentration des Kapitals so vor sich, daß immer größere Kapitalteile für die Maschinen, Rohstoffe, Baulichkeiten usw. verwendet werden, (das sog. konstante Kapital), während immer kleinere Teile auf den Arbeitslohn entfallen (das sog. variable Kapital). Da so das variable Kapital im Verhältnis beständig abnimmt, so werden dadurch Arbeiter beständig abgestoßen, d. h. arbeitslos. Diese arbeitslose Bevölkerung bildet eine relative Übervölkerung, die von Marx sog. „industrielle Reservearmee" (diese ist also nicht durch wirkliche Übervölkerung im Malthusischen Sinne erzeugt; vgl. oben S. 77). Das damit gegebene stete Anwachsen überzähliger, lohndrückender Arbeiterbevölkerung, der industriellen Reservearmee, bewirkt im Verlaufe der wirtschaftlichen Entwicklung eine zunehmende Verelendung der Massen. Der „Akkumulation von Kapital" entspricht die „Akkumulation von Elend" (Verelendungstheorie). Die Konzentration des Kapitals bedeutet zugleich ständige Erschütterung des Absatzes und der Märkte (Krisen).

Die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft muß aber zuletzt von selbst zu ihrer Aufhebung führen. Die Konzentration des Kapitals bewirkt, daß schließlich einer geringen Anzahl von **Kapitalisten die ungeheuere Masse der verelendeten Proletarier**

gegenübersteht. Diese wird nicht zaudern, den Widerspruch zwischen der Produktionsweise — die gesellschaftlich, kooperativ ist — mit der Aneignungs- und Austauschweise — die individualistisch ist, dem Mehrwert- und Verelendungsgesetz folgt — aufzuheben. Die Arbeiter werden die Produktionsmittel an sich nehmen, um sie in die Hände der Gesamtheit, der Gesellschaft, zu legen. „Die Stunde der kapitalistischen Gesellschaft hat geschlagen, die Expropriateure werden expropriiert." Eine freie „Assoziation der Individuen", eine „klassenlose Gesellschaft" wird der Diktatur des Proletariats folgen: Jeder Erzeugende erhält ungekürzt durch arbeitslose Renten der Kapitalisten den vollen Arbeitsertrag. Wie diese Kollektivierung der Erzeugung, wie die Verteilung, wie der ganze Zukunftsstaat überhaupt zu denken sei, hat Marx absichtlich nicht näher entwickelt.

b) Der historische Materialismus. Hier ging Marx nicht von Ricardo, sondern von Hegels Geschichtsphilosophie aus. Hegels Grundgedanke war, daß die Weltvernunft die Geschichte beherrsche („alles was ist, ist vernünftig"); und daß jede geschichtliche Erscheinung als notwendige Folge einer inneren Selbstbewegung (Dialektik) des Ideengehalts einer Zeit zu begreifen sei. Marx machte sich diesen Gedanken zu eigen, setzte aber an Stelle von Hegels metaphysischem Weltgrund, an Stelle der „Idee" (oder Weltvernunft) einen materiellen Mechanismus. So entstand daraus seine materialistische Geschichtsauffassung. Darnach ist die gesamte geschichtliche Entwicklung bestimmt von der Entwicklung der Wirtschaft. Die Menschen sind nach Marx in ihrem Handeln und ihren Ideen von der Wirtschaft vollständig abhängig und überhaupt als ein Erzeugnis ihrer Umgebung aufzufassen: „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ist es ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt" (Marx) — eine reine „Milieutheorie". Die ökonomische Geschichtsauffassung gipfelt in dem Satze, „daß die Produktion und nächst der Produktion der Austausch ihrer Produkte die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist; daß . . . die Verteilung der Produkte und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen oder Stände sich danach richtet, was und wie produziert und wie das Produzierte ausgetauscht wird. Demnach sind die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen zu suchen nicht in den Köpfen der Menschen, **in ihrer zunehmenden Einsicht in die ewige Wahrheit**

und Gerechtigkeit, sondern in den Veränderungen der Produktions- und Austauschweise; sie sind zu suchen nicht in der Philosophie, sondern in der Ökonomie der betreffenden Epoche" (F. Engels). Der geistige Inhalt einer Gesellschaft ist „Ideologie", Selbsttäuschung. Die jeweilige ökonomische Verfassung (z. B. feudale Ordnung, kapitalistische Ordnung) ist ausschlaggebend für das gesamte politische, rechtliche, wissenschaftliche, künstlerische und religiöse Gefüge der Gesellschaft! Da nun die ökonomische Verfassung seit der Auflösung der urkommunistischen Wirtschaftsformen durch die jeweiligen Klassengegensätze — z. B. Grundherren und Bauern, Kapitalisten und Arbeiter — bestimmt wird, so ist die gesamte seitherige Geschichte der Menschheit im Grunde eine Geschichte der wirtschaftlichen Klassenkämpfe.

Die gegenwärtige Gesellschaft muß sich daher kraft der ihrer Wirtschaftsordnung innewohnenden Entwicklungsgesetze notwendig in eine sozialistische Gesellschaft umwandeln. Denn die Konzentration des Kapitals bewirkt (wie oben mitgeteilt) selbsttätig die Kollektivierung der Gesellschaft. Hiermit will Marx den Sozialismus auf die durchgängige Notwendigkeit alles gesellschaftlichen Geschehens gründen, und zwar auf eine kausalgesetzliche, eine mechanische Notwendigkeit; während bei Hegel die metaphysische Notwendigkeit der Idee herrscht. „Für Hegel", sagt Marx, „ist der Denkprozeß [der Weltvernunft] ... der Demiurg des Wirklichen ... Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts anderes als das im Menschenkopf umgesetzte ... Materielle."

B. Kritik.

Jedermann bekannt ist die ungeheure Wirkung Marxens auf die Arbeiter der ganzen Welt, welche er unter dem Rufe „Proletarier aller Länder vereinigt euch" zum Kampfe gegen den Kapitalismus sammelte. Wie steht es mit der Richtigkeit seiner Lehre?

Da ist nun das Merkwürdige, daß jede einzelne seiner Theorien fehlerhaft ist. Der Reichtumsbegriff Marxens unterliegt derselben Kritik wie jener Smithens, er ist rein mechanistisch und atomistisch (s. o. S. 65 f., 93 f. u. 97); die Wertlehre unterliegt als mit einem objektiven, substantiellen Wert arbeitend der gleichen Kritik wie jene Ricardos (s. o. S. 81; 86 f. und u. S. 152 ff.), eine objektive Wertsubstanz gibt es nicht, sondern der Wert

liegt im Nutzen; und der gleichen Kritik unterliegt abermals die Lehre vom Mehrwert (der nichts anderes ist, als dieselbe Restgröße, die Ricardo „Profit" nannte) sie verliert ihre theoretische Unterlage schon dadurch, daß Ms Wertbegriff falsch ist. Jedoch bleibt hier als eine Art Kern von Wahrheit zurück[1]): daß der Kapitalist in Kapitalzins und Unternehmergewinn ein Vorzugseinkommen genießt. D. h.: der wirtschaftliche Begriff eines „Mehrwertes" ist zwar theoretisch falsch (in ihm stecken ganz andere Größen: Zins und Entlohnung für spezifische Vorzugsfunktionen des Unternehmers, von denen Marx nichts wußte, s. u. S. 153 ff.); aber Marx hat das ethische Verdienst, damit auf die allzu ungleiche Behandlung von Arbeiter und Unternehmer in der individualistischen Ordnung hingewiesen zu haben. — Die Lohntheorie, die nichts anderes als Ricardos ehernes Lohngesetz ist, verschärft durch den Druck der „industriellen Reservearmee", unterliegt dann wieder den gleichen Einwänden wie bei Ricardo (s. o. S. 88). — Die Schwierigkeiten, die sich bei dieser Wert- und Profit- (d. i. „Mehrwert"-)erklärung ergeben, sind denn auch — jedoch verschärft — dieselben, wie sie oben bei Ricardo erwähnt wurden (s. S. 81 u. 87). Es müßten nämlich, da der Unternehmer nur von der Ausbeutung der Arbeiter lebt, jene Unternehmer, die wenig Arbeiter und viel Maschinen beschäftigen (z. B. Walzwerke) wenig Mehrwert; jene aber, die viel Arbeiter und wenig Maschinen beschäftigen (z. B. Konfektionsgewerbe) viel Mehrwert erzielen — ein Paradoxon, das insbesondere die Konzentration des Kapitals verhindern würde. Marx hat diese Schwierigkeit später selbst erkannt und gab denn auch im 3. Band des „Kapitals" seine Werttheorie eigentlich selbst preis, indem er zugestand, daß der Preis der Waren nur ausnahmsweise mit ihrem „Arbeitswert" zusammenfällt! Der Mehrwert soll nun in der von der gesamten Kapitalistenklasse bezogenen Profitmasse enthalten sein; und diese Profitmasse soll durch den freien Wettbewerb innerhalb der gesamten Unternehmungen ausgeglichen werden —

[1]) M.'s Aufrechnung: Produktwert = Kapitalverbrauch + Arbeitsaufwand (d. i. Lohn + Mehrwert) war geradezu primitiv. Die wahren Aufrechnungselemente sind: Kapitalersatz; Zins; Erziehungskapital für die Zuwachsbevölkerung; Produktivkapital für die Zuwachsarbeiter; Zuwachskapital für den wirtschaftlichen Fortschritt; Unternehmer-Lohn; Beamten-Lohn (Regie); Staatslohn (Steuer); Risiko-Prämie; endlich erst: der Unternehmer-Gewinn.

eine ganz künstliche und unhaltbare Konstruktion.[1] — Die bedeutendste theoretische Leistung Marxens liegt im Gesetz der Konzentration des Kapitals[2]; wenngleich auch dieses von Vorgängern (Pecqueur, Louis Blanc) übernommen ist. Das Gesetz ist aber nur teilweise richtig, da der Großbetrieb teils selbst wieder einen Mittelstand erzeugt, und zwar einen beamtlichen wie gewerblichen (z. B. wenn die Nähmaschinen- und Fahrradfabriken das Entstehen von tausenden kleiner Fahrrad- und Nähmaschinenreparatur-Handwerker bewirkt). Und ferner ist der Großbetrieb auch nicht in allen Verhältnissen dem Kleinbetrieb überlegen, nämlich überall dort nicht, wo der kleine Markt herrscht (z. B. im Kunstgewerbe) und vor allem nicht in der Landwirtschaft. Auch wo die Konzentration der Betriebe sehr stark ist, ist eine große Mannigfaltigkeit der Besitzer geblieben, selbst in den Kartellen und Trusts durch die vielverzweigten „Interessenbeteiligungen" der Kapitalisten. Aber die Größe und Wirkung dieses theoretischen Gedankens liegt in der Anknüpfung an die materialistische Geschichtsauffassung, indem danach die Konzentration der Betriebe die Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Ordnung bewirkt. Das Gesetz wurde dadurch von einem bloß morphologischen, betriebswirtschaftlichen zu einem entwicklungsgeschichtlichen umgewandelt und die vornehmste Stütze des ganzen marxistischen Gebäudes. Der aufgezeigte Fehler ist aber ganz entscheidend: weil die Konzentration keine durchgehende sein kann (und auch in 100 Jahren nicht sein wird, da die gleiche Entwicklung stets neuen Mittelstand erzeugt); kann auch die Kollektivierung der Erzeugung keine durchgehende sein, wie sich an den Schwierigkeiten beim heutigen „Sozialisierungsproblem" deutlich zeigt. — Ganz verfehlt ist dann die Verelendungstheorie, in der das Ricardosche Lohngesetz noch übertroffen und die absolute Konzentration des Kapitals fälschlich vorausgesetzt wird; und welche auch den Fehler begeht, die starke Schichtung innerhalb der Arbeiterklasse selbst (gelernte, ungelernte usf.) außer Acht zu lassen. — Ein Fehler Marxens, der sich eben heute rächt, ist endlich, daß Marx eine produktive Überlegenheit der Kollektivwirtschaft des Zukunftstaates gegenüber der heutigen

[1]) Eingehende Kritik bei Böhm-Bawerk, Geschichte d. Kapitalzinstheorien, 3. Aufl., 1914. S. 501 ff.

[2]) Vgl. dazu Sombart, Sozialismus u. soz. Bewegung. 8. Aufl., 1919. S. 83 ff.

planlosen Individualwirtschaft behauptet hat. Die Überlegenheit der sozialistischen Wirtschaft kann aber nur in der gerechteren Verteilung liegen; in der Hervorbringung ist dagegen die individualistische Wirtschaft trotz aller Planlosigkeit entschieden überlegen. Hat sie doch die produktiven Kräfte in einer Weise entwickelt, die in der Geschichte ohne Beispiel dasteht! Heute gesteht man dies unfreiwillig zu, indem man erklärt, daß die durch den Krieg zermürbte Wirtschaft — der Kapitalismus aufrichten müsse, bevor man sozialisieren könne.

Zu diesen theoretischen Fehlern kommt dann die Naturwidrigkeit des Grundsatzes der Klassenlosigkeit und Gleichheit im Zukunftsstaat (neben der gegenteiligen Forderung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag!), während echter Universalismus organische Vielfalt, Ungleichheit verlangt. Eine Gesellschaft, die durch das „Fehlen aller Herrschaft", die als „Assoziation der Individuen" bezeichnet ist, ist eine Utopie. Hier wird der „wissenschaftliche Sozialismus" wieder — anarchistischer Utopismus!

Die materialistische Geschichtsauffassung trägt den erhabenen Hegelischen Gedanken eines inneren, organischen Gesamtzusammenhanges des Geschichtsverlaufes wie aller Bestandteile der Gesellschaft in sich, und dies macht ihre Größe wie ihre methodologische Bedeutung aus. Alles andere aber daran gehört zur traurigsten Weisheit des Jahrhunderts. Schon in ihrem soziologischen Gefüge zeigt die materialistische Geschichtslehre arge Widersprüche: So ist die neue Entwicklungsstufe des Zukunftsstaates als „Assoziation der Individuen", „Fehlen der Herrschaft von Menschen über Menschen" als rein individualistisches Ideal gedacht, die dahinführende kollektive Entwicklung dagegen universalistisch; und der Gang der Geschichte wieder nach der orthodox kollektivistischen Meinung, daß das Denken der Menschen von ihrem äußeren Dasein bestimmt werde, ein bloßer Reflex desselben sei (Milieulehre). Diese letztere Ansicht ist übrigens nur eine kritiklose Nachbetung Rousseaus, gewöhnliche aufklärerische Flachheit (s. o. S. 28).

Am wichtigsten scheint mir aber Folgendes. Man mache sich doch einmal klar, daß die materialistische Geschichtsauffassung (sei sie nun orthodox oder freier ausgelegt, wie moderne Marxisten wollen) nur möglich war, weil Marx vom Idealismus der Kant-Fichte-Hegelischen Art zum Positivismus, ja zum groben Mate-

rialismus herabgesunken ist! Dies ist für mich die Grundfrage und das wichtigste Thema jeder Marx-Kritik. Kann man denn diesen Sturz vom Idealismus verzeihen? kann man die Begründung des Systems auf dem unsäglich flachen, philosophischen Materialismus, der Geist auf Stoff zurückführen will, für eine aussichtsvolle, ja eine mögliche Sache halten? Meinerseits verneine ich dies. Der Glaube, daß man, wenn man nur hübsch brav Positivist und Empirist ist, jede philosophische Stellungnahme, jede „Metaphysik" vermeiden könne, ist der von Pfuschern. Es sind wahrhaftig weniger die Irrtümer in den ökonomischen Lehren, die man Marx nachrechnen muß, als vielmehr das Gepräge dieser Irrtümer, ihr geradezu barbarischer Geist, der die Idee zur „Ideologie", den Geistesinhalt der Gesellschaft zum „Überbau" über die Wirtschaft herabsetzen, die Wirtschaft aber zum selbständigen Mechanismus erheben will, um einen „ökonomischen Prozeß" zum ersten Beweger der Geschichte zu machen; einen Prozeß, von dem Marx übersieht, daß er doch wieder nur als geistiger Gebrauch (als Mittel für Absichten und Wollen der Menschen) Dasein hat! Welche Verwüstung hat nicht diese Art, Sozialismus zu treiben, die Marx aufgebracht hat, angerichtet. (Wie anders Platon, Fichte, selbst Lassalle!) Statt die Kultur jeder Epoche in ihrem positiven Gehalt zu begreifen, hat der historische Materialismus gelehrt, daß die Wissenschaft im letzten Grunde nur Klassenwissenschaft, die Religion nur Pfaffenwerk und Trug, die Moral und das Recht nur eine Fratze der Klasseninteressen sei, daß selbst die Kunst in eine „bourgeoise" und eine „proletarische" zerfalle. Man werde doch endlich der Barbarei inne, die in solcher Verwischung des ewigen Wahrheitsgehaltes der großen Ideen aller Zeitalter liegt; und man ermesse den Zwiespalt, der durch solche Lehren vom „Klassenkampf" in das Leben einer Nation getragen wird, man betrachte die Vergeudung geistigen und sittlichen Kapitals, die sie bedeutet. Wenn Deutschland die Spaltung in eine protestantische und eine katholische Welt kulturell nie ganz wird verschmerzen können: die Spaltung „hie bürgerlich", „hie proletarisch", ist nicht viel weniger schlimm. Und in welchen leeren Raum wurde die proletarische Gruppe dabei hinausgestoßen: in eine Welt, in der man alles, was Recht, Wahrheit und Schönheit ist, für nichtig und den bloßen Spiegel der Raubgelüste herrschender Klassen hält!

Marx selbst hatte die Orientierung verloren, er hat mit der Hinwendung zu dem groben Naturalismus eines Feuerbach (dessen „Wesen des Christentums" 1841 erschien) das Allerheiligste der Menschheit preisgegeben, das er im Fichte-Hegelschen Idealismus bereits ergriffen hatte, er ist aus dem Paradies des großen deutschen Klassizismus hinausgegangen in die Feuerbach-Büchner-Darwinische Wüste und Ödnis. Marx hat von Hegel in Wahrheit nichts gelernt, er ist Mechanist und Aufklärer geblieben und zu echt universalistischem Sozialismus gar nicht vorgedrungen. Die Kritik darf nie vergessen, was schon Aristoteles sagte: „Daß nicht das Denken als solches schon, sondern erst das Denken als Denken des Besten das Höchste ist."[1] Der Abfall vom Idealismus ist das schlimmste, was es für einen Menschen, ein Volk, eine Zeit geben kann: er ist nicht nur der Verlust der Grundwahrheit, sondern bedeutet das Verlieren aller Verbindung mit dem wahren Zusammenhang des Geschehens, mit dem Fortschreitungsgang der Weltgeschichte, der ein wesentlich geistiger, kein materieller ist.

Marxens Persönlichkeit ist, wie Wilbrandt richtig hervorhob, ganz durch das Mitleid bestimmt. Mitleid mit den Armen und Elenden war es, was seinen Lebensinhalt ausfüllte. Er wollte den Menschen das Glück bringen, während er selbst das Brot der Verbannung aß. Ist dies edel und rein und ist Marx aus glühendem Idealismus zum Revolutionär und großen Publizisten geworden (das „Kommunistische Manifest" ist vielleicht das größte publizistische Erzeugnis der Welt); so war er darum doch kein Genie. Mitleid bestimmt, aber das Genie produziert. Marx hat jedoch nicht Einen Grundgedanken seiner Lehre selbst hervorgebracht, sondern alles zusammengerafft, was seine Vorgänger an Kritik des Bestehenden geleistet haben. In der Zergliederung des Wirtschaftsganges ist er ein Epigone Ricardos; vom Mehrwert sagt Anton Menger, seine wahren Entdecker seien „Godwin, Hall und namentlich Thompson".[2] Aber der eigentliche Vater ist Ricardos Profitbegriff (s. o. S. 87). Die Konzentrationstheorie ist schon bei Pecqueur vorhanden. Doch auch Rodbertus hat erklärt, daß er sich von Marx geplündert finde.[3] Hegel sahen wir bereits als den Vater des historischen Materialismus, die

[1] Metaphysik XII.
[2] Recht auf den vollen Arbeitsertrag, 3. A. 1906, S. 100.
[3] Ebenda S. 82.

Aufklärung mit ihrer Milieulehre und den philosophischen Materialismus Feuerbachs als die beiden Verderber der großen Hegelischen Grundlage. Der Begriff des Klassenkampfes wurde schon von Adam Smith, Lorenz v. Stein, Pecqueur gebildet, kommt übrigens schon deutlich bei den Sophisten vor.[1]) So steht es um die Selbständigkeit der Grundgedanken. Wie aber um ihre innere Natur? Aus Haß Plattheit! Das wahre Genie erschaut das innerste Herz der Realität und wird des Geistigen in Geschichte und Gesellschaft gewiß. Marx aber erklärte alle Geistigkeit für bloße Funktion des Wirtschaftlichen, für „Ideologie". Dagegen höre man Meister Eckehart: „Zum ersten soll man wissen, daß der Weise und die Weisheit . . ., der Gute und die Gutheit . . . Aug' in Auge haften", d. h. Weisheit, Gutheit unerschütterliche, wesentliche Inhalte durch alle Zeiten sind.[2]) So spricht das wahre Genie, das der Ewigkeit geistiger und sittlicher Werte innerlich gewiß ist.

Fragt man sich, wie eine Lehre, die so voller Mängel ist, eine so tiefe Wirkung üben und in der übereinstimmenden Beeinflussung der Arbeiterklassen aller Völker eine geschichtlich wahrhaft große Leistung vollbringen konnte, so ist die erste Antwort vielleicht die: daß die vorgebrachten Einwände gegen Marxens wirtschaftliche Lehre wohl Einwände gegen die Argumente, aber zuletzt nicht gegen die Sache seien: gegen das Elend der Arbeiter. Der Sozialismus sitzt tiefer als der Marxismus. Die Sehnsucht nach Erlösung war stärker als logistische Kritik. Die individualistische Wirtschaftsordnung hat zu große Schwächen. Sie hat die Ungleichheit der Verteilung, sie hat die Elendsanhäufungen zum Teil ins Fürchterliche getrieben. Und andererseits hat sie den revolutionären (eben: individualistischen) Geist gegen sich selbst allzu leicht großgezogen. Und hierzu kommt nicht zumindest: sie war geistig zu sehr desorientiert, materialisiert und zersplittert, als daß sie einer so geschlossenen Lehre hätte Widerstand leisten können. Hätte ein Feuerbach, Büchner, Moleschott und ihre Nachfahren, die Positivisten (diese noch heute unter uns geltenden banausischen Pfuscher) nicht die klassische Philosophie aus der deutschen Bildung verdrängt, der Marxismus wäre niemals groß geworden der Kapitalismus auch weniger entartet. So aber hat Marxens Lehre in der Sozialwissenschaft kraft ihrer Verbündung mit Sensualismus und Materialismus die Figur des Darwinismus machen können.

Die Hauptfrage nun, die dem Leser nach dieser Kritik am Herzen liegen muß: was der Sozialismus grundsätzlich geben kann, wo seine Grenzen liegen, was an Stelle des unhaltbaren Marxismus treten soll — kann hier leider gar nicht erörtert wer-

[1]) Vgl. Platon, Staat, 343 ff.

[2]) Buch der göttlichen Tröstung I (Übersetzungen von Bernhardt, Sammlung Kösel; von Büttner, Jena 1909).

den. Nur soviel sei gesagt: Die Organisierung der Wirtschaft, die wir heute im Anzug sehen, kommt nicht aus den Gründen, die Marx angibt, sondern daher, daß freies, individualistisches Wirtschaften gegen die Natur aller Wirtschaft und Gesellschaft ist. Es muß daher eine organisierte Wirtschaft an die Stelle der individualistischen Wirtschaft treten; individualistische Wirtschaft hat sich nicht nur geschichtlich überlebt, sie widerspricht, wie gesagt, auch dem innersten Wesen der Gesellschaft, das universalistisch ist! Welchem inneren Grundsatze diese Organisierung folgen soll, gedenke ich an einem andern Orte auszuführen. Aus den obigen Andeutungen geht schon hervor, daß die Organisierung keine gerade, einheitliche Durchkollektivierung, sondern infolge der geistigen Mannigfaltigkeit der Gesellschaft nur eine bewegliche und begrenzte Kollektivierung sein kann.

C. Die politische Entwicklung des Marxismus. Die Lehre Marxens wurde von den Arbeiterparteien der meisten Länder, die sich darnach „Sozialdemokraten" nennen, angenommen. Aber nur die eiserne Not der schärfsten Oppositionsstellung konnte die vielen inneren Widersprüche verbergen, die im Marxismus beschlossen lagen. Dennoch kam schon vor dem Kriege ein Widerspruch darin zum Ausdruck, daß in Deutschland eine kritische, die evolutionistische Seite des Systems (die aus der Konzentrationstheorie folgt) betonende Richtung entstand, welche mehr den Charakter einer radikal-sozialpolitischen Partei annahm, der „Revisionismus"[1]). In Frankreich dagegen entstand im „Syndikalismus" eine revolutionäre, auf Terror und Generalstreik gegründete Richtung. Durch den Krieg wurde die revisionistische Entwicklung der deutschen Partei leider gestört. — In dem Augenblick, als die Sozialdemokratie ans Ruder kam, offenbarten sich dagegen die innern Gegensätze deutlich und mit Notwendigkeit. Nun entsteht zuerst eine evolutionistische, gemäßigte Gruppe („Mehrheitssozialisten"), welche die Grundlage der heutigen Ordnung mindestens nicht sofort umstürzen will und demokratisch ist, andererseits eine Gruppe, die mit dem Kommunismus auf Grund der Diktatur des Proletariates unverzüglich Ernst machen will (Spartakismus", „Bolschewismus" — auch sie ist nicht ohne innere Gegensätze), daher die Demokratie ablehnt, übrigens einen Einschlag religiöser, Tolstoischer Ideen zeigt; eine mittlere Stellung nehmen die „Unabhängigen" ein.

7. Lassalle. In Deutschland war mittlerweile eine selbständige Arbeiterpartei entstanden, und zwar wesentlich durch die Wirksamkeit eines anderen Sozialisten, nämlich Ferdinand Lassalles.

[1]) Begründet durch Eduard Bernsteins Buch „Die Voraussetzungen des Sozialismus", 1899.

Lassalle (1825—1864) wurde als Sprößling einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Breslau geboren und studierte an verschiedenen Universitäten Philosophie und Philologie. Er lernte 1846 die Gräfin Hatzfeld kennen, der er in der Folge ihren langwierigen Ehescheidungsprozeß mit großem Geschick führte. J. J. 1848 wurde er in die politischen Ereignisse verwickelt. Als 1859 der italienische Krieg ausbrach, trat er mit Wärme dafür ein, daß Preußen die Gelegenheit zur Wiederherstellung der deutschen Einheit benütze. J. J. 1863 entwarf er in seinem „Offenen Antwortschreiben" ein Programm für die Arbeiterpartei und entfaltete nun eine gewaltige agitatorische Tätigkeit. Im „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein" schuf er die erste Organisation der jetzigen sozialdemokratischen Partei. Mitten in seiner vollsten Tätigkeit wurde er 1864 durch einen Zweikampf getötet. Hauptschriften: „System der erworbenen Rechte," 1861; „Herr Bastiat Schulze von Delitzsch, der ökonom sche Julian" (1864,; Gesamtwerke hrsg. v. Bernstein, 3 Bde., Berlin (Vorwärts) 1893.

Im Mittelpunkt der Wirtschaftslehre Lassalles steht das Ricardosche, von ihm sogenannte eherne Lohngesetz, nach welchem der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt der Arbeiter beschränkt bleiben muß. (s. o. S. 83. Um diesem Gesetz zu entgehen, gebe es nur eines: die Arbeiter müssen selbst Unternehmer werden, indem sie sich zu Produktivassoziationen zusammenschließen, was ihnen durch Gewährung von Staatskredit ermöglicht werden soll. Um den Staat zur Gewährung dieses Kredits zu zwingen, müssen sich die Arbeiter zu einer selbständigen politischen Partei zusammentun und in erster Linie das allgemeine Wahlrecht erkämpfen.

Wie ersichtlich, hatte Lassalle den Grundgedanken Louis Blancs angenommen; dem Marrismus stand er innerlich fern, denn sein Gemeinschaftsbegriff war nicht nur im allgemeinen universalistisch, sondern auch von wahrer Hochschätzung des Staates getragen, ferner durchaus völkisch und der ökonomischen Geschichtsauffassung Marxens fremd. Lassalle war philosophisch gründlicher durchgebildet als Marx und stand auf dem Boden der Fichte'schen und nachkantischen Philosophie. Er war eine von Kraft und Energie übervolle Persönlichkeit mit glänzender Rednergabe und politischer Befähigung. Seine Bedeutung liegt mehr in der politischen Tätigkeit, die er entfaltete, und der die deutsche Arbeiterpartei eigentlich ihr Dasein verdankt, als in seiner theoretischen Bearbeitung des Sozialismus.

8. Die Bodenreform. Der Amerikaner Henry George („Fortschritt und Armut", 1879 deutsch 2. Aufl. 1884) und ihm folgend: Flürscheim, „Der einzige Rettungsweg", 1890; Stamm; Sartter; Hertzka („Freiland", 4. Aufl. 1890) sieht in der Bodenrente, die er ebenso wie Ricardo erklärt, die Quelle alles gesellschaftlichen Elends, insbesondere des niedrigen Arbeitslohnes sowie der Krisen. Die völlige Wegsteuerung der Grundrente würde daher die Rettung aus aller sozialen Not bringen. — In eine realpolitische Form hat in Deutschland Adolf Damaschke („Die Bodenreform", 16. Aufl. Jena 1919; „Aufgaben der Gemeindepolitik", 6. Aufl. Jena 1913 diese Lehre seit etwa 1898 gebracht. Er trennt die „Grundrente von gestern" von der „Grundrente von heute". Erstere soll als gegeben hingenommen

werden, die letztere, die „Zuwachsrente", dagegen der Gesamtheit zufallen. — Dies soll namentlich für die städtische Bodenrente erreicht werden durch: Wertzuwachssteuern, Grundsteuern nach dem gemeinen Wert, Ausdehnung gemeindlichen Bodenbesitzes, Anwendung des Erbbaurechtes, Förderung des Wohnungswesens u. ä. Es ist ein großes Verdienst Damaschkes, solchen Maßnahmen überall im deutschen Sprachgebiete die Wege geebnet zu haben; anders steht es mit der theoretischen Begründung, die nicht immer stichhältig ist. Es handelt sich hier hauptsächlich um die Fragen der Steuerüberwälzung und der Natur der städtischen Grundrente und Mietpreise. (Vgl. A. Voigt u. Geldner, „Kleinhaus u. Mietkaserne", 1905; Pohle, „Die Wohnungsfrage", Sammlung Göschen.) — Den Gedanken der Bodenreform ergänzt Silvio Gesell (Finanzminister der 1. Räterepublik in München) durch ein „Freigeld", ein Geld, das in Frist etwa um die Höhe des heutigen Zinses im Werte sinkt und dadurch den „Trieb zum raschen Umlauf" hätte, d. h.: das starke Geldangebot würde den Kapitalzins beseitigen!! (Die natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld. 3. Aufl. Sontra i. Hessen 1918.)

IX. Der gegenwärtige Zustand der Volkswirtschaftslehre. Die Gesellschaftslehre.

Für den gegenwärtigen Zustand der Volkswirtschaftslehre ist dreierlei besonders bezeichnend: 1. das Aufkommen des Historismus und der damit verbundene Methodenstreit; 2. die Herrschaft des sozialreformatorischen Geistes; 3. die Bemühungen um die Schaffung einer allgemeinen Soziologie oder Gesellschaftslehre.

1. Das Aufkommen der geschichtlichen Schule und der Methodenstreit.

a) Geschichtliche und abstrakte Schule. In der klassischen Volkswirtschaftslehre herrschte, wie wir wissen, das deduktive Verfahren vor, indem sie aus einer bestimmten Voraussetzung — dem „Eigennutz" des atomistisch gedachten wirtschaftenden Individuums — ein einheitliches Gesamtbild von der Volkswirtschaft entwarf. Richtiger wäre aber, dies Verfahren der Klassiker abstrakt statt deduktiv zu nennen, weil es nur auf das Bestreben, die wirtschaftlichen Vorgänge rein (d. h. abstrakt, isoliert) zu betrachten ankommt, nicht auf den größeren oder geringeren Reichtum induktiver oder deduktiver Bestandteile. Denn ohne Gebrauch beider logischer Verfahren ist keines der klassischen Lehrgebäude zustande gekommen. — Das von Quesnay und Smith, die in weitem Maße induktiv vorgingen, in isolierender Abstrak-

tion aufgerichtete Lehrgebäude ist zwar in der Folge vielfach, hauptsächlich von Ricardo, Malthus und ihren Nachfolgern durch Aufhellung einer Menge wichtiger Gedankenreihen verändert und bereichert worden; trotzdem aber und trotz intensiver Pflege empirischer und geschichtlicher Forschungen durch Smith, Malthus und andere enthielt es noch viele dürre, lebensarme Konstruktionen, die von der stürmisch sich entfaltenden Wirklichkeit ärmlich genug abstachen. Die tiefer liegende Ursache dafür ist die atomistische, individualistische Grundauffassung der Wirtschaft, die namentlich auch den sozialpolitischen Anforderungen der Zeit nicht genügen konnte.

Aus derartigen in den Zeitumständen liegenden aber auch aus tieferen philosophischen Gründen entstanden die Bestrebungen der geschichtlichen Schule in Deutschland.

Auf die letzte glänzende Spekulation der deutschen Philosophie, Hegels und seiner Schule, folgte ein naturwissenschaftlich-materialistischer, jeder Metaphysik wie jeder deduktiven Denkarbeit feindlicher Rückschlag. Die Nation wandte sich von der inneren Bildung zur äußeren Arbeit. Aus den Naturwissenschaften wurden Theorie und Deduktion möglichst verbannt, in Sittenlehre und Philosophie gewann die platte englische Empirie Boden; damit war die Richtung auf Erfahrung und Induktion eingeschlagen. Andererseits ist für die deutsche Wissenschaft entscheidend geworden, daß der Geist des Universalismus der Schelling-Hegelschen Philosophie, der zugleich ein Geist des Historismus war, doch Wurzel gefaßt hatte. Von ihm aus entstand in den Rechts- und Staatswissenschaften, wie oben (S. 90) erwähnt, schon im Anfang des 19. Jahrhunderts unter der Führung von Eichhorn, v. Savigny und Puchta die „historische Rechtsschule", welche das Naturrecht verwarf und das geschichtlich gewordene Recht der Wissenschaft zugrunde zu legen strebte; und in der Volkswirtschaftslehre lag gleichfalls die Forderung nahe, an Stelle der rein abstrakten, unwirklichen Konstruktionen der klassischen Theorie eine geschichtliche Induktion zu setzen, die induktiv, d. i. empiristisch und historisch-universalistisch zugleich war! Die Männer, welche im Anschluß an die geschichtliche Rechtsschule und an die von Adam Müller und List bereits geschaffene Überlieferung, zuerst jene Forderung erhoben und auf die Entwicklungsgesetze der Volkswirtschaft, auf das Geschichtliche in der Wirtschaft zurückzusehen

strebten, waren Wilhelm Roscher[1]), Karl Knies[2]), Bruno Hildbrand[3]).

Dieser sog. **älteren historischen Schule** reihte sich in den 70er Jahren die sog. **jüngere historische Schule** an, welche die geschichtliche und statistisch-realistische Forschung noch ausschließlicher gepflegt wissen will als die ältere Schule, aber zugleich eine mehr soziologische Richtung einschlägt. Gustav Schmoller (1838—1917; „Grundriß der Volkswirtschaftslehre", 1. Bd. 1900, 2. Bd. 1908), Brentano, Knapp, Bücher, Held, Gothein sind neben anderen die wichtigsten Träger dieser Bewegung. — Eine wesentliche Sonderstellung nehmen unter den Neuesten jeder in seiner Art in der geschichtlichen Richtung ein: Max Weber mit stark soziologischem und zugleich rationalistischem Einschlage („Röm. Agrargesch.". 1892; Prot. „Ethik und Geist des Kapitalismus", Archiv f. Sozialw. Bd. XX f.) und Werner Sombart („Der moderne Kapitalismus", 2. Aufl. München 1916 ff.) mit stark universalistisch-sozialistischem Einschlag (s. über beide auch u. S. 147). Sombart stellt in den Vordergrund die Unterscheidung verschiedener geschichtlicher Wirtschaftssysteme mit verschiedener Wirtschaftsgesinnung. „Die Nationalökonomie ist die Lehre von den Wirtschaftssystemen."

Die ältere geschichtliche Schule war noch wesentlich theoretischer eingestellt als die jüngere. Sie versuchte gleichsam eine Synthesis des regulierenden Merkantilismus mit dem laissez-faire-Grundsatz. Die Forschungen der jüngeren Schule dagegen gingen immer mehr in Wirtschaftsgeschichte und Beschreibung auf (bloße Monographien-Literatur!);

[1]) „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirtschaft nach geschichtlicher Methode", 1843, und „System der Volkswirtschaft", 1. Band „Grundlagen der Nationalökonomie", zuerst Leipzig 1854, seitdem in vielen Auflagen.

[2]) „Die politische Ökonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode", Braunschweig 1853; 2. Aufl. unter dem Namen: „Die politische Ökonomie vom Standpunkt der Geschichte", ebenda 1883.

[3]) „Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft", 1. (einziger) Bd., Frankfurt a. M. 1848 — vgl. oben S. 91 u. 108 f. — Die Abhängigkeit der geschichtlichen Schule von Müller und List beleuchtet folgender Satz bei Knies: Es haben „die Schriften Adam Müllers und Friedrich Lists eine unverkennbare Nachwirkung auch bei denen hervorgebracht", welche sie ablehnten. „Man kann sich der . . . falschen Resultate Müllers klar bewußt sein und doch die Nachfolge nicht verschmähen in dem Streben . . . über der Berechnung von Sachgüterquantitäten die sittlichen und politischen Bedürfnisse . . . nicht zu vernachlässigen". (D. polit. Ökon. 1883, S. 331.)

dies ging so weit, daß dem letzten Geschlecht unserer Volkswirte vielfach die notwendigsten theoretischen Kenntnisse abhanden kamen. Dadurch, und weil sie auch ihre philosophischen Grundlagen ganz vernachlässigte (!), gelangte diese Schule den neuerwachten theoretischen Bestrebungen gegenüber vielfach in eine schwache Stellung und ist heute am Zusammenbruche. Ihr unsterbliches Verdienst ist aber eine tatkräftige und wohlfundierte Sozialreform eingeleitet und geschaffen zu haben (s. u. S. 148 ff). Die universalistischen und soziologischen Elemente in ihr sind aber leider allzu unbewußt und ungepflegt geblieben: Die geschichtliche Schule geht heute mehr an der Schwäche ihrer Personen, an ihrer philosophischen Unbelehrtheit, an ihrer banausischen Tatsachenmeierei (lauter Wechselbegriffe) zugrunde, als an der grundsätzlichen Schwäche ihrer Stellung.

Der geschichtlichen Schule steht die sog. deduktive Richtung (richtiger: abstrakte Richtung) gegenüber, welche die volkswirtschaftliche Wissenschaft als eine grundsätzlich abstraktisolierende Lehre erklärt. Ihr Begründer ist Carl Menger, der im Jahre 1883 in seinen „Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Ökonomie insbesondere" der historischen Schule scharf entgegengetreten ist. Mit mehr oder weniger Vorbehalt bekennen sich zu dieser Richtung: Böhm-Bawerk, Friedr. v. Wieser, v. Philippovich, Zuckerkandl, v. Komorczinski (teilweise), Adolf Wagner, Schumpeter, Amonn, R. Schüller, in gewissem Maße auch der Verfasser[1]) Da dieser Schule vorzugsweise österreichische Gelehrte angehören, heißt sie auch die **„österreichische Schule"**. (Vgl. auch unten S. 56 f.) — Theoretiker, die nicht zur österreichischen Schule, aber wohl zur abstrakten Richtung gehören, sind: H. Dietzel, Wilhelm Pohle, Andreas Voigt (der in seiner „Technischen Ökonomik" die Begründung einer neuen Sonderdisziplin eingeleitet hat[2]), Liefmann, Michael Hainisch u. a.

b) Die Methodenfrage. Eine genauere Erörterung der Methodenfrage selbst ist hier unmöglich, da sie ein weiterers Ausholen erforderte. Doch können wir im Anschluß an das jeweils bei Quesnay (oben S. 50), bei Smith (oben S. 68) f.), Ricardo (S. 87 f.) und Adam Müller (90—97) Gesagte folgende kurze Erklärung wagen.

[1]) Die Hauptwerke der genannten Verf. s. unten S. 156 f.

[2]) In „Wirtschaft und Technik" Bd. II. Tübingen 1910. — Ein bedeutsames selbständiges Werk hierüber lieferte auch v. Gottl. im Grundr. der Sozialökonomik, Bd. II. Tübingen 1915.

Die Volkswirtschaft ist nur ein Teilgebiet, ein Zweig der Gesellschaft (z. B. neben Gebieten wie Staat, Recht, Religion, Technik). Dadurch entsteht die Frage nach jenem Verfahren, mittels dessen die Erforschung der Volkswirtschaft möglich ist, und die keine müßige Frage ist, sondern zugleich die Grundauffassung über das Wesen der Volkswirtschaft enthält: ob die Gesetze des inneren Baues und der Entwicklung der Volkswirtschaft so erforscht werden können, als bestünde sie „an sich", d. h. als ein in sich geschlossenes, nur aus eigener Werdekraft aufgebautes, nur und rein den wirtschaftlichen Beweggründen — dem „Eigennutz" der Individuen — entsprungenes Gebilde; oder: ob die Volkswirtschaft unaufhörlich mit allen anderen Teilgebieten der Gesellschaft verflochten zu denken sei, daher reiner, eigener Baugesetze entbehre, vielmehr die geschichtlich bedingte (also geschichtlich-konkrete, individuelle daher ungesetzmäßige) Gestalt und Entwicklung des Gesellschafts-Ganzen teile. Im ersteren Falle — wonach die wirkliche Wirtschaft ein fast rein den inneren Gesetzen wirtschaftlichen Handelns der Individuen entspringendes Gebilde ist — wird ein von den gesellschaftlichen und geschichtlichen Störungen absehendes, d. h. isolierendes oder abstraktes Verfahren gewählt, welches vom obersten, einheitlichen Beweggrunde, nämlich dem rein wirtschaftlichen (ungenau: „eigennützigen") Handeln ausgehend den gesetzmäßigen Aufbau der Volkswirtschaft theoretisch erkennen will. (Dieses Verfahren ist zwar vorwiegend deduktiv, verwirft aber die Induktion nicht, daher diese Bezeichnung ungenau ist, wie eingangs bemerkt.) Im zweiten Falle — wonach die Wirtschaft jeweils von der geschichtlich-gesellschaftlichen Sachlage, d. i. dem Zusammentreffen gesellschaftlicher Ereignisse und dem Einfluß der gesellschaftlichen Verhältnisse beherrscht wird — wird eine auf das leibhaftige, konkrete Gewordensein der Dinge gehende, also ein geschichtliches und statistisch-realistisches Verfahren gewählt, welches nicht nur den gegenwärtigen Stand der Dinge statistisch-beschreibend erkennt, sondern auch die Gegenwart als notwendige Folge der Vergangenheit begreifen will. Auf theoretische Erkenntnis der Volkswirtschaft wird dabei notgedrungen verzichtet. Auch Wert-, Preis- und Lohngesetze kann es danach streng genommen nicht geben; was davon zu beobachten ist, wird in Entwicklungstendenzen oder äußere Regelmäßigkeiten aufgelöst.

Die jüngere geschichtliche Schule faßte die Frage des Verfahrens als eine Frage des Maßes von Induktion und Deduktion auf. Dies ist falsch, weil jedes Verfahren beide Hilfsmittel gebrauchen muß. Für Menger ist dagegen schon viel richtiger die Grundfrage der Verfahrenlehre die: ob der Gegenstand der Nationalökonomie die ganze empirische, geschichtlich-gesellschaftlich modifizierte Wirtschaft sei, oder ein reiner, abstrakter Teilinhalt der Gesellschaft. (Allerdings kann von vornherein auch das abstrakte Verfahren nur eine Volkswirtschaft, wie sie innerhalb Eines bestimmten geschichtlichen Umkreises auftritt, nämlich die Gebilde der freien Verkehrswirtschaft, zum Gegenstand theoretischer Forschungen machen.)

Ich möchte von hier aus weitergehen und Mengern gegenüber sagen: es erweist sich ein anderes Verhältnis, das Verhältnis von Wirtschaft zu Gesellschaft, vom Teilinhalt zum Ganzen als die letzte methodische Grundfrage. Geht man diesem Verhältnis auf den Grund, so ergibt sich schließlich: 1. daß bei individualistischer Auffassung von Wirtschaft und Gesellschaft der einzelne Wirtschafter als eine autarke, atomhafte Kraft betrachtet wird, die auf dem Markte erscheint, immer etwas Selbständiges, Eigenes ist und daher nach dem abstrakten (isolierenden) Verfahren untersucht werden kann. (Denn die reine, abstrakte, an und für sich bestehende Wirtschaftskraft wirkt sich auch in reiner Wirtschaft, in einem gleichsam isolierten Teilinhalt der Gesellschaft aus.) 2. Eine gleich isolierende Betrachtung des wirtschaftenden Individuums ist hingegen nicht möglich, wenn dieses statt autark-individualistisch unlösbar verwoben gedacht wird mit den übrigen gesellschaftlichen Erscheinungen, d. h. universalistisch gedacht wird. Dann erscheint das Individuum, die Ware, die Nachfrage, der Wert usf. auch nicht als schlechthin Gegebenes — d. h. ja: Autarkes, aus sich selbst Seiendes — auf dem Markte, sondern nur im Zusammenhange der Produktion! Das Gegebensein von Waren, Werten usf. ist dann nur eine Annahme (Unterstellung der theoretischen Untersuchung). So ergibt sich: das abstrakte Verfahren lebt nur von einer individualistischen Unterstellung, d. h. von der Annahme als wären alle Wirtschaftskräfte autarke Punktalkräfte, gleichsam selbsteigene Atome; das geschichtliche Verfahren dagegen lebt wieder ausschließlich von der Unterstellung universalistischen Zusammenhanges aller Teilkräfte und ihrer geschichtlichen Bestimmtheit (während ja eine beziehungsweise Selbständigkeit des schon Gegebenen nicht zu leugnen ist). Die Schwäche des geschichtlichen Verfahrens ist die Theorielosigkeit, die Schwäche des abstrakten Verfahrens, daß es wohl den Tausch (Angebot), aber nicht Nachfrage, Erzeugung, Produktivkraft und geschlossene Wirtschaft erklären kann (s. S. 67). — Logisch erscheinen mir beide Betrachtungsweisen unentbehrlich; die entscheidende Aufgabe ist daher, sie in organischen Zusammenhang zu bringen. Demgemäß ist die Verfahrenfrage zuletzt eine Frage nach der individualistischen oder universalistischen Wirtschaftserklärung und der Schlüssel zur Lösung liegt in der allgemeinen Gesellschaftslehre (Soziologie). Diese hat außerdem die Verknüpftheit wie relative Sonderexistenz von Wirtschaft und Gesellschaft systematisch zu erforschen. — In ihrer geschichtlichen Stellung sind die beiden geschichtlichen Schulen der Volkswirtschaftslehre als ein großer und gesunder Rückschlag gegen die dürre, atomistische Art des manchesterlichen Individualismus hoch einzuschätzen. Andererseits hat die jüngere geschichtliche Schule alles begriffliche Denken so sehr vernachlässigt, daß die heutige deutsche Volkswirtschaftslehre dadurch auf einen traurigen Tiefstand herabsank.

Schriften: Menger, Untersuchungen über d. Methode der Sozialwissenschaften, 1883; Schmoller, Art. Volkswirtschaftslehre i. Handw.-Buch der Staatsw. — Die Schriften von Max Weber, Gottl, Amonn, Spann u. a. s. unten.

2. Andere neuere Gruppierungen.

Heute kann man die geschichtliche Schule im alten Sinne fast als zusammengebrochen bezeichnen. Die Wertschätzung der reinen Theorie ist nach einer Zeit rastloser Stoffanhäufung überall sehr gestiegen. Doch sind feste neuere Gruppierungen dagegen noch nicht vorhanden. Indessen läßt sich etwa folgendes unterscheiden:

1. Man kann heute sagen, daß eine Gruppe erkenntnistheoretischer Methodiker, welche mit geläuterten Beweisgründen den Verfahrenstreit weiterführt, entstanden ist und die philosophischen wie gesellschaftswissenschaftlichen Grundlagen der Volkswirtschaftslehre zu vertiefen sucht. Zu ihr gehören u. a.: Max Weber (Archiv f. Sozialw. 1902 ff.), v. Gottl (ebenda 1906 f.), Alfred Amonn (Objekt u. Grundbegriffe, Wien 1911), Sombart (Mod. Kapitalism., 2. A., 1916 ff.), A. Voigt, Pohle und Walther Köhler. Ich selbst habe versucht, die Volkswirtschaftslehre als Zweckwissenschaft (statt als Kausalwissenschaft) zu begründen und der Wert- und Preistheorie als reiner Größenlehre der wirtschaftlichen Leistungen eine sachliche Leistungslehre an die Seite zu stellen[1]).

2. Als eine eigene realistische Gruppe von Forschern, die der geschichtlichen Schule zwar nahe steht, aber mehr der beschreibenden und wirtschaftspolitischen Behandlung der Gegenwart zugewandt ist als geschichtlicher Forschung, können genannt werden: Schäffle († 1904) und Lexis († 1914); ferner: Ehrenberg, Harms, Passow, Schuhmacher mit ihren Schülern.

3. So wie die ganze Geschichte hindurch, kann man auch heute die Verfasser einteilen in solche, welche dem individualistischen

[1]) Fundament der Volkswirtschaftslehre, Jena 1918; Vom Geist der Volkswirtschaftslehre, Jena 1919.

und solche, die einem mehr organischen, universalistischen Grundzuge folgen. Zur individualistischen Gruppe wären mit mehr oder weniger wesentlichen Einschränkungen zu rechnen: Dietzel, Diehl, L. Pohle, Andreas Voigt und die meisten Grenznutzenlehrer (ausgesprochen: Böhm-Bawerk, Schumpeter, die Amerikaner, Engländer und Franzosen; am wenigsten Fr. v. Wieser). Zur universalistischen Gruppe gehören halb unbewußter und unentschiedener Weise (Flauheit und Unklarheit in den letzten Grundsätzen war ja bis jetzt das Zeichen unserer Zeit!) die Vertreter der geschichtlichen Schule (s. o. S. 143), bewußter Weise Werner Sombart (D. moderne Kapitalismus, 2. Aufl. 1916 ff.) und — obzwar nicht sehr folgestreng — die Sozialisten; unter diesen nimmt besonders Plenge eine eigene, bedeutsame Stellung ein (Die Revolutionierung der Revolutionäre, Lpz. 1917).

3. Entstehung und Wesen der Sozialpolitik [1]).

Ein Kind der universalistischen und geschichtlichen Denkweise in der Volkswirtschaftslehre Deutschlands ist die Sozialpolitik.

Der Zustand „sozialer Harmonie", den die individualistische Theorie vom freien Wettbewerb erwartete, war nicht eingetreten. „Statt der gehofften Gleichheit der Klassen", schreibt Lorenz von Stein, „hat die Konkurrenz die unaufhörlich wachsende Ungleichheit derselben hervorgerufen". Durch die Anwendung von Maschinen, das Emporkommen der Großindustrie, das Wachstum der Städte, die ungeahnte Ausdehnung der Frauen- und Kinderarbeit entstand ein großes, oft erschreckend verelendetes Arbeiterproletariat. Diese Entwicklung drängte nach Abhilfe.

Wir wissen (siehe oben S. 89 ff., 141 f.), daß sich in der deutschen Philosophie die Abkehr von der individualistischen Gesellschaftsauffassung vollzog, daß Fichte, Schelling, Schleiermacher, die gesamte Romantik und Hegel einen streng universalistischen Staatsbegriff entwickelt hatten; und daß unter dem Einfluß dieser Philosophie neben der Entwicklung zum Historismus notwendig auch eine solche zum Universalismus in den Staatswissenschaften einherging. Die geschichtliche Rechtsschule, die sich vom Naturrecht lossagte, übte den nachhaltigsten Einfluß, die Rechtsphilosophie (Stahl, Ahrens, Röder) entwickelte schon seit Hegel und Schleiermacher ein System der regulierenden Einwirkung des Staates auf die Gesellschaft — nachdem zuvor schon Adam Müller, Altrecht von Haller und Friedrich List gegen die individualistische Wirtschaftslehre aufgetreten waren.

[1]) v. Philippovich, „Das Eindringen der sozialpolitischen Ideen in die Literatur". (In: „Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert", 1908). — Zum Überblick über den Inhalt der Sozialpolitik: Zwiedineck-Südenhorst, „Sozialpolitik". Leipzig 1911; Herkner, „Die Arbeiterfrage", 6. Aufl. Berlin 1916. — Ferner: Gehrig, „Die Begründung des Prinzips der Sozialreform", Jena 1914.

Tiefen Eindruck macht daneben die sozialistische Kritik der gesellschaftlichen Zustände, die aber nicht aus dieser philosophischen Bewegung, sondern aus einer selbständigen Entwicklung entspringt. Saint-Simon, Fourier, Proudhon, Louis Blanc sind die wichtigsten Wortführer dieser uns schon bekannten Richtung, der in Deutschland Rodbertus und — bemerkenswerterweise! — auf Grundlage der Hegelischen Philosophie Marx und Engels folgen. — Damit verband sich ferner die praktische Genossenschaftsbewegung, die, von Robert Owen begonnen, in Deutschland von Victor Aimé Huber, Schultze-Delitzsch und Raiffeisen weitergeführt, einen mehr oder weniger anti-individualistischen Charakter trug.

In erster Linie als ein Sprößling der deutschen philosophischen Entwicklung ist auch die sog. „Gesellschaftslehre" zu betrachten (nicht zu verwechseln mit der heutigen Soziologie, die zu deutsch auch Gesellschaftslehre heißt). Sie wurde in den 40er Jahren von Lorenz von Stein [1]) begründet, von Robert von Mohl und anderen bearbeitet. Diese Gesellschaftslehre stellt zwischen Volkswirtschaft und Staat die „Gesellschaft" als die Summe der durch Besitz, Arbeitsweise und Familie gegebenen persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse und Beziehungen der Individuen. Diese Wissenschaft sollte auch (bei Mohl) eine „Gesellschaftszweckmäßigkeitslehre" oder „Soziale Politik" in sich schließen. Philippovich hat mit Recht darauf hingewiesen, wie diese Einführung des Gesellschaftsbegriffes von größter Bedeutung für die tiefere Begründung praktisch-politischer Forderungen und damit für das Aufkommen der Sozialpolitik war. Steins Gesellschaftslehre aber stellt sich geradezu dar als Hegelische Staatsphilosophie mit ihrer Lehre vom „objektiven Geist", der sich in seiner dritten Stufe, der Sittlichkeit, als „Familie", „bürgerliche Gesellschaft" und „Staat" entfaltet. Diese „bürgerliche Gesellschaft" und nichts anderes ist der Gegenstand der Stein-Mohlschen Gesellschaftslehre — eine Wissenschaft, der mangels innerer Einheit der Erfolg versagt war. Auch Herbart, Krause, Schleiermacher haben in ihrer Weise die Lehre von der Gesellschaft gepflegt. — Andererseits muß zugegeben werden, daß die Beschäftigung mit dem französischen Sozialismus als auslösende Ursache bei der Entstehung der Steinischen Gesellschaftswissenschaft mitwirkte, aber es wäre irrtümlich, wie Philippovich, zu meinen, daß damit ein neues Element in die deutsche Staatswissenschaft gekommen sei. Auch Stein hat innerlich ganz aus Hegel geschöpft, und der Staats- und Gemeinschaftsbegriff der deutschen Philosophie bildet in Wahrheit die Urquelle der sozialpolitischen Entwicklung in Deutschland!

In der Wirtschaftswissenschaft war allerdings trotz alledem die Smith-Ricardosche Doktrin herrschend geblieben. Durch die Entstehung der

[1]) „Der Sozialismus u. Kommunismus des heutigen Frankreich", 1842; „Die Geschichte d. sozialen Bewegung i. Frankreich bis auf unsere Tage", 3 Bde., 1850; „System d. Staatswissenschaft", 2. Bd. (Gesellschaftslehre), 1856. Über Stein: E. Grünfeld, L. v. Stein u. die Gesellschaftslehre", Jena 1910.

geschichtlichen Schule aber wurde schließlich auch da ein Umschwung (nicht nur in der Verfahrenfrage, sondern auch in der politischen Auffassung) eingeleitet. Indem die Schilderung der lebendigen wirtschaftlichen Wirklichkeit und ihres Entwicklungsganges in den Vordergrund gestellt wird, muß der individualistische, abstrakte Gesichtspunkt in der Wirtschaftspolitik unzureichend werden. Nicht nur die abstrakte Wirtschaft, sondern die wirkliche Wirtschaft und die ganze lebendige Gesellschaft und Geschichte wird jetzt Gegenstand der Untersuchung: „Dadurch wurde die Nationalökonomie darauf gelenkt, den Einzelnen nicht bloß als Individuum, sondern als Teil organisierter Gesamtheiten zu betrachten und deren Rolle in der Wirtschaft zu würdigen" (v. Philippovich, Das Eindringen etc.). So kommt ein dem individualistischen und abstrakten entgegengesetzter, mehr organischer (universalistischer) Standpunkt zur Geltung, welcher nicht zögern kann, für die Übelstände in den einzelnen Gruppen der Gesellschaft das Ganze verantwortlich zu machen und die Idee der Solidarität und Gerechtigkeit an die Stelle der schrankenlosen individuellen Freiheit zu setzen. „Zugleich muß der Einzelne nicht nur als ein sein persönliches Interesse verfolgendes Wesen behandelt werden, sondern als eine dem Sittengesetz unterstehende Persönlichkeit ..." (v. Philippovich, ebda.) Diese ethische Seite hebt machtvoll die jüngere historische Schule hervor. Es entsteht die sozial-reformatorische Richtung — spottweise auch „Kathedersozialismus" genannt — der sich auch andere der geschichtlichen Schule fernstehende Gelehrte, wie Schäffle oder Theoretiker wie Adolf Wagner, anschließen, und die im Jahre 1873 unter der Führung der deutschen Professoren, voran Schmollers, zur Gründung des „Vereins für Sozialpolitik" führt. Damals wie heute noch findet sich fast das ganze Geschlecht akademischer Volkswirte im „Verein für Sozialpolitik" vereinigt.

Dieser geschichtliche Überblick kann uns gleichzeitig das Wesen der Sozialpolitik begreiflich machen. Sie ist eine Rückwirkung der Gesamtheit auf die Bedrängung einzelner ihrer Glieder und Gruppen, sie will die Staatshilfe und die Hilfe der Verbände (Kommunen, Körperschaften) neben die von der liberalen Staatsidee allein gutgeheißene Selbsthilfe stellen. Diese Forderung war, dies gilt es festzuhalten, nur durch einen inneren Umschwung in der Auffassung vom Wesen des Staates möglich. Es ist nunmehr die Idee höherer Solidarität der Glieder im Staate, der Begriff einer sittlichen (nicht bloß geschäftlichen) Gemeinsamkeit, welche die Gesamtheit für den einzelnen verantwortlich macht. Daher entsprang, wie früher entwickelt, die Sozialpolitik zuletzt dem Siege der von der deutschen klassischen Philosophie ausgebildeten universalistischen Staatsidee über die individualistische Staatsidee.

Nicht jede Maßregel aber, welche dem Schutze einzelner Gruppen dient (zum Beispiel Zölle zum Schutze der Landwirtschaft), kann,

weil sie der Idee des Staates als solidarischer Einheit aller Klassen entsprungen ist, als sozialpolitisch angesehen werden. Vielmehr ergibt sich im engen und eigentlichen Sinne die Sozialpolitik als Eintreten der Gesamtheit für solche ihrer Gruppen und Glieder, die im wirtschaftlichen Kampfe konstitutiv und dauernd benachteiligt sind. Die besitzlosen Lohnarbeiter, das landwirtschaftliche Gesinde, die niederen Angestellten, halb unselbständige Kleingewerbetreibende und ähnliche Gruppen erscheinen gegenüber den Kapitalisten und Besitzenden dauernd im Nachteil. Ausschlaggebend für den Begriff der Sozialpolitik ist aber weiter, daß nicht die Personen als solche unterstützt werden, sondern daß sie bei ihren Tätigkeiten, ihren sozialen Verrichtungen und Aufgaben den Schutz und die Hilfe der Gesellschaft finden. So werden sie bei der Schließung des Arbeitsvertrages, bei der Konsumtion (z. B. Wohnungspolitik), bei der Aufzucht der Kindererziehung (Schule, Familienhilfe) unterstützt. Nur im Armenwesen und in der Wohltätigkeit werden die Individuen als solche unterstützt. Aber hier ist eben gleichsam der tote Punkt, die Grenze aller Sozialpolitik, und eine gute Armenpflege trachtet immer, diesen toten Punkt zu überwinden, indem sie womöglich das Individuum nicht durch ein Geldgeschenk unterstützt, sondern ihm Hilfe bei Ausübung bestimmter Tätigkeiten angedeihen läßt (z. B. Ausstattung mit einer Nähmaschine, nicht aber Unterstützung mit einem Geldbetrag).

Hieraus ergibt sich eine Einteilung der Sozialpolitik, die zugleich den Umkreis, das System der sozialpolitischen Maßnahmen bezeichnet. Man kann unterscheiden: 1. die auf den Arbeitsvertrag und die Arbeitsbedingungen gerichtete Sozialpolitik. Diese geht hauptsächlich auf den Inhalt des Arbeitsvertrages und dessen Lösung, z. B. indem sie den Maximalarbeitstag, Pausen, Sonntagsruhe, Kinder- und Nachtarbeit, Kündigungsfristen, Zwangsversicherung der Arbeiter gegen Krankheit, Unfall, Invalidität, Alter, Verwaisung, Arbeitslosigkeit, Mutterschaft usw. regelt. (Die Zwangsversicherung schuf Bismarck in den 80er Jahren. Diese Riesenreform wäre nicht möglich gewesen ohne die entsprechende Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die „Kathedersozialisten"); 2. die auf die Erhöhung des Wertes der Arbeitskraft gerichtete Sozialpolitik, durch gewerbliche Fortbildung, fachlichen Unterricht, Förderung von Talenten (Stipendienwesen) u. dergl.; 3. die auf die Familie und Erziehung gerichtete Sozialpolitik. Während die auf die Arbeitsbedingungen gerichteten Hilfseinrichtungen bereits in hohem Maße ausgebildet sind, ist erst in jüngster Zeit die

auf den Schutz der Familie und der Erziehung gerichtete Sozialpolitik Gegenstand lebhaften Interesses geworden[1]). Amtliche und private Berufsvormundschaft, staatliche Fürsorgeerziehung verwahrloster und gefährdeter Kinder, Jugendgerichte („Probation officers"), Mutterberatung, Hilfe bei der Berufswahl, Hauspflege sind ihre wichtigsten Maßregeln; 4. die auf den Verbrauch (Verwendung des Arbeitsertrages) gerichtete Sozialpolitik sucht durch Bekämpfung der Schäden im Wohnungswesen, Errichtung von Konsumgenossenschaften, Arbeitergärten, hauswirtschaftliche Belehrung und Volksbildung (z. B. Kampf gegen den Alkohol) zu wirken. Auch dieser Zweig der Sozialpolitik ist wie der der Familie dienende bisher noch wenig ausgebildet worden; 5. die Heranziehung der Bürger zur öffentlichen Beitrags- und Steuerleistung. Hier ist es die möglichste Durchführung des Grundsatzes der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit, welche Besteuerungsarten ergibt, die den weniger Leistungsfähigen oder Hilflosen schonen: die Festsetzung eines steuerfreien Existenzminimums (hinsichtlich der direkten Steuern), die progressive, d. h. mit der Größe des Eigentums prozentuell ansteigende Besteuerung desselben, die Besteuerung der Bodenrente (z. B. durch die Wertzuwachssteuer) und bei indirekten Steuern Rücksichtnahme auf die verschiedene Belastung, welche das Budget des Armen und Reichen durch sie erfährt (z. B. trifft die Mietsteuer einen größeren Einkommensteil des Armen als des Reichen!); 6. die Ermöglichung der Interessenvertretung und der Selbsthilfe bedrängter Gruppen: Arbeiterkammern, Handwerkskammern, Arbeiterausschüsse in den Fabriken, Gestattung von Gewerkschaften, Koalitionen, Streiks, Errichtung von Einigungsämtern; endlich 7. das Armen- und Unterstützungswesen, Rettungswesen und sonstige Hilfeleistung in akuten und hoffnungslosen Fällen (z. B. Krankenhäuser, Krüppelfürsorge usw.) bildet, wie oben dargelegt, die Grenze, wo die rationelle Sozialpolitik mehr in persönliche Unterstützung und bloße Humanität übergeht.

4. Einiges über die neuesten theoretischen Lehren.

Die neueste Volkswirtschaftslehre leidet darunter, daß einerseits die geschichtliche Schule keine eigentlichen theoretischen Einsichten liefern kann, die theoretischen Schulen selbst aber über ihre Grundstellung zur individualistischen oder universalistischen Gesamtauffassung sich keineswegs klar sind (was bei den Klassikern nicht der Fall war). Daher sind die Leistungen der Modernen mehr in Einzeltheorien und Einzeluntersuchungen zersplittert, ein Vorwurf, von dem selbst die Grenznutzenlehrer nicht ganz freizusprechen sind.

a) **Die Grenznutzenlehre.** Die heutige Wissenschaft steht nicht mehr auf dem Standpunkte der klassischen (Smith-Ricardoschen) Werttheorie. Heute steht überall die von Carl Menger

[1]) Vgl. Spann, „Die Erweiterung der Sozialpolitik durch die Berufsvormundschaft", Tübingen 1912.

(Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, 1. Bd., Wien 1871) begründete Wertlehre im Vordergrunde, die „Grenznutzentheorie".

α. Der Grundgedanke. Nach Menger sind die wirtschaftlichen Güter ihrem Wesen nach als Bedingung einer Bedürfnisbefriedigung aufzufassen und die Bedeutung, die sie hierdurch erlangen, sind ihr wirtschaftlicher Wert. Es ist somit die Abhängigkeit von den Bedürfnisbefriedigungen, was den Wertbegriff begründet, nicht eine bloß mögliche Nützlichkeit (der „Gebrauchswert" bei Smith), noch eine objektive Substanz (z. B. Arbeitsmenge). Die Güter unterscheidet Menger in solche, die unmittelbare Bedürfnisse befriedigen: Güter erster Ordnung (Genußgüter) und Güter höherer Ordnung (Erzeugungsgüter), die aber zur völligen Nutzung in komplementären Mengen vorhanden sein müssen (so Ziegelsteine mit bestimmten Mengen von Sand, Kalk usw. zur Erbauung eines Hauses). — Der Werttheorie Mengers liegt dieselbe Anschauung vom Wesen der Güter und dasselbe „Gesetz der Bedürfnissättigung" zugrunde, welches später durch v. Wieser nach einer verschollenen Lehre das „Gossensche Gesetz" genannt wurde. Dieses Gesetz besagt: daß Teile einer Gütermenge innerhalb einer Bedürfnisperiode (z. B. die Nahrungsaufnahme innerhalb einer Mahlzeit) verschiedenen Nutzen stiften, weil die fortgesetzte Befriedigung eine abschwächende Wirkung auf das Begehren hat und sie daher das Bedürfnis jeweils in verschiedenem Grade gesättigt vorfinden. „Innerhalb jeder Bedürfnisperiode wird jeder hinzukommende Akt der Befriedigung minder hoch angeschlagen als ein vorangehender . . ." (v. Wieser). Jener Nutzen nun, den die zuletzt verzehrte Teilmenge noch stiftet, heißt Grenznutzen. (Der Ausdruck stammt von Wieser; Menger hat hierfür noch keinen eigenen Namen gebraucht.) Der Grenznutzen eines Gutes liegt aber nicht nur in der letzten, kleinsten Nutzung, die es im Hinblick auf ein bestimmtes Bedürfnis gewährt, sondern auch im Hinblick auf alle sonstigen Verwendungsmöglichkeiten. Je größer daher der Vorrat eines Gutes wird, um so größer kann der Umkreis der Bedürfnisse werden, zu deren Befriedigung Teilmengen herangezogen werden, um so kleiner ist die letzte Nutzung, der „Grenznutzen". — Diesen Grundtatsachen entsprechend erklärt Menger, den Grenznutzen maßgebend für die Güterschätzung. Denn mit dem Verlust einer Teilmenge verzichtet man natürlich nur auf die wenigst wichtige Nutzung, welche diese Teilmenge gewährt hätte, auf den Grenznutzen, und verwendet die übrig gebliebenen Teilmengen für die wichtigeren Nutzungen. Die Güter werden also nach dem Grenznutzen geschätzt. Hieraus erklärt Menger, daß der Wert der Güter bei steigendem Angebot sinkt — denn größeren Vorräten entsprechen eben geringere Grenznutzen (daher im Überfluß vorhandene, sog. freie Güter, wertlos sind); und bei sinkendem Angebot steigt —. denn sinkenden Vorräten entsprechen eben größere Grenznutzen.

Hiermit ist die Werttheorie grundsätzlich auf den Nutzen (im Verein mit dem Vorrat, d. i. der Seltenheit) gegründet worden — die Nutzwerttheorie gegenüber der Kostenwerttheorie Ricardos, Smithens und der Sozialisten. Zugleich wird sie eine „subjektive" Werttheorie ge-

nannt, weil die Nutzung (Bedürfnisbefriedigung) ein subjektives Verhältnis darstellt, gegenüber der „objektiven" Werttheorie, für welche die Kosten gleichsam eine Substanz (z. B. die Arbeitsmenge) sind.

Die Grundgedanken der Grenznutzentheorie wurden unabhängig von Menger (aber allerdings in unvollkommenerer Weise) gefunden von dem Engländer Jevons (Theorie of political economy, London 1871, 3. Aufl., 1888) und dem Franzosen Walras (Economie politique pure, Lausanne 1874, Théorie mathemat. de la richesse sociale, Lausanne 1873, deutsch von Winterfeld unter dem Titel: „Theorie der Preisbestimmung der wirtschaftlichen Güter", Stuttgart 1881), während früher schon der Deutsche Gossen in einer gänzlich unbeachtet gebliebenen Schrift (Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs, Braunschweig 1854, neu hrsg. Berlin 1889) ähnliche Gedanken entwickelte, die erst Jevons aus ihrer Verschollenheit gerettet hatte, und noch früher der Mathematiker Bernoulli (1738). Bemerkenswerte Ansätze finden sich auch bei Bruno Hildebrand (Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft, Frankfurt a. M. 1848, S. 318 ff.); jedoch beruht schon Ricardos Grundrentenlehre und Thünens Lohn- und Kapitalzinslehre auf dem Gedanken des Grenznutzens. — Die ältere deutsche Smith-Schule hat übrigens nie die Arbeitskostentheorie übernommen, sondern eine eigene **„Gebrauchswerttheorie"** versucht. So Jakob, Soden, Lotz, Hufeland, Storch, Adam Müller, zuletzt (teilweise) Adolf Wagner. Sie mußte aber mißlingen, solange die schwierige Abstraktion des Grenznutzens, eines Maßes für den Nutzen, nicht glückte.

b. Die Grundlehren der Grenzwerttheorie. Der Grenznutzenbegriff ist, wie Böhm-Bawerk rühmt, das „Sesam tu' dich auf" der ganzen volkswirtschaftlichen Theorie. Wenn wir auch heute noch von einem streng durchgebildeten System entfernt sind, hat er doch die Grundlage für die theoretische Erklärung der Preise und der Verteilungserscheinungen: Kapitalzins, Lohn, Grundrente und Unternehmergewinn abgegeben.

Im Nachfolgenden soll versucht werden, die Hauptlehren der Theorie, wie sie Böhm-Bawerk und Friedr. v. Wieser entwickelt haben, in größter Kürze zu entwerfen. Der Preis bei freiem Wettbewerb und auf einem idealen Markt bildet sich auf der Grundlage ganz verschiedener Wertschätzungen des verlangten Gutes durch die verschiedenen Käufer, des ausgebotenen Gutes durch die verschiedenen Verkäufer. Handelt es sich z. B. um 10 Pferde gleicher Güte, und haben wir auf Seite der Käufer die Wertschätzungen: 10 9 8 7 6 5 4 3 2 1
auf Seite der Verkäufer: . . 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
so werden nur die ersten 5 Paare zum Tausche kommen, nämlich die zahlungskräftigsten Käufer (mit den höchsten Wertschätzungen, z. B. weil das Geld für sie wertloser ist) und die „leistungsfähigsten" (billigsten) Verkäufer; der Preis wird sich zwischen 5 und 6 stellen. Die nähere Erklärung dafür ist folgende: bei einem Preis unter 5 möchten 6 Käufer kaufen, während nur 4 verkaufen wollen; der Wettbewerb der Käufer müßte daher den Preis steigern; bei einem Preis über 6 würden nur 4 kaufen können, während 6 verkaufen wollen; die Verkäufer müssen sich daher so lange unterbieten, bis das „Gleichgewicht" 5—6 erreicht

ist. — Böhm-Bawerk formuliert dies Gesetz der Preisbildung so: Der Preis wird begrenzt nach oben durch die letzte Wertschätzung des letzten noch zum Tausch kommenden Käufers (des Grenzkäufers, in unserem Beispiel „6" oben) und des tauschfähigsten ausgeschlossenen Verkäufers („6" unten); nach unten durch die Wertschätzung des mindesttauschfähigen noch zum Tausch kommenden Verkäufers (des Grenzverkäufers, „5" unten) und des tauschfähigsten vom Tausch ausgeschlossenen Kauflustigen. Kürzer: Der Marktpreis liegt zwischen den subjektiven Wertschätzungen der beiden Grenzpaare. (Gesetz der Grenzpaare.) — Hierzu ist zu bemerken, daß in Wirklichkeit der Käufer („Konsument") die größere Rolle spielt, da die Wertschätzungen der Verkäufer wenig um die „Kosten" herum sich bewegen. Was sind nun Kosten?

Das Verhältnis zu den Kosten. Die erste Folgerung aus dem Nutzwert-Gedanken ist der Satz: Die Kosten- oder Produktivgüter leiten ihren Wert von den Früchten ab, und zwar ist es — da man aus einem Kostengut vielerlei Güter mit verschiedenem Grenznutzen herstellen kann — der Grenznutzen des Grenzproduktes (d. h. der wenigstnützlichen Produktengruppe), welcher Wert und Preis der Kostengüter bestimmt. („Wiesersches Gesetz.") Die Kosten sind daher nicht Ursache, sondern Folge des Preises der Früchte! Da die Kostengüter vielseitig verwendbar sind, folgen sie auch nicht jeder einzelnen Änderung des Grenznutzens einer ihrer Früchte geradewegs nach, sondern erscheinen als etwas verhältnismäßig Eigenes und Bestimmendes. In Wahrheit müssen sie aber immer mit dem Grenznutzen der Früchte zusammengestimmt werden. Wer z. B. eine Dreschmaschine kauft, überlegt, ob ihr Nutzwert die Kosten erreicht. (Dieser Standpunkt kommt im praktischen Erfolg dem „Gesetz Ricardos der Gravitation der Preise nach den geringsten Kosten", s. o. S. 81, sehr nahe. Die theoretische Begründung ist aber eine ganz andere — eben vom Nutzen ausgehend. „Kosten" sind nun keine eigene Substanz, sondern: entgangener Nutzen!)

Zurechnung. Die Verwertbarkeit der Theorie für die Verteilungslehre hängt zuletzt davon ab, ob man den Wert der Frucht auf die Erzeugungsfaktoren einzeln zurückführen, aufteilen kann; ob man jedem Faktor seinen Wertanteil „zurechnen" kann. Dieses, den objektiven Werttheorien fremde Problem verlangt also: jedem Faktor (komplementärem Gut) so viel vom Werte des Erzeugnisses zuzuteilen, als seiner Mitwirkung zu verdanken ist. Positiv ausgedrückt handelt es sich darum, jenen Nutzen zu ermitteln, der entsteht, wenn ein Gut zu andern Gütern hinzukommt. Am meisten hat bisher v. Wieser und Böhm diese äußerst schwierige Aufgabe behandelt. (Nähere Darlegung hier unmöglich.)

Verteilungslehre. Die Grundrente wird wie bei Ricardo und Thünen erklärt: der Grenzboden (der schlechteste noch in Anspruch zu nehmende Boden) bestimmt den Preis, die bessern Böden haben daher eine Rente:

Arbeitslohn: Der Unternehmer kann dem Arbeiter höchstens soviel Lohn zahlen, als dieser ihm an Erzeugnissen einbringt, weil durch diese Erzeugnisse der Fonds entsteht, der einzig die Zahlkraft des Unternehmers begründet. Die Fruchtbarkeit der Arbeit ist daher ein wichtiger Bestimmungsgrund der Lohnhöhe — ein neuer Gesichtspunkt gegen-

über den Lohntheorien Quesnays, Ricardos, Rodbertus' und Marxens. Für die Höhe des Lohnes ist seitens des Arbeiters maßgebend: die Fruchtbarkeit des letzten (schlechtesten) noch in Anspruch zu nehmenden Arbeiters, die „Grenzproduktivität" der Arbeit; seitens der Unternehmer: die Wertschätzung der Arbeitskraft durch den letzten (schwächsten) Unternehmer und den 1. (stärksten) der vom Kaufe ausgeschlossenen Unternehmer. Kurz gesagt entscheidet den Arbeitslohn auf jedem Teilmarkte mit übergroßem Arbeitsangebot: die Wertschätzung des Grenzarbeiters in der schwächsten Unternehmung, der Grenzunternehmung. „Der Lohn . . . erhält seine Grundlage durch den produktiven Grenzbeitrag der Arbeit, der nach den Gesetzen der Zurechnung bemessen wird" (Wieser, Grundriß I. 384). — Zins (s. u. S. 158 ff.).

Unternehmergewinn. Der Unternehmergewinn (d. i. jener Teil des Einkommens, der nach Abzug von Zins, Grundrente, Unternehmerlohn und Gefahrenprämie vom Unternehmer-Reineinkommen noch übrig bleibt) wird ähnlich wie die Grundrente erklärt, nämlich aus der Verschiedenheit der Qualitäten des Unternehmers (Geschicklichkeit, Kapitalbesitz usw. — Qualitäten, die zur Ausübung der spezifischen Verrichtung der Unternehmer: der Organisation der Erzeugung, nötig sind). Wenn Unternehmungen, die ohne spezifischen Unternehmergewinn oder mit Verlust arbeiten, mit ihren Preisen zur Deckung des Bedarfes noch herangezogen werden müssen, so werden alle glücklicheren und tüchtiger arbeitenden Unternehmer eine Rente beziehen.[1])

Diese ganze Verteilungslehre ist wesentlich von dem Merkmal der relativen Seltenheit (die ja den Nutzgrad bestimmt) geleitet. Wenn Ricardo nur bei Grundstücken Seltenheit und eine Rente findet, so erscheint dies jetzt nur als ein Sonderfall der allgemeinen Preisbildung. Die Grenznutzenlehre sagt daher: überall entstehen Renten; nicht nur der letzte (schwächste) Käufer, der zur Aufnahme des Erzeugnisses herangezogen werden muß, bestimmt den Preis (was der zahlungskräftigen Käufern eine Rente verschafft — „Konsumentenrente"); auch der qualitativ letzte noch in Anspruch zu nehmende (also ungergiebigste, teuerste) Arbeiter, die letzte noch in Anspruch zu nehmende (teuerste) Maschine, das letzte (teuerste) Verfahren, die letzte (teuerste) Unternehmung (usf.) bestimmt den Preis — was den jeweils ergiebigeren (billigeren) eine Vorzugsrente verschafft. Aber diese Renten sind viel beweglicher und kurzlebiger, als die Grundrente. Die Preisbildung und Verteilung sind damit weit weniger mechanistisch erklärt wie bei der Klassikern, überall ist mehr Leben, Bewegung und Vielfältigkeit. Aber die Schwäche der Erklärung von Angebot, Erzeugung und Produktivkraft bleibt zurück, ähnlich wie bei den Klassikern (s. o. S. 67 u. 146).

γ) Das **Schrifttum der Grenznutzenlehre.** Deutschland und Österreich: v. Wieser, Der natürliche Wert, Wien 1889, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft (in „Grundriß der Sozialökonomie", Bd. I.) Tüb. 1914; Zuckerkandl, Zur Theorie des Preises mit bes. Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung der Lehre, Leipzig 1889; v. Philippovich, Allgemeine Volkswirtschaftslehre, 10. Aufl., Tübingen 1911; Eugen v. Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalzins, 1. Teil: Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien, 3. Aufl. 1914; 2. Teil: Positive Theorie des Kapitals, 2 Bde., 3. Aufl., Innsbruck 1909/12; ferner die Werke von Say, der Grundriß von Lehr, die Schriften von Schumpeter (Wesen u. Hauptinhalt d. theoret. Nationalökonomie, Leipzig 1908; Theorie der wirtschaftl. Entwicklung, Leipzig 1912), Amonn (Objekt u. Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonmie, Wien 1911), Spann (Fundament der Volkswirtschaftslehre, Jena 1918; Vom Geist der Volkswirtschaftslehre, ebenda 1919). — Holland: N. G. Pierson. Italien: Pantaleoni, Ricca-Salerno, Graziani. Frankreich: Gide (Grundzüge der Nationalökonomie, dtsch. von Weiß-Wellenstein, Wien 1905). Schweden: Wicksell (Vorlesungen über theoretische Nationalökonomie, Bd. I., Jena 1915). England: Marshall (Principles of Economies, 5. A. 1907, dtsch. von Salz, Bd. I. 1905), Edgeworth, Smart, Bonar, Hobbson, Wicksteed. Amerika: Clark (Distrubution of wealth, New-York 1905, Irving Fisher (Die Kaufkraft des Geldes, dtsch. von Stecker, Berlin 1916), Patten. Ungarn: Wolfgang Heller, „A határhason emelete", Budapest 1904.

Die englisch-amerikanischen Grenznutzenlehrer zeigen eine gewisse Rückbildung zum Kostengrundsatz, indem sie das Arbeitsleid (statt der Arbeitsmenge Ricardos) als Kostenelement mit dem Grenznutzen zu verbinden suchen; so schon Jevons. Marshall und Clark haben das Gesetz zu begründen versucht: daß der Wert der Güter sich feststellt im Schnittpunkt zwischen dem Nutzen der Güter und den in Arbeitsleid bestehenden Übeln ihrer Erzeugung. — Diese **„disutility"-Theorie** ist aber unlogisch. Denn erkennt man überhaupt den Nutzen als maßgebend an, so kommt die Arbeit (samt Freud und Leid in ihr) nur als Erzeugungsmittel in Betracht — als Mittel für Nutzenstiftung, nicht als gleich primär, wie der Nutzen selbst!

Gegner der Grenznutzenlehre sind: Dietzel (a. a. O.), Diehl und Cassel (Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, Göttingen 1900), Lexis wendet ein, daß sich zwischen den Bedürfnisarten und -graden kein allgemeines Maß ausfindig machen lasse (Art. Grenznutzen, I. Suppl.-Bd. i. Handw. d. Staatsw., Jena 1895); ferner Johann v. Komorczynski (Der Wert i. d. isolierten Wirtschaft, Wien 1889) und Otto Neurath (Nationalökon. u. Wertlehre, Ztschr. f. Volkswirtschaft, Bd. 20). Die beiden letzteren wenden ein, daß man alle Güter grundsätzlich als komplementär anzusehen habe und daher überhaupt nicht eigentlich vom Einzelwerte eines Gutes sprechen könne. Auch halten sie eine größenmäßige Vergleichung verschiedener Bedürfnisbefriedigungen für unmöglich. — Eine **Vermittlung** zwischen Grenznutzen- und Arbeitskostentheorie streben vornehmlich marxistisch Gesinnte an, so Tugan-Baranowsky, Gelesnoff (Grundzüge d. Volkswirtschaftsl., aus dem Russischen von Altschul, Berlin 1918) Fr. Oppenheimer (Wert u. Kapitalprofit, 1916); ferner Liefmann (Grundsätze der Volkswirtschaftsl., Stuttgart 1917).

δ) Manche Grenznutzentheoretiker haben eine mathematische Behandlung ihres Gegenstandes versucht. Als wichtigste Vertreter der **mathe-**

[1]) Schumpeter (Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, Leipzig, 1912) hat U.-Gewinn und Zins „dynamisch", d. h. aus dem wirtschaftlichen Fortschritt erklärt.

matischen Schule sind zu nennen: der Begründer Cournot Recherches sur les principes mathématiques de la théorie des richesses, 1838; Gossen, Jevons und Walras[1]) (in den oben genannten Schriften); Launhart, Mathemat. Begründung der Volkswirtschaftslehre, 1885; Auspitz und Lieben, (Untersuchungen über die Theorie des Preises, Lpz. 1889), Schumpeter (Wesen und Hauptinhalt der theoret. Nationalök. Lpz. 1909), Pareto, Barone, Irving Fisher. — Die mathematische Schule hat das Verdienst, den eben (S. 49) erklärten Gegensatz von wirtschaftlichem Beharrungszustand oder „Statik" und Entwicklungszustand oder „Dynamik" nachdrücklich hervorgehoben zu haben[2]). Im übrigen ist das mathematische Verfahren unfruchtbar und vermag nur die mit andern Verfahren gewonnenen Erkenntnisse spezifisch darzustellen.

b) Die Lehre Böhm-Bawerks. Es würde zu weit führen, auf die vielfältigen Theorien einzugehen, die im Anschluß an die Grenznutzenlehre entstanden. Um dennoch ein Bild im Kleinen zu entwerfen, sei kurz auf den 1914 verstorbenen Eugen v. Böhm-Bawerk, einen der Gelesensten und Einflußreichsten der ganzen Gruppe, eingegangen, der auch in der ausländischen Wissenschaft sehr beachtet wurde und eine vielfach neue Analyse des gesamten volkswirtschaftlichen Kreislaufs gegeben hat.

I. Darstellung. Böhm-Bawerk hebt hervor, daß die Güter zwar nach ihrem Grenznutzen geschätzt werden, daß es dabei aber nicht bloß auf die gegenwärtige, sondern auch auf die zukünftige Nutzleistung ankommt. Es ist sogar die Mehrheit der Güter, die nur den Zweck hat, andere Güter zum Gebrauch für die Zukunft herzustellen: die Erzeugungsmittel oder das Kapital. Demgemäß zerfallen die gesamten Güter, die jeweils in einer Volkswirtschaft vorhanden sind: in den Genußmittelvorrat (genußreife Güter, die der Gegenwart dienen) und den Erzeugungsmittelvorrat, der der Zukunft dient und erst später einen Ertrag abwirft. Dieser Teil des volkswirtschaftlichen Güterschatzes, das Kapital, ist, wie Böhm-Bawerk zeigt, weit größer als der Genußgütervorrat. Kapital sind daher nach dieser Auffassung die werdenden Genußgüter, d. i. die Gesamtheit aller Zwischenprodukte, die auf den einzelnen Stufen des Gütererzeugungsvorganges zur Entstehung kommen. Oder anders ausgedrückt: das jeweilige Kapital einer Volkswirtschaft ist der Ausdruck der „Produktionsumwege", die bei der ganzen Hervorbringung eingeschlagen werden. Denn nur indem die Genußgüter nicht unmittelbar, sondern auf dem Umwege über Anlagen, Werkzeuge, Maschinen, Rohstoffveredlung bereitet werden, entstehen die Produktionsmittel und Zwischenerzeugnisse. So kann man Wasser mit der hohlen Hand schöpfen oder den Umweg wählen, eine Wasserleitung zu bauen, Nahrung unvermittelt vom Baume brechen oder auf dem Umwege der Landwirtschaft gewinnen. Das Beschreiten der Erzeugungsumwege hat den Vorteil, mit dem gleichen Aufwand ein größeres Ergebnis zu erzielen oder ein solches Gut, das ohne den Umweg überhaupt nicht

[1]) Über Walras vgl. den Nachruf Schumpeters in der Ztschr. f. Volksw. Bd. 19. (Verlag Manz Wien).

[2]) Darüber vgl. insbes. J. B. Clark, Distribution of Wealth. New-York 1905; in der deutschen Literatur die angef. Werke Schumpeters.

zustande gekommen wäre. („Gesetz der Mehrergiebigkeit der Produktionsumwege.")

Der Wert eines Kapitals ist nun als ein Zukunftsgut von den Erzeugnissen abhängig, die mit seiner Hilfe hervorgebracht werden. Er ist also Vorwegnahme des Wertes der erwarteten Güter. Und hier setzt der wichtigste Gedanke Böhms ein, auf dem er seine Zinserklärung aufbaut: gegenwärtige Güter haben den höheren subjektiven Wert und folglich auch einen höheren Preis als zukünftige. Dies bewirken drei Gründe: Die Knappheit der Mittel in der Gegenwart, aus welchem Titel den gegenwärtigen Gütern stets ein Vorzug vor künftigen eingeräumt wird, und weshalb auch auf dem Markte das Angebot an Gegenwartsgütern stets hinter der Nachfrage zurückbleibt. Versprechen doch die Leute in nur vorübergehender Not für eine augenblickliche Hilfe gerne größere Vergütungen. Eine wichtige Rolle spielt ferner die regelmäßige Unterschätzung des künftigen Bedarfes. Und endlich: die produktive Überlegenheit der gegenwärtigen Güter. Denn zur fruchtbaren Güterherstellung gehört das Einschlagen von Umwegen — dafür kommen aber nur vorhandene Güter in Betracht, künftige können dazu nichts beitragen.

Von diesen Beweggründen, gegenwärtige Güter höher zu schätzen als künftige, wirkt nun bald der eine, bald der andere, so daß sie tatsächlich das wirtschaftliche Leben beherrschen. Daraus folgt, daß die gegenwärtigen Güter einen höheren Preis erlangen als die künftigen, und die Spannung, die so entsteht, gleichsam das Aufgeld auf die Gegenwartsgüter, ist der Kapitalzins. Wer jetzt schon Güter zur Verfügung stellt, erhält an Zukunftsgütern nicht nur das Gleiche, sondern noch ein Mehr, den Zins, dafür zurück.

Wichtig für die neue Beleuchtung des ganzen volkswirtschaftlichen Kreislaufes durch B.-B. ist die weitere Frage: wo denn nun die Umsätze zwischen Gegenwarts- und Zukunftsgütern stattfinden? Da ist nun wesentlich, daß die Unternehmer in ihren Geldkapitalien über Genußgüter verfügen und daher dem Arbeiter als Lohn, dem Grundbesitzer als Pacht und dem Rohstoff- und Maschinenlieferanten als Kaufpreis jene Genußgüter überweisen, die sie zur Lebensfristung (Subsistenz) nötig haben. Die Unternehmer verwenden also Gegenwartsgüter dazu, um Zukunftsgüter herzustellen. Der volkswirtschaftliche Hervorbringungsgang ist demnach unausgesetzt mit Tauschakten verbunden, die zwischen Genuß- und Erzeugungs-, d. h. Gegenwarts- und Zukunftsgütern vorgenommen werden. Der Unternehmer bietet Gegenwartsgüter, um Zukunftsgüter zu erwerben — daher in seine Rechnung notwendig das marktmäßige Aufgeld für Gegenwartsgüter, der Kapitalzins, fällt — der Arbeiter strebt Gegenwarts-, der Kapitalist Zukunftsgüter an. Der Kapitalist ist ein Händler, der Gegenwartsware feil hat, der Arbeiter ein Händler, der Zukunftsware feil hat. Da aber, wie oben festgestellt, Gegenwartsgüter immer knapp bleiben, der Nachfrage niemals genügen, die Arbeiter aber dringend auf sie angewiesen sind, sind sie umsomehr geneigt, das künftige Arbeitsergebnis um eine geringe Menge an Gegenwartsgütern zu verkaufen.

Wie der Erzeugung Tauschvorgänge zwischen Zukunfts- und Gegenwartsgütern zugrunde liegen, so noch entschiedener dem fruchtbaren Kredit und dem Konsumtivdarlehen. Beide bestehen aus einem Tausch gegenwärtiger gegen künftige Güter, nicht aber in einer pacht- oder mietartigen zeitweiligen Überlassung vertretbarer Güter, zum Gebrauche, wie die herkömmliche Auffassung, die sich eigentlich aus einer Fiktion der Kronisten ableitet, will. Und wie dort der Zins als Kapitalgewinn, eben so entsteht hier der Darlehnszins. Der Unternehmer bietet, wie gesagt, Gegenwartsware, mit der er Zukunftsgüter — Arbeitskraft, Maschinen usw. — kauft. Diese Zukunftsgüter sind aber nur so viel wert, als die künftigen Genußgüter, die von ihnen erwartet werden, jetzt wert sind. Ergeben z. B. die Erzeugungsmittel eines landwirtschaftlichen Betriebes in einem Jahre 100 Zentner Getreide, so ist ihr Wert gleich diesen 100 nächstjährigen Zentnern, aber ebenso wie diese letzteren selbst nur 95 Zentner gegenwärtigen Getreides in ihrem Werte gleichen, so haben auch jene Betriebsmittel gegenwärtig nur den Wert von 95. Während des Fortschreitens der Erzeugung reift aber die Zukunftsware schrittweise zur Gegenwartsware aus und wächst so schließlich in ihren Vollwert hinein. Dieser Zuwachs ist der Kapitalgewinn (Zins). Das gleiche Ausreifen, das gleiche Wertwachstum von Gegenwarts- zum Zukunftsgut findet auch beim Kredit statt. Hundert gegenwärtige Gulden wachsen in 105 nächstjährige hinein. Die 5 Gulden Zins sind der ergänzende Teil des in künftigen Gütern bemessenen Preises der gegenwärtigen. Jede Art von Zins ist das Aufgeld, welches auf das Gegenwartsgut gezahlt werden muß.

Die Höhe des Zinses unterliegt dann (auf die Begründung kann hier nicht eingegangen werden) folgendem Gesetz: Der Zins wird um so höher stehen, je kleiner der Genußgütervorrat einer Volkswirtschaft ist (was nämlich nur kurze, unergiebige Produktionsumwege ermöglicht), und je höher daher die Mehrerträgnisse sind, die sich an eine Verlängerung der Umwege anknüpfen. Umgekehrt wird der Zins niedriger stehen, wenn der reiche Genußgütervorrat lange Umwege ermöglicht, so daß noch weitere Verlängerungen die Mehrerträgnisse weniger steigern. Kurz gesagt: Die Höhe des Zinses hängt vom „Mehrerträgnis der letzten Produktionsverlängerung", d. i. von der Grenzproduktivität des Kapitals, ab. (Fast wörtlich so schon bei Thünen, s. o. S. 101 f.)

II. Zur Beurteilung. Die Zinstheorien. Die überaus geistvolle, mit plastischer Kraft durch den gesamten Kreislauf der Volkswirtschaft durchgeführte Zinstheorie Böhm-Bawerks hat die Verrichtungen des Kapitals und den Stufenbau der Zukunfts- und Gegenwartsgüter, zu dem jene Verrichtungen die Volkswirtschaft vielfältig auftürmen, zum erstenmal planmäßig durchforscht. Darin liegt ihr einzigartiger Wert. Aber der Grundgedanke: daß die Zukunftsgüter in ihrem Werte hinter den Gegenwartsgütern zurückbleiben, ist nicht richtig. Die strenge, nüchterne wirtschaftliche Rechnung stellt Zukunftsgüter genau nach der voraussichtlichen Verwendungsbedürftigkeit ein und berücksichtigt dabei auch die voraussichtliche Marktlage (d. h. die Preisschwankungen). Die nüchterne wirtschaftliche Rechnung weiß auch, daß

die Zukunftsgüter ebenso knapp sein werden wie die Gegenwartsgüter (man denke an den Überschlag des Bauern, z. B. wenn er die Ernte in Saatgut, Eigengut und Verkaufsgut scheidet, ähnlich des Fabrikanten, der Hausfrau) — es liegt also schon im Begriff des Wirtschaftsplanes, Zukunftsgüter nicht zu unterschätzen! Die wirkliche Unterschätzung der Zukunft findet sich nur beim schlechten Wirt — beim Leichtsinnigen, beim Verschwender, Verbrecher usw. Nun gibt es äußerst viele solcher. Aber die „schlechten" Wirte sind sie gerade deshalb, weil sie die Gesetze der reinen Wirtschaft, auf deren theoretische Erklärung es ankommt, mißachten. — Eine zweite Schwierigkeit ist die, daß der Grundgedanke der Unterschätzung des Zukunftsgutes nur beim Zins für Verbrauchsdarlehen (= Gegenwarts-Genußgüter gegen Zukunfts-Genußgüter) ausreicht; beim Zins für Produktivgüter aber wird, wenn man genau hinsieht, gar kein Gegenwartsgut (= Genußgut, sondern nur ein Zukunftsgut (nämlich ein unreifes Gegenwartsgut, z. B. Maschinen) geliehen — das also selber unterschätzt werden müßte, ganz besonders dann, wenn es wieder keine Genußgüter, sondern (z. B. in einer Maschinenfabrik) wieder nur Zukunftsgüter erzeugt! (In den drei Gründen — s. o. S. 159 — sind reife Gegenwartsgüter und unreife Gegenwarts- d. i. Zukunftsgüter durcheinander gemischt.)

Die bedeutendsten Erklärungsversuche des Zinses sind: die Produktivitäts- und die Ausbeutungstheorie. Letztere wird von den Sozialisten vertreten (z. B. Marx). Erstere ist am meisten verbreitet und wurde unter den Klassikern am tiefsten durch Thünen, in der Gegenwart eigenartig durch v. Wieser ausgebildet. Ihr Grundgedanke ist, daß die mit Kapital unterstützte Arbeit eine größere Menge von Erzeugnissen erzielt (z. B. die Jagd mit Pfeil und Bogen mehr als jene ohne Waffen). v. Böhm wendet nun dagegen ein: So werde wohl die stoffliche Mehrergiebigkeit des Kapitalgebrauches erklärt; aber nicht die Mehrerzeugung von Werten, nicht auch der Mehrwert der Ergebnisse, in welchem allein der Zins enthalten ist. Warum ist denn das Kapitalstück nicht so viel wert, als das erwartete Erzeugnis selbst? fragt Böhm (da doch nach der Grenznutzentheorie das Kapital oder Kostengut seinen Wert von den Früchten empfängt, s. oben S. 155); warum denn weniger, so daß das Kapitalprodukt höheren Wert hat und mithin ein Zins entsteht?

Dieser Einwand ist an sich richtig, schließt aber dennoch die Erklärung des Zinses aus der Ergiebigkeit nicht aus. Indessen sollen diese theoretischen Fragen hier nicht weiter verfolgt werden. Der Zweck unserer Darstellung konnte nur sein, die neuere Entwicklung der Begriffe vorzuführen.

c) **Von der Geldtheorie.** Vor Ricardo wurde das Wesen des Geldes zumeist in seinem Warencharakter, seinem Werte als Metall beschlossen gedacht. Ricardo nahm eine zwiespältige Stellung ein. Einerseits erblickt er den Wert des Geldes in der darin enthaltenen Arbeit (den Erzeugungskosten samt der Entfernung vom Erzeugungsort, womit Geld als Metallstück, als Ware wie jede andere gefaßt wird; andererseits sah er ihn, wie vor ihm Hume u. a., durch die jeweils vorhandene Quantität proportional bestimmt, so daß z. B. bei doppelter Geldmenge alle Preise auf das

Doppelte stiegen — „Quantitätstheorie“[1]). Darnach müßte also eigentlich das Geld rein aus seiner Tauschmittelverrichtung, nicht aus dem Warencharakter begriffen werden, d. i. im wesentlichen als Zeichen. — Auch J. St. Mill, der die klassischen Theorien noch einmal zusammenfaßte und in gereinigter, systematischer Gestalt vorführte[2]), hatte diesen Widerspruch nicht beseitigt. — (Dieser quantitätstheoretischen Auffassung erschien infolge der preissteigernden Wirkung der Geldvermehrung auch die merkantile Handelsbilanztheorie absurd, denn der vermehrten Geldmenge entspräche volle Preissteigerung, dieser wieder vermehrte Einfuhr von auswärts und damit Abfluß des Geldes.)

Hier zeigt sich die Hauptfrage der Geldtheorie. Der Umstand nämlich, daß das Geld nicht eine Ware wie jede andere, sondern eine durch seine Tauschverrichtung ausgezeichnete Ware ist, d. h. ein bloßes Vermittlungsgut, läßt es fraglich erscheinen: ob und wieweit das Geld überhaupt an seine Wareneigenschaft (das Metall) gebunden ist oder nicht? Jene Ansicht, welche dies bejaht, heißt Metallismus, jene, welche es verneint, „staatliche Theorie des Geldes“ oder Nominalismus, auch Chartalismus.

In der modernen Zeit war das Geld vorwiegend von seiner Warennatur her begriffen worden, bis neuerdings durch Knapp (Staatliche Theorie des Geldes, Lpz. 1905, 2. Aufl. 1918) ein schroffer Nominalismus, der viel Anklang fand, begründet wurde. Schon vor 100 Jahren hatte Adam Müller (Elemente der Staatskunst 1809, Versuche einer neuen Theorie des Geldes 1816) eine „staatliche“ Geldtheorie entwickelt, ja schon von den Kanonisten waren ähnliche Gedanken ausgesprochen worden. Müllers Theorie hat (wie oben S. 94 dargestellt) ihren Mittelpunkt im nationalen Kredit, in der Zuverlässigkeit des ökonomischen Miteinanderwirkens überhaupt. Das Metallgeld wird daher von Müller keineswegs rein nominalistisch (nämlich als Zeichen, das vom Stoffwert unabhängig wäre) gefaßt, sondern immerhin nur als die „geselligste Sache“, als das Geld vollkommenster Geltung. — Knapp dagegen sieht, viel einseitiger als Müller, im Geld eine „Schöpfung der Rechtsordnung“ und nur eine solche, das Wesen des Geldes beruht nach ihm nur in der Form und keineswegs im Stoff (man denke an das Papiergeld, das für sich kein brauchbares Gut ist). Es ist also lediglich der Annahmebefehl des Staates, was Geld schafft, die staatlich festgelegte Geltung (Verrichtung) als Zahlungsmittel. — Von Knapp ausgehend, erblickt Bendixen[3]) im Gelde nur juristisch ein Zahlungsmittel, wirtschaftlich aber „die Legitimation zum Empfang von Gegenleistungen auf Grund von Vorleistungen“, d. h. eigentlich eine Anweisung auf Güter. — Ähnlich Schumpeter.[4]) — Der

[1]) Vgl. „Principles“ („Grundsätze“); und „The high Price of Bullion“, 1809, dtsch. von Mombert in „Diehl u. Mombert, Ausgew. Lesestücke“, Bd. I. Karlsruhe 1910.

[2]) Principles of political Economy, 1. Aufl., London 1817 (Grundsätze“ dtsch. von Soetbeer, 2. Ausg., Hamburg 1864; 3. Ausg. in Mills gesammelten Werken, Bd. 5, Leipzig 1869).

[3]) Wesen des Geldes, 2. Aufl., München 1918.

[4]) Das Sozialprodukt und die Rechenpfennige. (Archiv f. Sozialw. 1918. Bd. 44.)

nominalistischen Auffassung nahe steht auch die Theorie Fr. v. Wiesers, welche der stofflichen Natur des Geldes nur eine untergeordnete Rolle zuschreibt, dagegen das Geld aus seiner Stellung im Organismus der wirtschaftlichen Tauschvorgänge, aus der „Massengewohnheit“ (also nicht der Rechtsordnung) erklärt[1]). Diese Auffassung vertritt auch v. Mises[2]).

Der Metallismus dagegen sieht das Wesen des Geldes in seiner Warennatur, im Metall. Der reine Metallismus schließt zweifellos eine atomistisch-individualistische Denkweise in sich, da er die Geldverrichtung sozusagen aus der Privatware Gold, aus ihrem substantiellen Wert allein ableiten will. Metallisten in diesem strengsten Sinn gibt es indessen nur wenige, alle bedeutenden „Metallisten“ haben im Metallgelde zugleich eine „Krediturkunde“ (Dühring), ein Geld-Zeichen gesehen, also nur die von der Warennatur verbürgte gesteigertste Form des Reichtums, die „absatzfähigste“ Ware (Menger). In diesem Sinne sind (mit größeren oder geringeren Vorbehalten) zur metallistischen Richtung zu zählen: Knies[3]), Eugen Dühring[4]), Richard Hildebrand[5]), Carl Menger[6]), Karl Helfferich[7]), Jevons, Laughlin, Pareto neben andern.

In der Geld-Werttheorie wird heute die Quantitätstheorie allmählich zurückgedrängt. Von neueren Theoretikern, die mit mehr oder weniger Vorbehalten die Quantitätstheorie vertreten, wären etwa zu nennen: Sombart[8]) Wicksell[9]), Gide[10]), Levasseur[11]), Kemmerer[12]) und Irving Fisher, der eine mathematische Formulierung unter Berücksichtigung der Umlaufgeschwindigkeit und der Depositenumlaufsmittel versucht hat[13]).

Als Gegner der Quantitätstheorie sind, um nur einige Namen zu nennen, Jevons, Richard Hildebrandt, Lexis[14]), Menger, Lotz, Spiethoff, v. Wieser, aufgetreten. Die strenge Quantitätstheorie kann heute als abgetan betrachtet werden. Indem die moderne Werttheorie den Wert auf die Nützlichkeit, auf die Leistung für das Wirtschaftsziel zurückführt, wird (ebenso wie bei den Gütern) not-

[1]) Der Geldwert u. seine Veränderungen. Schriften d. Vereins f. Sozialpolitik Lpz. 1910. Bd. 132; Theorie d. gesellschaftl. Wirtschaft in „Grundriß d. Nationalökonomie“ Tübingen 1914. — [2]) Theorie des Geldes u. d. Umlaufsmittel Lpz. 1912. Neuerdings hat Mises eine Einteilung der Geldtheorien in „katallaktische“ (Geld aus dem Tausch erklärend) und „a-katallaktische“ (z. B. Geld vom Staate her erklärend) vorgeschlagen. Archiv f. Sozialw. 1917.

[3]) Geld und Kredit, I. das Geld, 2. Aufl. 1885. [4]) Kursus der National- und Sozialökonomie Leipz. 1891 3. Aufl. —

[5]) Theorie des Geldes, Jena 1883; Wesen des Geldes Jena 1914. [6]) Art. Geld im Hdwörterb. der Staatsw. 3. Aufl. — [7]) Das Geld, Leipz. 2. Aufl., Tübingen 1910. — [8]) Der moderne Kapitalismus 2. Aufl. München 1916 Bd. I. — [9]) Geldzins und Güterpreise, Jena 1898. — [10]) »Principes d'Economie politique« dtsch. von Weiß-Wellenstein, Wien 1905. — [11]) Le coût de la vie, Revue économ. internat. 1910. [12]) Money and creditinstruments in their relation to general prices, New-York 1907. — [13]) Die Kaufkraft des Geldes, dtsch. v. Stecker, Berlin 1916, dagegen: meine „Bemerkungen“ i. Schmollers Jahrb. 1916. — [14]) Allg. Volkswirtschaftslehre, 2. Aufl. Leipz. 1913.

wendig nur der Dienst des Geldes das Primäre, nicht seine Menge — wenn diese auch immer ein wesentliches Moment bleiben wird. Mit der Menge des Geldes werden sich aber seine Dienste (d. i. die Ausgaben für die einzelnen Bedürfnisse) nicht „proportional" ändern, sondern sich in ihrem Verhältnis *verschieben*. Insbesondere wird zumeist ein größerer Teil des zugeflossenen Geldes für Vermehrung der Erzeugung verwendet werden als des Verbrauches. So bewirkt Geldvermehrung eine Verbreiterung der Erzeugungsgrundlage, d. h. aber: eine neue Voraussetzung für die Preisbildung, einen *Umbau der Volkswirtschaft*, so daß von einer „direkten Proportion" zwischen Preiserhöhung und Geldvermehrung keine Rede mehr sein kann.

Die streng quantitätstheoretische Auffassung fordert, daß Banknoten metallisch voll gedeckt seien — „*Currencytheorie*" (Ricardo, Lloyd); einer kritischen Auffassung (welche die Note nur als Stellvertretung des Wechsels, nicht als eigentliches Geld ansieht) genügt die teilweise bankmäßige (nichtmetallische) Deckung — „*Banking-Theorie*" (Fullarton); der Nominalismus müßte grundsätzlich auf Deckung verzichten: Chartalismus.

5. Rückblick auf das Verhältnis der verschiedenen Schulen und Richtungen zueinander.

Wenn wir alle bisher vorgeführten Richtungen der Volkswirtschaftslehre überschauen, die Individualisten von Quesnay bis Ricardo mit ihren Nachfolgern bis zur österreichischen Schule, die Universalisten von Adam Müller bis zur geschichtlichen Schule (samt dem alten Merkantilismus) und endlich die Sozialisten mit ihrer zweifältigen Stellung (s. o. S. 125), so müssen wir abschließend sagen: *es gibt keine wahrhaft einheitliche Volkswirtschaftslehre*; sondern die Richtungen der Volkswirtschaftslehre scheiden sich, je nachdem sie auf das Grundproblem Individualismus — Universalismus eingestellt sind.

Dennoch ist in einem gewissen wesentlichen Umfange eine allen Richtungen gemeinsame Lehre vorhanden. Z. B. fügt sich das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrage oder das Thünensche Gesetz in jede Richtung ein. Die Frage, welche Lehrstücke es wären, die allen Richtungen gemeinsam sind, ist so zu beantworten: gemein am sind allen Richtungen jene Lehrstücke, in denen sie sich bei der Annahme selbstbestimmter (autarker) Wirtschaftskräfte zusammenfinden. (So in der Theorie der Wert- und Preisrechnung.) Aber die Individualisten sehen überall und unbeschränkt solche atomistische Kräfte: die Individuen mit ihrem Eigennutz, die Waren (als gefrorene Arbeit), das Geld (als metallischer Eigenwert); die Universalisten sehen nur in geringem Geltungsumfange solche Selbstbestimmtheit in der Wirtschaft (die geschichtliche Schule fast gar nicht), oder sie betrachten sie nur als eine

„Annahme als ob", als eine Unterstellung zum Zwecke der Untersuchung! (Näheres hierüber s. in meiner Schrift „Vom Geist d. Volkswirtschaftslehre, Jena 1919.)

6. Die Gesellschaftslehre oder Soziologie.

1. *Das Wesen*. Die Wirtschaftswissenschaft weist in allen ihren Grundfragen auf die Lehre von der Gesellschaft („Gesellschaftslehre" oder „Soziologie") zurück: weil die Wirtschaft nur ein Teilinhalt, eine Seite des Gesellschaftslebens ist z. B. neben Staat, Recht, Religion. In der Gesellschaftslehre wird die Gesamtheit aller gesellschaftlichen Erscheinungen, nach ihrer Natur und ihrem Zusammenhange Gegenstand der Untersuchung. Es wird gefragt: was macht das Wesen des Gesellschaftlichen aus?, aus welchen Elementen und Teilinhalten besteht die Gesellschaft, wie verhalten sie sich zueinander und wie bilden sie ein Ganzes? Die Aufgabe der Gesellschaftslehre ist sonach: eine allgemeine Theorie des Sozialen herzustellen. Damit wird sie zur *allgemeinen* Gesellschaftswissenschaft neben und über den besonderen Gesellschaftswissenschaften, wie z. B. der Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft, Geschichte, Völkerkunde, Statistik.

Der für die Volkswirtschaftslehre wesentlichste Teil der Gesellschaftslehre ist die Theorie von der Natur und Wesenheit des gesellschaftlichen Lebens, Einheitstheorie der Gesellschaft. Alle Einheitstheorien sind notwendig entweder Individualismus oder Universalismus (deren Bedeutung als Seele alles gesellschaftswissenschaftlichen Denkens oben S. 51 und deren methodologische Bedeutung oben S. 89 ff. u. S. 146 dargelegt wurde), oder ein Gemisch davon. *Daran, daß kein volkswirtschaftliches System, keine Staatstheorie und keine Sozialwissenschaft, die irgend eine Beimischung von Theorie hat, der letzten Begründung durch die individualistische oder universalistische Erklärung der Gesellschaft entbehren kann, zeigt sich der wahre Wert der Gesellschaftslehre und ihre Würde.* Sie ist allgemeine Theorie der Gesellschaft und als solche grundlegend auch für die Wirtschaftswissenschaften.

Die höchsten Fragen alles Gesellschaftswissens wieder müssen in der Philosophie wurzeln. Und so ist denn auch die wahre Wirtschaftstheorie keine Theorie der Geschäftigkeit, sondern zuletzt eine Theorie des Lebens. Daher muß sie den Weg und die An-

Anknüpfung an den geistigen Gehalt und die Innerlichkeit des Lebens finden — wie es auch die Geschichte der Volkswirtschaftslehre bekräftigt.

2. Die Richtungen der Gesellschaftslehre. Trotz vieler wertvoller Ergebnisse auf den Gebieten der soziologischen Einzelforschung ist es bisher zu einer Einigung über die grundsätzliche Gestaltung dieser Wissenschaft noch nicht gekommen. Die meisten Versuche scheitern heute an dem naturalistisch-psychologischen Gesellschaftsbegriff, der auf bloße psychologische Wechselwirkung hinausläuft. Dadurch würde die Gesellschaftslehre eine Naturwissenschaft, während sie in Wahrheit nur eine Geisteswissenschaft sein kann. Ich habe demgegenüber die Tatsache der Gegenseitigkeit als unpsychologisches Kriterium des Sozialen zu entwickeln gesucht. — Als wichtigste Richtungen stehen einander gegenüber: die rassentheoretische Schule, deren Begründer Gobineau (Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, Paris 1853, dtsch. von Schemann, 4 Bde., Stuttgart 1898) ist, und der auch in Deutschland Schule gemacht hat. (Woltmann, Polit. Anthropologie, Leipzig 1903; Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrh., 1. Aufl. 1899, seither viele Auflagen.) Die massen- und völkerpsychologische Richtung (Le Bon, Psychologie der Massen, deutsch von Eisler, Leipzig 1908; Wundt, Elemente der Völkerpsychologie, Leipzig 1913). Die völkerkundliche Richtung (Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel, 1908; Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, 2. Aufl., 1912). Die organische Richtung (Spencer, Prinzipien der Soz., dtsch. von Vetter, 1875); Schäffle, Bau u. Leben des soz. Körpers, 2 Bde., 2. Aufl., Tüb. Juli 1896, Abriß der Soziologie, Tübingen 1905, Stammler, Wirtschaft u. Recht, 3. Aufl., Leipzig 1906; Gierke, Das Wesen der menschlichen Verbände, Berlin 1902. Einer geschichtlichen Richtung der Gesellschaftslehre neigt Max Weber zu. (S. seine religionssoziologischen Arbeiten im Archiv f. Sozialwissensch., Bd. XX ff., und „Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie", Logos 1913); endlich eine formalistische Richtung, deren Begründer Georg Simmel (Soziologie, Leipzig 1908) ist. — Ich selbst habe ein streng begriffliches, auf die universalistische Auffassung gegründetes Lehrgebäude aufzustellen versucht. (System der Gesellschaftslehre, Berlin, Guttentag, 1914.) — Bevor aber unser Zeitalter den Mut zur Anknüpfung an die deutsche klassische Philosophie nicht findet, wird all diese empirische Teilforschung nicht fruchtbar werden können.

Eine geschichtliche Übersicht bei: Barth, Philosophie der Geschichte als Soziologie, 2. Aufl. 1915; Spann, Wirtschaft und Gesellschaft Dresden 1907; Bernheim, Lehrbuch der histor. Methode, 5. Aufl. 1912; das auswärtige Schrifttum bei René Maunier, l'Economie politique et la sociologie, Paris 1910. — Eine reichhaltige Schriftenübersicht endlich bei Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 3. Aufl., Berlin 1910, Art. Soziologie.

Anhang I.

Schriften.

Geschichtswerke: Grundlegend sind die beiden Werke von August Oncken, Geschichte der Nationalökonomie, 1. Bd., Leipzig 1902 (umfaßt aber nur die Zeit vor Adam Smith) und: Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, München 1874. — Von anderen neueren Werken sind die wichtigsten: Gide und Rist, Histoire des doctrines économiques, Paris 1908. Dtsch. von Horn, hrsg. von Fr. Oppenheimer, Jena 1913; Ingram, Geschichte der Volkswirtschaftslehre. Aus dem Englischen übersetzt v. Roschlau, 2. Aufl., Tübingen 1905; Dühring, Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus, Berlin 1871, 4. Aufl. 1900; Böhm-Bawerk, Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien, 3. Aufl., Innsbruck 1914; Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert. 2 Teile, Leipzig 1908 (Sammelwerk als Festgabe für Gustav Schmoller); R. de Waha, Die Nationalökonomie in Frankreich, Stuttgart 1910; Eugen v. Philippovich, Die Entwicklung der wirtschaftspolitischen Ideen des 19. Jahrhunderts. Tübingen 1910; Dogmengeschichtliche Einzeldarstellungen bringen die seit 1913 (Jena, Verlag G. Fischer) von Karl Diehl hrsg. „Beiträge zur Geschichte der Nationalökonomie". — Von älteren Geschichtswerken: Hildebrand, Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft, 1. Bd., Frankfurt a. M. 1848; Kautz, Die geschichtliche Entwicklung der Nationalökonomik und ihrer Literatur. Wien 1860; Contzen, Geschichte der volkswirtschaftlichen Literatur im Mittelalter, 2. Aufl., Berlin 1874; Karl Marx, Theorien über den Mehrwert, hrsg. von K. Kautsky; 4 Bde., Stuttgart 1905; (Von Marx als 4. Bd. des Kapitals gedacht.) Eisenhart, Geschichte der Nationalökonomik, 2. Aufl., Jena 1891 (neuer Abdruck, Jena 1910).

Für die einzelnen Systeme und Verfasser ist auf die entsprechenden Artikel im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" (3. Aufl., Jena 1908 ff.) hinzuweisen (wie z. B. Art. „Quesnay" von Oncken, „John Law" von Adler, „Physiokratische Schule" von Lexis u. ä.); dort findet sich auch reiche dogmengeschichtliche Einzelliteratur.

Die wichtigsten Werke der Klassiker, deren Studium ich jedem, der tiefer in die Volkswirtschaftslehre eindringen will, ans Herz lege, finden sich in der guten und billigen „Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister", hrsg. von Prof. Wäntig (Jena, Fischer), 1903 ff.; ferner in der „Sammlung älterer und neuerer staatswissenschaftlicher Schriftsteller", hrsg. v. Brentano und Leser, Leipzig, Duncker und Humblot, 1893 ff.; weiteres in der „Bibliothek der Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft", begründet von Nik. Stöpel, fortgeführt von R. Prager, (ca. 20 Bde.,) Verlag Prager, Berlin; eine weitere Sammlung bilden die: „Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik", hrsg. von Georg Adler (†)

fortgef. von C. Grünberg, Lpz., Hirschfeld, 1904 ff. — Vorzügliche Auszüge aus den Klassikern enthält: Diehl und Mombert, Ausgewählte Lesestücke zum Studium der politischen Ökonomie, Karlsruhe 1912 ff. (Bisher 10 Bändchen.) Schließlich: Neurath-Schapire, Lesebuch der Volkswirtschaftslehre, 2 Teile, Leipzig 1910 f.

Für das **systematische Studium** der Volkswirtschaftslehre sind in der letzten Zeit die Hilfsmittel reichlich geworden. Das modernste Sammelwerk ist der „Grundriß der Sozialökonomik", 9 Bde., Tübingen 1914 ff. (unter der Schriftleitung von Max Weber). — Die wichtigsten lehrbuchartigen Werke sind in alphabetischer Ordnung etwa folgende: Böhm-Bawerk, Positive Theorie des Kapitals, 3. Aufl., 2 Bde., Innsbruck 1909/12 (kein eigentliches Lehrbuch, gibt aber viel mehr als der Titel sagt; es genügt, den 1. Bd. zu lesen); Cassel, Theoretische Sozialökonomik, Lpz. 1919; Gelesnoff, Grundzüge d. Volkswirtschaftslehre, aus dem Russischen von Altschul, Berlin 1918 (marxistisch! ; Leris, Volkswirtschaftslehre, 2. Aufl., Leipz. 1913 (nicht rein theoretisch, sondern „realistisch"); Oswalt, Vorträge über wirtschaftliche Grundbegriffe, 2. Aufl., Jena 1914; v. Philippovich, Grundriß der politischen Ökonomie, 1. Bd., Allgemeine Volkswirtschaftslehre, 13. Aufl., Tübingen 1918; Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, 24. Aufl., hrsg. von Pöhlmann, Stuttgart 1900 (z. T. veraltet, aber leicht lesbar u. in vielen Teilen noch immer vorzüglich). v. Schmoller, Allgem. Volkswirtschaftslehre, 2 Bde., Leipz., 5. Aufl. (Hauptwerk der geschichtlichen Schule, v. Wieser, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft (in: Grundriß der Sozialökonomik, I. Bd.), Tübingen 1914 (schwierig ; Wicksell, Vorlesungen über Nationalökonomie, 1. Bd., deutsch von Langfeldt, Jena 1914. — Für ein tieferes Eindringen in die Volkswirtschaftslehre vgl. die auf S. 169 ff. angegebene **Studienanleitung.**

Für **einzelne Gebiete** ist außer auf die im Verlaufe dieses Buches angegebenen Werke insbesondere auf die mit reichen Schriftenangaben versehenen Artikel des „Handwörterbuches der Staatswissenschaften", 3. Aufl., Jena 1908 ff., 7 Bde., hrsg. von Conrad († und des „Wörterbuchs der Volkswirtschaft", 2 Bde., 3. Aufl., Jena 1911, hrsg. von Ludwig Elster, hinzuweisen.

Zur **Wirtschaftsgeschichte** siehe: Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft, 11. Aufl., Tübingen 1919; Sombart, Der moderne Kapitalismus, 2. Aufl., München 1916 ff.; Schmollers oben genanntes Lehrbuch; Kötzschke, Deutsche Wirtschaftsgeschichte bis zum 16. Jahrhundert; Sieveking, Grundz. d. neueren Wirtschaftsgeschichte (beide in: Grundriß der Geschichtswissenschaft, hrsg von Meister, Leipz., Teubner); Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, 3. Aufl., Berlin 1918; Brodnitz, Englische Wirtschaftsgeschichte, Jena 1918.

Anhang II.

Wie studiert man Volkswirtschaftslehre?

Angesichts der oben (S. 147, 164 u. 141 ff.) geschilderten Zerspaltung unserer Wissenschaft in sehr verschiedene Richtungen, die nicht erlaubt, einfach nach diesem und jenem guten Lehrbuch vorzugehen; ja angesichts einer gewissen Ratlosigkeit gegenüber den Wegen, die nun für die Wissenschaft weiter einzuschlagen sind, ist es nötig, dem Jünger der Volkswirtschaftslehre Ratschläge über den Studiengang zu geben.

Wer tiefer in die Volkswirtschaftslehre eindringen und namentlich nicht bei dem rohen Standpunkte des „Gebrauches für die Praxis"[1]) stehen bleiben will, hat nötig:

ein tüchtiges privatwirtschaftliches und technologisches, sowie ein statistisches und wirtschaftsgeschichtliches Studium, um in den Tatsachen festen Fuß zu fassen und unbedingt sicher zu gehen; ferner ein methodologisches, philosophisches und soziologisches Studium, um der durchaus geistigen und gesellschaftlichen Natur des Gegenstandes gerecht zu werden.

Was zuerst das Studium der theoretischen Volkswirtschaftslehre selbst betrifft, so vgl. man die auf S. 168 angegebenen Lehrbücher, Klassiker und Einzelschriften. Doch soll neben dem eigentlich theoretischen Studium von Anbeginn ein wirtschaftsgeschichtliches und realistisches einhergehen. Man beginne demnach im geschichtlichen Studium etwa mit Büchers „Entstehung der Volkswirtschaft", im theoretischen mit Oswalts „Vorträgen" (genaue Titelangaben s. S. 168). Zur theoretischen Vertiefung studiere man dann einige der auf S. 168 angegebenen systematischen Lehrbücher (etwa: Gelesnoff, Cassel, Careys „Lehrbuch", Philippovich) und den I. Bd. von Böhm-Bawerks „Positive Theorie" (wer Mengers „Grundsätze" in einer Bücherei auftreiben kann, greife danach). In Fortsetzung von Büchers „Entstehung" nehme man Pleuge, Die Stammformen der vergleichenden Wirtschaftstheorie (Essen 1919) und Schmollers „Volkswirtschaftslehre" vor. Später lese man unbedingt auch Klassiker, vor allem: List, Ricardo, Müller und Marx (I. Bd.). Von englischen Werken: Marshall und Clark (s. S. 157, von französischen Leroy-Beaulieu, Traité théor. et prat. 4. Aufl. 1905.

In der Volkswirtschaftspolitik beginnt man mit dem leichten „Grundriß d. Vw.-Politik" von Conrad (Fischer, Jena); ausführlicher: Philippovich, Volkswirtschaftspolitik, 2 Bde. (9. Aufl., Tübingen, Mohr), wo alle nötige Schriftenangabe. — Das beste Lehrbuch der Finanzwissenschaft ist jenes von Lotz (Tübingen, Mohr, 1917).

[1]) Für diesen Standpunkt genügt etwa: Jentsch, Volkswirtschaftslehre, 60. Tausend, Jena, Fischer (volkstümlich im guten Sinn); Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft, 1. Band; Conrad, Volkswirtschaftspolitik (Fischer, Jena).

Dieses rein fachliche Studium ist beizeiten durch ein methodologisch-philosophisches zu unterbauen. Eine kritische (wenn auch etwas weitläufige) Darstellung des Bisherigen gibt: Amonn, Objekt u. Grundbegriffe der theoret. Volkswirtschaftslehre (Wien, Deuticke, 1913); eine systematische Behandlung mein Buch: Fundament d. Volkswirtschaftslehre (Jena, Fischer, 1918) und meine Wiener Antrittsrede „Vom Geist der Volkswirtschaftslehre" (ebda. 1919). — Die übrigen Schriften des Verfahrenstreites s. o. S. 141 ff.

Methodologisches Studium ist aber ohne Beherrschung der logischen und philosophischen Grundlagen nicht möglich. Daher soll dem volkswirtschaftlichen Studium von Anbeginn ein ernstes philosophisches Studium nebenhergehen. (Wo Volkswirtschaftslehre an der philosophischen Fakultät vorgetragen wird, ist sie denn auch am richtigsten untergebracht.) Hier einen Lehrgang vorzuschreiben, ist schwer. Um doch etwas Bestimmtes zu raten, nenne ich folgende Werke. Zur ersten Einführung: Willmann, die wichtigsten philosophischen Fachausdrücke (2. Aufl., Sammlung Kösel, und dazu: Menzer, Einleitung in die Philosophie, 2. Aufl. (Quelle & Meyer). — Zur tieferen Einführung: Windelband, Präludien (Verlag Mohr, Tübingen — ganz besonders zu empfehlen!). — Daneben ein Studium der Logik und Psychologie nach einem der üblichen Lehrbücher. (Zur Einführung vorzüglich: Elsenhans, Logik und Psychologie, Sammlung Göschen, dann: Höffding, Psychologie, Lpz., Reisland [empiristisch] und Geyser, Psychologie, 3. A., Münster 1920; derſ., Logik und Erkenntnistheorie, Münster 1919. Cohen, Logik, 1914.) Besonders wichtig ist dann: Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung (3. Aufl., Tübingen 1914). — Hat man im philosophischen Studium auf diese oder ähnliche Weise ein tüchtiges Stück Weges hinter sich gebracht, dann (aber nicht eher) ist es dringend geraten, auf die Quellen selbst zurückzugehen. Als leichtere und leicht erreichbare Quellenwerke (sämtlich bei Reclam oder in noch besseren Ausgaben in der „Philosoph. Bibliothek") empfehle ich: Kant, Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik (man beginne also nicht mit der schwierigen „Kritik der reinen Vernunft", an der jeder Anfänger scheitern muß); Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (als Führer durch Kant: Br. Bauch, Kant, Berlin 1917); Fichte, Bestimmung des Menschen; derſ., Bestimmung des Gelehrten; derſ., Anweisung zum seligen Leben („Wissenschaftslehre" u. „Naturrecht" vertage man auf später; über Fichte: Fr. Medicus, Fichte, 1905); Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte (Einleitung!) Schelling, Clara; derſ., Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (Philosoph. Bibl.); vielleicht auch noch: System des transzendentalen Idealismus (Phil. Bibl.); Platon, Phaidros, Gorgias und Phaidon. — Für die Geschichte der Philosophie: Eucken, Die Lebensanschauungen großer Denker, Lpz., Veit & Co. Willmann, Geschichte des Idealismus, Bd. I (Altertum), 2. Aufl., Braunschweig 1907, oder auch: Deussen, Geschichte der griechischen Philosophie (Leipzig, Brockhaus); Windelband, Geschichte der neuen Philosophie, 2 Bde., Heidelberg, Winter (stets neue Auflagen). — Wer schon tiefer in die Philosophie eingedrungen ist, wende sich auch unbedingt

dem eindringlichen Studium Platons und Aristoteles' zu, wofür Willmanns angef. „Geschichte" ein guter Führer ist, und vor allem seine „Historische Einführung in die Metaphysik" (Freiburg i. Br., Herder 1914). — Ein herrliches (zugleich leichtes) Werk sind Hegels „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie", hrsg. von Bolland, Leiden 1908. Allgemeiner Grundsatz für das philosophische Studium sei: Knüpfe an an jene Philosophen, die den Höhepunkt einer Schule und Entwicklung bedeuten: Platon-Aristoteles; Plotin (dtsch. i. Auswahl bei Diederichs, Jena). Augustinus; Thomas v. Aquino; Meister Eckehart (i. d. Sammlung Kösel und bei Diederichs, Jena); Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel.

Wer in Volkswirtschaftslehre und Philosophie eine gewisse Stufe erreicht hat (nicht eher!), treibe dann unbedingt auch Gesellschaftslehre (Soziologie). Hier stehen einander gegenüber: auf idealistischem Boden mein „System der Gesellschaftslehre" (Berlin, Verlag Guttentag, 1914), auf naturalistischem eine große Zahl englischer und französischer Werke, in der deutschen Literatur etwa: Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft (2. Aufl. 1912), und Schäffle, Bau und Leben des soz. Körpers (2. Aufl., Tübingen 1896); ferner: Pribram, Die Entstehung der individuellen Sozialphilosophie, Leipzig 1912. Weitere Schriften s. oben S. 166. — An grundlegenden Quellenwerken für den sehr Vorgeschrittenen: Platon, Staat; Aristoteles, Politik (beide in der „Philos. Bibliothek", gr. u. dtsch. bei Engelmann, Leipzig); derſ., Nikomachische Ethik; und die sozialphilosophischen Schriften Fichtes, Schellings, Schleiermachers und Hegels.

Beim Studium der volkswirtschaftlichen Fächer halte man sich an den Grundsatz: Es ist nötig, außer dem abstrakt-theoretischen Stoff stets die Fülle der Tatsachen, die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit heutigen und geschichtlichen Lebens in sich aufzunehmen. Der theoretisch veranlagte Kopf vertiefe sich daher nicht allein in die reine Gedankenwelt, er kehre auch zum Konkret-Wirklichen zurück und schöpfe immer aufs neue daraus. Der Stoff unserer Wissenschaft ist ja immer wieder das Leben — „und wo man's packt, da ist es interessant". Man pflege auch hier immer nur mit dem Besten Umgang. In Ansehung der allgemeinen Geschichte wird Ranke, Thukydides, Carlyle stets mehr bedeuten als das jeweils Modernste, wenn es auch im Tatsächlichen voraus ist. Umgekehrt beruhige sich der praktisch Veranlagte nicht bei der Realität, denn von dieser gilt es ja erst aufzusteigen zum Begriff, von der Erfahrung zur Wissenschaft.

Unerläßlich für den modernen Volkswirt ist eine gediegene statistische Ausbildung. Statistiken sind nichts Trockenes, sondern für den, der sie mit rechten Augen ansieht, äußerst lebendig. Oft können nur gute Zahlen die genaue und (was noch mehr ist) die plastische Kenntnis der Wirklichkeit vermitteln. In der Statistik kommt wieder das meiste auf die Verfahrenlehre an, darauf, daß die Zahlenausdrücke methodisch richtig aufgebaut sind. Weitaus das meiste lernt man hier in der Bevölkerungsstatistik. Eine vorzügliche Einführung in das ganze Gebiet der Statistik bietet: Schnapper-Arndt, Sozialstatistik (Leipzig,

Klinkhart); zur Übersicht: Ballod, Grundriß der Statistik (Berlin 1913); ferner: die Bändchen von Most und Bleicher in der „Sammlung Göschen". Als Handbuch: v. Mayr, Statistik und Gesellschaftslehre, 3 Bde. (Tübingen, Mohr); zur Vertiefung endlich: Zizek, Die statistischen Mittelwerte, Leipzig 1908.

Ein weiteres ganz unerläßliches Hilfswissen für den Volkswirt enthält endlich die Privatwirtschaftslehre und Technologie. Wer nicht ganz genau weiß, wie es um einen Wechsel steht, wer keine Bilanz, keinen Kurszettel lesen kann, dem bleibt das Kredit-, Bank- und Börsenwesen, dem bleibt Währung und Wechselkurs immer unklar; und er kennt dann überhaupt nicht genau den feinen Mechanismus des Geschäftslebens. Das beste ist, einen praktischen Lehrgang der Buchhaltung mit Übungskontor zu besuchen. Wer das nicht kann, studiere gewissenhaft: doppelte Buchhaltung, kaufmännisches Rechnen und sog. Handelskunde — etwa nach den an höheren Handelsschulen üblichen Lehrbüchern. Regelmäßiges Lesen der Börsenberichte und der Artikel des „Ökonomisten" in den großen Tageszeitungen (Frankfurter Zeitung, Neue freie Presse u. a.) ist unbedingt nötig und gibt diesem Wissen erst eine Anwendung!

Einen Überblick über die Technologie der wichtigsten Gewerbe erlangt man am besten durch ein Lehrbuch der Warenkunde (wieder etwa im Ausmaße der höheren Handelsschule) und der landwirtschaftlichen Betriebslehre (s. o. S. 105). Zusammenfassende Handbücher sind: Maier-Rothschild, Handbuch der gesamten Handelswissenschaften (Berlin, viele Auflagen); Obst, Das Buch des Kaufmanns, 2. Aufl., Leipzig 1913. Auch juridische Kenntnisse endlich sind für den Volkswirt unerläßlich. In der Rechtswissenschaft studiere man: „Einführung" und Öffentliches Recht. Die heute moderne Übertreibung des juridischen Hilfsstudiums ist falsch und im Grunde nichts als banausische Hilflosigkeit. — Auf der Universität lege man weniger auf die zeitraubenden großen Hauptvorlesungen Gewicht (die der selbständig Denkende öfters durch Lehrbücher zu ersetzen vermag) als auf tiefer schürfende Sondervorlesungen und auf seminaristische Übungen.

Man suche im theoretischen wie im praktischen Studium überall die großen Zusammenhänge auf, das Ganze, das Lebendige nach dem Worte Meister Eckeharts:

Ein Lebemeister frommte mehr, denn tausend Lesemeister.

Kurzes Namenverzeichnis.

(Ohne die Namen in Anhang I und II; die Zahlen bedeuten die Seiten.)

Althusius 25.
Amonn 144, 147.
Anderson, James 74, 82.
D'Argenson 34.
Aristoteles 10, 19, 28, 29, 33, 73.
Anspitz 158.

Baader 97.
Babeuf 64, 126.
Barone 158.
Baniat 77, 122.
Bazard 126.
Beaudeau 54.
Becher, Joachim 17.
Belloni 17.
Bendixen 162.
Bernhardi 118.
Bernheim 166.
Bernstein, Ed. 139.
Bertillon 77.
Besold 17.
Blanc, Louis 127, 140.
Bodin 6, 27.
Böhm-Bawerk 39, 100, 144, 148, 154 ff., 158ff.
Boisguillebert 34.
Bon, Le 166.
Bonar 157.
v. Bortkiewitsch 73.
Bright 63, 85.
Brissot 126.
Brentano, L. 143.
Bücher 9, 143.
Budge 73.
Burke 92, 118.

Cancrin 118.
Cantillon 34.
Carey 76, 77, 119—174.
Cassel 157.
Chamberlain 166.
Chevalier 122.
Child 17.
Clark 157, 158.
Cobden 63, 85.
Colbert 15.
Condillac 27, 54,
Considérant 126.
Cournot 157.
Damaschke 140 f.
Darthé 64.
Darwin 73.
Davenant 16.
Diderot 27.
Diehl 73, 84, 148, 157, 161.
Dietzel, H. 39, 73, 144, 147, 157.
Dühring, Eugen 73, 103, 109, 121, 163.
Dupont 54.

Edgeworth 157
Ehrenberg 147.
Eichhorn 142.
Enfantin 126.
Engels, Friedrich 129 ff.
Eßlen 74.

Fancher, J. 122.
Fancher, Léon 122.
Feuerbach 137.
Fichte 33, 89 f., 127 f. 136, 148.
Fisher, Irving 157, 163.
Fourier, 126.
Fullarton 164.

Gehrig 148.
Genovesi 17.
Gentz 91 f.
George, Henry 77, 140.
Gesell, Silvio 141.
Gide 157, 163.
Gobineau 166.
Görres 97.
Godwin 137.
Gotchen 25.
Gossen 153, 155.
Gothein 143, 157.
v. Gottl 147.
Gournay 54.
Graziani 157.
Grotius, Hugo 25.

Hainisch 144.
v. Haller 91.
Hammacher 124.
Hardenberg 53, 97.
Harms 147.
Hegel 90, 132, 142, 148, 149.
Held 143.
Helfferich 163.
Heller, Wolfg. 157.
Helvetius 27.
Herbart 149.
Herkner 73, 148.
Hermann 155.
Hertzka 140.
Hildebrand, Bruno 109, 115, 117, 118, 143, 155.
Hildebrand, Richard 163.
Hilferding 129.
Hobbes 26.
Hobbson 157.
v. Hornigk 17.
Huber, V. Aimé 149.
Huteland 65, 155.
Hume 56.

Iselin, Isaak 55.
v. Jacob 64, 155.
Jevons 155, 157, 163.
Justi 17.

Kant 90.
Karl Friedr. v. Baden 55.
Kemmerer 163.
Klock, Kaspar 17.
Klunker 80.
Knapp 21, 143, 162.
Knies 21, 39, 103, 143, 163.
Köhler, Walter 127.
v. Komorczynski 144, 157.
Krause 90, 149.

Lassalle 136, 139 f.
Laughlin 163.
Launhart 158.
Law, John 34 ff.
Lenz 97.
Levasseur 163.
Lexis 147, 157, 163.
Lieben 158.
Liefmann 144, 157.
List, Friedrich 67, 70, 73, 77, 97, 107—118, 119, 124, 142, 143.

Lloyd 164.
Locke, John 27, 34, 63.
Lotz 15, 153.
Lotz, Walther 163, 169.
Mably 64, 126.
Machiavelly 31, 43.
Macleod 35.
Malthus, Robert 45, 70 bis 80, 82, 84, 118, 120, 124, 130.
Mangoldt 39.
Mann, F. K. 16.
Marat 126.
Marlo 128.
Marshall 157.
Marx Karl 51, 68, 77, 81, 87, 127, 129—139.
Mandeville 55.
Menger, Karl 18, 19, 144 ff., 152 ff., 163.
Mercier de la Rivière 54.
Michaelis, O. 122.
Mill, J. St. 35, 39, 138, 162.
v. Mirabeau, Viktor 41, 54, 73.
Mises 163.
v. Mohl, R. 149.
Moll 97.
Mombert 77, 161.
Montemari 17.
Montesquieu 27, 73, 100.
Morely 64, 126.
Müller, Adam 70, 91—97, 117, 118, 124, 142, 143, 148, 155, 162, 164.
Mun, Thomas 16.
Nebenius 108.
Neurath 157.
North, Dudley 34.
Obrecht 17.
Oncken, August 11, 15, 17, 20, 45, 48, 85, 121.
Oppenheimer 73, 78 f. 157.
Orestanus 10.
Owen, Robert 126 f., 128.
Pantaleoni 157.
Pareto 158, 163.
Passow 147.
Patten 157.
Pecqueur 134, 138.
Petty 30, 34.
v. Philippovich 144, 150, 156.
Pierson, N. G. 157.
Platon 10, 20, 32, 73, 126, 136.
Plenae 124, 148.
Pohle 73, 141, 144, 147.
Prince-Smith 122.
Proudhon 127, 128.
Puchta 90, 142.
v. Pufendorf 27.
Quesnay, François 41-55. 73, 118, 164.
Raiffeisen 149.
Rau 39, 51, 64.
Ricardo 45, 50, 62, 68, 70, 71, 80—88, 102. 120, 123, 129, 131, 133.
Ricca 157, 155.
Robespierre 28.
Rodbertus 9, 87, 128 f.
Roscher 10, 96, 143.
Rousseau J. J. 28, 126.
v. Savigny 90, 142.
Say, J. B. 39, 64.
Schäffle 147, 150, 166.
Schelling 90, 142, 148.
Schlettwein 55.
Schmalz 55.
Schmoller 143, 147, 150.
v. Schröder 17.
Schüller, R. 87, 144.
Schultze-Delitzsch 140.
Schumacher 147.
Schumpeter 148, 157, 158, 162.
v. Seckendorff 17.
Senior 74.
Serra 17.
Shaftesbury 27.
Simmel 166.
Simon de Sismondi 127.
Simon St. Graf 126.
Smart 157.
Smith, Adam 15, 55—70, 64, 102, 109, 118, 123, 129.
Soden 155.
Sombart 14, 16, 124, 125, 134, 143, 147, 148, 163.
v. Sonnenfels 17.
Spann 33, 53, 147, 152, 157, 163, 165, 166.
Spencer, Herbert 73, 76, 166.
Spiethoff 163.
Stafford, William 17.
Stahl 148.
Stammler 166.
vom Stein, Frh. Karl 53, 97.
v. Stein, Lorenz, 64, 148, 149.
Stephinger, Ludw. 90.
Steuart, James 17, 73.
Storch 118, 155.
Stuart, James 39.
Thomas v. Aquino 10, 29.
Thompson, William 127, 137.
v. Thünen 96, 98—105, 123, 155, 160, 161.
Tönnies 166.
Townsend 73.
Tugan-Bar 157.
Turgot 41, 52, 54, 55, 74, 82.
Vauban 34.
Vierkandt 166.
Vogelstein 74.
Voigt, Andreas 124, 141, 144.
Wagner, Adolf 73, 143, 150, 155.
Walras 155, 157.
Weber, Max 143, 147, 166.
Wertling 125.
West 74, 82.
Wickfell 156, 163.
v. Wieser, Friedr. 144, 148, 153 ff., 161, 162, 163.
Wilbrandt 137.
Wirth, Max 122.
Wolf, Julius 73, 79 f.
Woltmann 166.
Wundt 166.
Zuckerkandl 144, 156.
Zielenziger 16.
v. Zwiedineck-Südenhorst 87, 148.

Kurzes Schlagwortverzeichnis

(zu vergleichen mit Inhalts- und Namenverzeichnis).

Ackerbausysteme 104 ff.
Anarchismus 31.
Arbeit 57 ff. und fast alle einzelnen Systeme
Arbeiterschutz 88, 148 ff.
Arbeitslohn 45, 87 f., 100 f., 154.
Arbeitsteilung 57 f.
Assignaten 25, 35.
Armenwesen 72.
Auswanderung 76.

Bauernbefreiung 63 f., 97.
Berufsvormundschaft 152.
Bevölkerungstheorie 14, 70—80, 114, 120.
Bodenerschöpfung 121.
Bodenreform 140.
Colbertismus 15.
Deduktion 68, 141, s. Verfahren.
Devisenkurs 24.
Diskont 37.
disutility-Theorie 158.
Dynamik 49.
Eigennutz 41 f., 50, 69—87, 93.
Finanzzölle 62.
Freihandel 61 f., 84 f., 95, 114, 122.
Geld 17 ff., 92 f. 161 ff.
Geld bleibt im Lande 23 f.
Genossenschaften 126 f., 140, 149.
Gesellschaftslehre 163 f.
Gesetz der fallenden Lohnquote 128.
der Grenzpaare 154 f.
der Konzentration des Kapitals 130, 134.
der Mehrergiebigkeit der Produktion-umwege 158.
der Rentenpreise 70, 108.
der steigenden Nutzbarkeit der Arbeit 120.
der Verteilung von Carey 120, Ricardo 84, Smith 60.
des abnehmenden Bodenertrages 74 ff., 101.
Goffensches 151, Wieserisches 156, Thünensches 98.
Gewerbefreiheit 40, 42, 60 f. 85, 97.
Grenznutzenlehre 152 ff.
Grundrente s. Rente.
Gut, Gutbegriff 53 f.
Grundstener 48.
Handelsbilanz 21 ff., 44.
Handelsfreiheit s. Freihandel.
Historische Schule 142 ff.
Historischer Materialismus 131 ff.
Individualismus 29—33, 164.
Induktion 68.
Industrielle Reservearmee 130.
Industriesystem 57 ff.
Kameralwissenschaft 17.
Kanonisches Recht 10.
Kapital, Kapitalprofit, Kapitalzins 141, 158 ff.; s. Smith, Ricardo.
Kosten 155.
Kredit 35—40.
— -geldtheorie 35 ff.
Krisen 128, 130.
Lohn, siehe Arbeitslohn.
Lohnfonds 60, 84, 45, 83 f. 87 f., 140.
Lohngesetz, ehernes 45, 83 f., 87 f., 140.
Malthusische Theorie siehe Bevölkerungslehre.
Manchestertheorie 62, 84.
Marktpreis, s. Preis.
Materialistische Geschichtsauffassung 114, 131 ff.
Mehrwertlehre 68, 87, 130 ff.
Merkantilismus 11 ff., 118.
Methode s. Verfahren.
Nationalreichtum s. Reichtum.
Natürlicher Preis bei Smith 48.
Naturrecht 25—29, 92 f.
Nutzen, Grenznutzen 67, 86, 153 ff., s. Kosten.
Oesterreichische Schule 144.
Ordre naturel 41 f., 50.
Papiergeld 35, 95, 164.
Physiokratismus 40—55.
Preis, Preistheorie, s. Smith, Ricardo, Grenznutzenschule und die meisten andern Systeme.
Produktivität der Berufsstände 51 f., 94.

Produktivitätsfortschritte 77 ff.,
Produktivkräfte, Theorie der 109 ff.
Protektionismus siehe Zollschutz.

Rechtum 5, 7 ff., 45, 57 ff. 65, 93.
Rentrag 43 f.
Relative Rationalität der Wirtschaftssysteme 101 f.
Rente der Fruchtbarkeit 82, der Lage 102, der Produktivität der Anwände 82.
Romantik, Romantiker 89 ff.

Schutzzoll s. Zollschutz.
Sozialismus 124 ff.
Sozialphilosophie 29 ff.
Sozialpolitik 148 ff.
Sozialogie 163 f.
Staatsbegriff 89 ff., s. Naturrecht.
Standort der landwirtschaftlichen Produktion 98 ff., 102 f.
Statik 49, 105.
Tableau économique 45 ff.
Tauschwert s. Preis, Preistheorie.
Teilung der Gewalten 27.
Thünensches Gesetz 98 — Knies' Ergänzung dazu 103.
Universalismus 29—33, 89 ff., 164.
Verelendungstheorie 130.
Verfahren, deduktives, induktives, geschichtliches, — frage 50, 68ff., 87, 93 ff., 117, 141—147, 164.
Verteilung156 f., s. Gesetz der Verteilungsgesetz des Ricardo, s. Gesetz.
Volkssouveränetät 27.

Wechsel 36.
Wechselkurs, internationaler 24.
Wettbewerb 61, 81, 93.
Wert s. Preis.
Wirtschaftsstufen 113.

Zahlungsbilanz 21 f.
Zoll, Zollschutztheorie112 ff.,109—117, 121.
Zollverein, deutscher 113.

Der Wolkenschulze Von Max Jungnickel. In alter Fraktur geschrieben u. zweifarbig gedruckt. In gediegenem Bande Mark 6.—

Eine neue köstliche Prosadichtung, ein echtes Kind seiner Muse, rein, heiter und doch wieder ernst voll tiefer Wahrheiten. Im Frühling saß der Dichter in einem märchenwunderlichen Dorfe Thüringens. Und in die singende Frühlingsstille träumt er sich den Heiland ins Dorf hinein, den Wolkenschulzen, den vom Lenz überblauten Beherrscher des Dorfes. „Meine Weltanschauung habe ich in meinen Dorfchristus gelegt, mein Verhältnis zu Gott. Kommt, ich will Euch zu meinem Heiland führen. Vielleicht macht er Euch froh in schwarzen Tagen."

Das neue Geschlecht Ein Roman von Johan Skjoldborg.

178 Seiten. Geheftet Mark 5.—. Gebunden Mark 8.—

Skjoldborg hat hier ein Werk voller Glauben und Zukunftshoffnung geschaffen: einen Bauernroman, den man ein soziales Bauernidyll nennen kann. Skjoldborg meldet von einer neuen Bauerngeneration, die von modernen Ideen erfaßt, mit neuzeitlicher Dichtung und Kultur in Zusammenhang stehend, stolz und sicher ihre Bauernart wahrt, ihr eigenes Leben ausbaut und den Lockungen der Großstadt widersteht. Das „Neue Geschlecht" kann für alle ein Buch des Trostes und der Aufrichtung werden.

Schwarze Strahlen Roman von Arnim Steinart (J. A. Loofs).

330 Seiten. Geheftet ca. M. 5.—. Gebunden ca. M. 8.—

Nur in den Stunden der Vertiefung löst sich die grobe Wirklichkeit zu einem Schleier auf, hinter welchem wir die Dinge in ihrem Wesen und ihrer wahren Bedeutung erblicken. So hat der Verfasser die Menschen und das Geschehen dieses metaphysischen Romans gesehen: gleichsam durch die stoffliche Wirklichkeit hindurch, um sie in höherer, wesentlicher Gestaltung vor uns hinzustellen. Im Mittelpunkt einer Handlung von atemloser Spannung steht Orta Runach, ein weiblicher Lucifer. Von ihr, dem gefallenen Engel, geht der Haß gleich schwarzen Strahlen aus. Liebe und Haß erscheinen in ihr zu den Polen einer fast übernatürlichen Persönlichkeit verkörpert.

Vom Baume der Erkenntnis Von Prof. Dr. Fr. Schumacher. Ca. 280 S. Geh. ca. M. 4.—. Geb. ca. M. 6.—

Diese geistvollen Phantasien und Satiren einer unserer größten Künstler, die neben seiner gewaltigen Berufsarbeit entstanden, sind ein Spiegel seines reichen Innenlebens und eine schöne Gabe für feingestimmte Bücherfreunde. Aus dem Inhalt: Vom weisen Meister / Die Erfindung / Legende vom toten Teufel / Der Lügner / Vom Schicksal / Der Hund / Vom lieben Gott des Waldes / Ahasver / Die mißglückte Himmelfahrt / Zwei Künstler / Wolken. Die Macht des Homunculus / Die Frage / Das Mittel / Die Eulenspiegelschule / Die Fühlung mit dem Volke / Das Interview / Die geistige Atmosphäre / Die Berufszentrale / Eine literarische Entdeckung.

Produktivitätsfortschritte 77 ff.,
Produktivkräfte, Theorie der 109 ff.
Protektionismus siehe Zollschutz.

Reichtum 5, 7 ff., 45, 57 ff. 65, 93.
Reinertrag 43 f.
Relative Rationalität der Wirtschaftssysteme 101 f.
Rente der Fruchtbarkeit 82, der Lage 102, der Produktivität der Aufwände 82.
Romantik, Romantiker 89 ff.

Schutzzoll s. Zollschutz.
Sozialismus 124 ff.
Sozialphilosophie 29 ff.
Sozialpolitik 148 ff.
Soziologie 163 f.
Staatsbegriff 89 ff., s. Naturrecht.
Standort der landwirtschaftlichen Produktion 98 ff., 102 f.
Statik 49, 105.
Tableau économique 45 ff.
Tauschwert s. Preis, Preistheorie.
Teilung der Gewalten 27.
Thünensches Gesetz 98 — Knies' Ergänzung dazu 103.
Universalismus 29—33, 89 ff., 164.
Verelendungstheorie 130.
Verfahren, deduktives, induktives, geschichtliches, — frage 50, 68 ff., 87, 93 ff., 117, 141—147, 164.
Verteilung 156 f., s. Gesetz der Verteilungsgesetz des Ricardo, s. Gesetz.
Volkssouveränetät 27.

Wechsel 36.
Wechselkurs, internationaler 24.
Wettbewerb 61, 81, 93.
Wert s. Preis.
Wirtschaftsstufen 113.

Zahlungsbilanz 21 f.
Zoll, Zollschutztheorie 112 ff., 109—117, 121.
Zollverein, deutscher 113.

Der Wolkenschulze Von Max Jungnickel. In alter Frakturgeschrieben u. zweifarbig gedruckt. In gediegenem Bande Mark 6.—
Eine neue köstliche Prosadichtung, ein echtes Kind seiner Muse, rein, heiter und doch wieder ernst voll tiefer Wahrheiten. Im Frühling saß der Dichter in einem märchenwunderlichen Dorfe Thüringens. Und in die singende Frühlingsstille träumt er sich den Heiland ins Dorf hinein, den Wolkenschulzen, den vom Lenz überblauten Beherrscher des Dorfes. „Meine Weltanschauung habe ich in meinen Dorfschriften gelegt, mein Verhältnis zu Gott. Kommt, ich will Euch zu meinem Heiland führen. Vielleicht macht er Euch froh in schwarzen Tagen."

Das neue Geschlecht Ein Roman von Johan Skjoldborg.
178 Seiten. Geheftet Mark 5.—. Gebunden Mark 8.—
Skjoldborg hat hier ein Werk voller Glauben und Zukunftshoffnung geschaffen: einen Bauernroman, den man ein soziales Bauernidyll nennen kann. Skjoldborg meldet von einer neuen Bauerngeneration, die von modernen Ideen erfaßt, mit neuzeitlicher Dichtung und Kultur in Zusammenhang stehend, stolz und sicher ihre Bauernart wahrt, ihr eigenes Leben ausbaut und den Lockungen der Großstadt widersteht. Das „Neue Geschlecht" kann für alle ein Buch des Trostes und der Aufrichtung werden.

Schwarze Strahlen Roman von Arnim Steinart (F. A. Loofs).
330 Seiten. Geheftet ca. M. 5.—. Gebunden ca. M. 8.—
Nur in den Stunden der Vertiefung löst sich die grobe Wirklichkeit zu einem Schleier auf, hinter welchem wir die Dinge in ihrem Wesen und ihrer wahren Bedeutung erblicken. So hat der Verfasser die Menschen und das Geschehen dieses metaphysischen Romans gesehen: gleichsam durch die stoffliche Wirklichkeit hindurch, um sie in höherer, wesentlicher Gestaltung vor uns hinzustellen. Im Mittelpunkt einer Handlung von atemloser Spannung steht Orta Runach, ein weiblicher Lucifer. Von ihr, dem gefallenen Engel, geht der Haß gleich schwarzen Strahlen aus. Liebe und Haß erscheinen in ihr zu den Polen einer fast übernatürlichen Persönlichkeit verkörpert.

Vom Baume der Erkenntnis Von Prof. Dr. Fr. Schumacher. Ca. 280 S. Geh. ca. M. 4.—. Geb. ca. M. 6.—
Diese geistvollen Phantasien und Satiren einer unserer größten Künstler, die neben seiner gewaltigen Berufsarbeit entstanden, sind ein Spiegel seines reichen Innenlebens und eine schöne Gabe für feingestimmte Bücherfreunde. Aus dem Inhalt: Vom weisen Meister / Die Erfindung / Legende vom toten Teufel / Der Lügner / Vom Schicksal / Der Hund / Vom lieben Gott des Waldes / Ahasver / Die mißglückte Himmelfahrt / Zwei Künstler / Wolken. Die Macht des Homunculus / Die Frage / Das Mittel / Die Eulenspiegelschule / Die Fühlung mit dem Volke / Das Interview / Die geistige Atmosphäre / Die Berufszentrale / Eine literarische Entdeckung.

Karl Gjellerup

Der goldene Zweig Dichtung u. Novellenkranz aus der Zeit des Kais. Tiberius. 9.—13. Tauf. 339 S. Geh. M. 5.—. Geb. M. 7.—

„Es sind Bilder von überwältigender Schönheit. Mit der Gestaltungskraft und der Kennerschaft des historischen Forschers und philosophischen Denkers läßt er äußeres und inneres Leben erstehen und malt in bezaubernden Farben die südliche Landschaft und den Prunk römischer Kunst und Verschwendung. Über seinem Buche liegt die Weihe eines Bekenntnisses zur sieghaften Kraft der christlichen Heilslehre und des germanischer Wesens."

Hamburgischer Correspondent.

Die Gottesfreundin Rom. 6.—9. Tauf. Geh. M. 5.—. Geb. M. 8.—

„Eine Reihe farbenprächtiger, tiefgründiger Bilder, die sich auf dem düstern Hintergrund des 14. Jahrhunderts mit seinem Aberglauben und seinen Hexenprozessen abspielen. Wie die Herrin der Burg Langenstein den Führer der „Ketzer" schützt, und wie der zelotische Bischof Ottmer, der die Ketzer verfolgt, vom Saulus zum Paulus wird, und mit der Burgherrin, die er in fröhlicher Jugend heiß geliebt hatte, als sieghafter Besieger in den Tod geht, das wird uns in hochdramatischer, von dichterischem Schwung beseelter Darstellung berichtet."

Berliner Morgenzeitung.

Seit ich zuerst sie sah 5.—8. T. 430 S. Geh. M. 5.—. Geb. M. 8.—

„Dieses schöne Idyll mit seinem tragischen Ausgang ist eins der wundervollsten Werke Gjellerups. Ein ganzer Liebesfrühling ist hier in die Stimmungsbilder aus Dresden und aus der sächsischen Schweiz hineingezaubert; tiefe Wehmut, tragischer Schmerz verleihen dem Roman sein wunderbares, unvergeßliches Aroma. . . Der Verfasser fesselt, mag er nun die Natur, die Kunst oder die Menschen schildern. Immer vertieft er sich in seinen Stoff."

Aarhus Stiftstidende.

Das heiligste Tier Ein elysisches Fabelbuch. 390 Seiten. Geheftet M. 7.—. Gebunden M. 10.—

Nur ein Dichter von Gjellerups Gestaltungskraft, seinem sonnigen Humor, seiner tiefen, auf reichem philosophisch-historischen Wissen beruhender Weltanschauung konnte sich an einen solchen Stoff heranwagen. Im Elysium erwacht unten den in ewiger Heiterkeit auf der Asphodeluswiese wandelnden Tieren der Wunsch, ein Tier möge heilig gesprochen und von allen anderen verehrt werden. Dies entfacht sofort den Ehrgeiz, die Parteibildung, den Wettkampf. Die einst im Leben berühmten Männern angehörenden Tiere übernehmen die Führerrolle und werden zu Trägern der Ideen ihrer Herren. Erhabene und groteske Szenen wechseln sich so ab, und in unterhaltendster Form rauschen die großen weltgeschichtlichen Vorgänge an uns vorüber. Eine einzigartige Dichtung.

Karl Gjellerup

An der Grenze Roman. 272 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 8.—

Mit seinem neuen Werke führt uns Gjellerup in die herbe, meerdurchleuchtete Schönheit seiner dänischen Heimat. Wunderliche und spröde Menschen stellt er in einem Kleinstadtidyll nebeneinander, den griesgrämigen Amtsrichter Thomsen, seinen pedantischen Sohn, den Assessor, den schlichten Gutsbesitzer und die prachtvollen und tatkräftigen Mädchengestalten. Gjellerup zeigt sich in dem neuen Werke als Meister realistischer Darstellung und feiner landschaftlicher Schilderung.

Die Hügelmühle Roman in fünf Büchern. 3. Auflage. 450 Seiten. Geheftet etwa M. 8.—. Gebunden etwa M. 10.—

„In streng dramatischem Aufbau steigt die Handlung empor. Jede Gestalt atmet Wirklichkeit: die hellseherische, sterbende Müllerin, der unentschlossene Müller, die sinnliche und doch kalt berechnende Mühlmagd Liese und ebenso alle Nebenfiguren. Eine drückende Schwüle liegt über der Erzählung der ersten vier Bücher. Immer mehr verstricken sich die Bewohner der Mühle in Schuld, bis die schreckliche Katastrophe erfolgt. Und die Sühne im fünften Buche ist so grausig erhaben, daß kein Abflauen der Handlung spürbar wird.

Warburg.

Die Weltwanderer Romandichtung. Zwei Bände. 3. Aufl. Etwa 700 Seiten. Geheftet etwa M. 10.—. Gebunden etwa M. 14.—

„Der Gedanke der Wiedergeburt wird darin in einer seltsamen, auf das feinste geschliffenen Form veranschaulicht. Dieselben Menschen, die im entfernten Altertum atmeten, und deren Taten und Leiden uns Gjellerup zeigt, — wir sehen sie zugleich als Personen in modernerer Zeit. . . . Karl Gjellerups Bücher gehören mit ihren unvergänglichen Schönheiten der Weltliteratur an. Seien wir stolz darauf, daß sie in unserem geliebten Deutsch ersonnen und niedergeschrieben wurden, und sorgen wir nach Kräften dafür, sie zum Allgemeingut unseres Volkes werden zu lassen."

Der Bücherwurm.

Die Hirtin und der Hinkende Ein arkadisches Idyll. 2. Auflage. Geheftet etwa M. 4.—. Gebunden etwa M. 6.—.

„Mit seiner Schalkhaftigkeit und seinem sommerlichen Behagen versenkt sich der Dichter in dieser wunderzarten Liebesgeschichte in das unter Mittelmeersonne warm erglühende Wesen altgriechischer Hirtenkultur. Dem Leser dieses entzückenden Büchleins steigen im Sinnen grüngoldige und rosigbraune Landschaften Claude-Lorrains auf und die idyllische, bewegte Handlung, das Verlieren und Wiederfinden der herbkeuschen schönen Schinels und ihres treuen, stolzen Werbers Arkas fesselt immer von neuem."

Berner Bund.

Carl Busse

Die Schüler von Polajewo

Drittes bis viertes Tausend. 283 Seiten. Geheftet M. 3.—. Gebunden M. 5.50

„An diesen Bildern können wir Lehrer lernen mit der Jugend fühlen und empfinden, können wir tieferes Verständnis für sie gewinnen ... Die kleinen Schülerkomödien und -tragödien sind meisterhaft entworfen; einige steigern sich trotz ihrere Kürze oder gerade deswegen zu einer dramatischen Kraft, daß man den Atem anhalten muß. ... Hätte ich B.'s Schüler von Polajewo schon als Schulamtskandidat gelesen, ich hätte manchen Erziehungsfehler nicht begangen." Geheimr. Dr. Adolf Matthias (Zeitschr. f. höhere Schul.)

Im polnischen Wind

Ostmärkische Geschichten. 302 Seit. Geheftet Mark 3.50. Gebunden Mark 5.—

„Zu erzählen versteht Carl Busse. Man hat bei ihm zum erstenmal wieder das Gefühl, gleichsam in einem zufällig zusammengekommenen Kreise von Zuhörern zu sitzen, aus denen heraus, durch das Gespräch angeregt, sich einer ganz ungezwungen löst, um den Lauschenden ringsum eine Geschichte zum besten zu geben. Etwas von der Gesellschaftssphäre wird lebendig, aus der die ersten echten Novellen zur Zeit Boccaccios geboren wurden."
Westermanns Monatshefte.

Federspiel

Westliche und östliche Geschichten. 397 Seit. Geheftet Mark 3.50. Gebunden Mark 5.—

„Es ist eine eigenartige und bedeutende Kunst, die in den Geschichten Carl Busses ihren Ausdruck gefunden hat: wundervolle Beobachtung des Lebens und seiner Werte, Ernstes und Lachendes, Trauriges und Wahres in der irisierenden Mischung, die eben nur das Leben kennt ... Eine Welt von feinen Dingen, von intimen Klängen, von echten Menschen- und Herzenstönen tut sich in dem Buche auf. Wer es liest, wird dankbar sein."
Hamburger Nachrichten.

Sturmvögel

Kriegsnovellen. 264 Seiten. Gebunden M. 3.60

„Die Liebe ist es, die alles durchdringende und alles Menschliche erfassende, die dem Dichter sein Buch diktiert hat. Man fühlt's auch aus seiner Sprache gar bald heraus. Sie übt eine Wirkung wie in großen, reinen Linien eines monumentalen Gebäudes. Überall edelste Formgebung, die frei ist von jeder ablenkenden und verwirrenden Verschnörkelung. Alles in allem: Wir haben unter den neuesten Büchern eines der empfehlenswertesten vor uns."
Rostocker Zeitung.

Carl Busse

Winkelglück

Ein fröhlich Buch in ernster Zeit. 57. bis 71. Tausend. 237 Seiten mit Buchschmuck von Paul Hartmann. Gebunden M. 4.—

„Die Fröhlichkeit, die das Buch kündet, quillt aus dem Herzen, aber was mehr ist: sie strömt aus dem reichen Herzen eines echten Dichters. Und das vergoldet sie, macht sie feingliederig, füllt sie mit still leuchtenden Farben und läßt doch tief, tief auf ihrem Grunde auch das große Herzweh der Zeit in wehmütig heimlicher Musik zitternd weiterklingen. Ein kluger und innerlich reicher Mensch, dem verliehen ist, mit Dichteraugen in die Welt zu schauen, zeigt uns, wie auch die schweren Dinge Glanz und Schimmer erhalten, wenn sie ein helles Auge und ein aufrecht vertrauendes Herz ansehen."
Leipziger Neueste Nachrichten.

Fläumchen

331 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 8.—

Dies Buch ist ein Denkstein, den sich der leider so früh gestorbene Dichter selbst gesetzt hat. Diese abgerundeten, innerlichen Erzählungen aus Erlebnissen der letzten Jahre atmen echt Busseſche Kunst. Die Wärme des Gefühls, die Fähigkeit des Mitreißens, das feine Naturgefühl paaren sich mit reifster Formgestaltung. So gehören diese Erzählungen zu dem Schönsten, was Busse geschrieben hat. Nicht nur die köstliche Novelle „Fläumchen", die dem Buche den Namen gab, sondern auch die anderen werden zu den Perlen deutscher Prosa zählen.

Aus verklungenen Stunden

Ein Skizzenbuch. 304 Seiten. Geh. M. 5.—. Geb. M. 8.—

Diese Sammlung meist unbekannter Novellen ist ein Spiegel von Busses innerlich so reichem Leben. Sie führen uns zum Teil in Busses Jugendzeit, da er als Stürmer und Dränger mit seinen „Gedichten" ganz Jungdeutschland mit Begeisterung erfüllte. Ein sonniger Humor geht von den einzelnen Erzählungen aus und tut uns doppelt wohl in der trüben Gegenwart. Solche Geschichten liest man gern am Abend und vergißt dabei die Sorgen des Alltags. Wir haben nur weniges in unserer Novellenliteratur, was wir diesen Skizzen an die Seite stellen können.

Gedichte

Gedichte. 6 u. 7. Auflage. 171 Seiten. Geb. M. 4.—
Neue Gedichte. 3. u. 4. Aufl. 150 Seiten. Geb. M. 3.50
Heilige Not. 2. Auflage. 149 Seiten. Geb. M. 3.50

„Carl Busse steht in vorderster Reihe unter den jüngstdeutschen Lyrikern. Schon der erste Band seiner Gedichte ließ den ungewöhnlich begabten Dichter erkennen. Die Technik ist nahezu vollendet, der Zauber der Sprache wirkt schon beim stillen Lesen, die Melodie des Verses hat etwas Bestrickendes. Durch viele seiner Lieder klingt gedämpft eine leise Schwermut hindurch. Aber auch andere Töne weiß der Dichter anzuschlagen und die ganze Skala unserer Empfindung in Schwingung zu versetzen." Die christliche Welt.

Die Boberbahn Eine Dorfgeschichte aus dem Hirschberger Tal. Von **Kurt Jelscher.** 308 Seiten. Geh. M. 6.—

„Ins Hirschberger Tal, in jenen vom Riesen- und Boberkatzbachgebirge umschlossenen lieblichen Kessel, der vom vielgewundenen Bober durchflossen wird, versetzt uns der schlesische Dichter. Es zeichnet uns des Verfassers scherer Stift ein Bild von tiefster Wirkung. Jeder, der Freude an echter Heimatkunst hat, der seine Menschen nicht nur in der stickigen Luft des Salons zu suchen pflegt, wird an dem Buche, seinen echten Menschen und seinen prächtigen Naturschilderungen reine Freude erleben." Niederschlesische Zeitung.

Der Platz an der Sonne Ein Roman aus Kurbrandenburgs See- und Kolonialgeschichte. Von **Georg Lehfels.** 323 Seiten mit Buchschmuck. Geheftet M. 5.—. Geb. M. 7.—

„In einem Roman aus der Zeit des Großen Kurfürsten wird ein interessantes Stück Geschichte entrollt, mit so strenger Anlehnung an die wirkliche Geschichte, daß das Buch wohl mehr als eine unterhaltende Lektüre ist, und doch wiederum so, daß das Historische den fesselnden Gang der Handlung nicht hemmt. Der temperamentvolle Erzähler weiß bis zum Schluß zu spannen und, da er auf dem Gebiete der preußischen Marine und ihrer Geschichte Fachmann ist, auch zu belehren." Der Tag.

Die große Woge Ein Hamburger. Roman aus der Franzosenzeit. Von **Georg Lehfels.** 281 Seiten. Geh. M. 5.—. Geb. M. 7.—

In wundervoll dichterisch geschauten Bildern gleitet das geschichtliche Geschehen einer ereignisschweren Zeit am Leser vorüber: der sinkende Glanz des Rokoko, der Aufstieg und Sturz Napoleons, Englands Rücksichtslosigkeit im Kampf um die eigenen Interessen und endlich Deutschlands Erstarkung. Man könnte treffend Lehfels' Roman das Hohe Lied auf den Hamburger Kaufmann bezeichnen.

Das Glück in der Sackgasse Roman von **Hermann Kurz.** 6.—10. Tausend. Geh. M. 5.—. Geb. M. 7.—.

„Der Zauber geruhsamer Stunden und die würdevolle Anmut und Behaglichkeit eines seligen, altväterischen Kleinstadtlebens heimeln uns hinter bunten Butzenscheiben und lavendelduftigen Gardinen an . . . Die Fabel die es, mit reifer Meisterschaft gestalteten Stück Lebens erzählt uns der wirtschaftlichen Aufstieg einer Familie. Aber über allem Irdischen, Stofflichen jubiliert die reine Heiterkeit eines Dichters, der seine Augen an Spitzwegs Gemälden, seine Ohren an Mozarts Flötenchören satt trank und in der Sackgasse von Mauer zu Mauer ein Rosengewinde schlang, auf dem der schelmische Amor seiltänzerhaft hin und hergaukelt, bis er in die Kammern und Herzen glücklicher Buben und Mädchen schlüpft." Der Tag.

COLUMBIA UNIVERSITY

This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the rules of the Library or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
TWO WEEKS LOAN	TWO WEEKS LOAN	TWO WEEKS L	
28 Dec 38			

C28 (38) M50

330.1 Sp24

M5H 33505

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0050706136

1932

END OF
TITLE